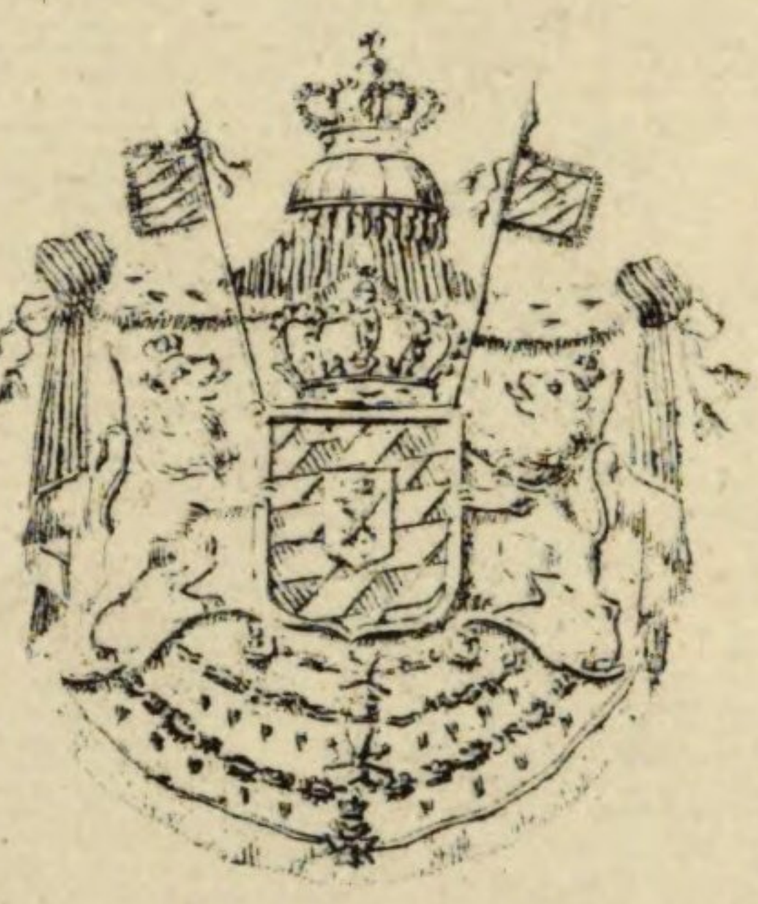
H. eccl.
1142m (1



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

<36603950890014

<36603950890014

Bayer. Staatsbibliothek

Historische Entwickelung

der

Schicksale

der

christlichen Kirche und Religion,

für gebildete Christen.

R

Von

Johann Friedrich Wilhelm Thym,

Professor der Kirchengeschichte und der Alterthümer zu Halle.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Band.

Berlin,

bei Johann Friedrich Unger.

1800.

205. D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Es war mir schon vor zehen Jahren, als ich das Studium der christlichen Kirchengeschichte mit ausschließendem Eifer zu betreiben anfing, eine auffallende Erscheinung gewesen, daß uns, bei der Menge von kirchenhistorischen Grundrissen und größern Hand- und Lehrbüchern für eigentliche Theologen, doch immer noch ein Lesebuch über diese Geschichte für gebildete Christen fehlte. Daß der Grund davon keinesweges in dem nicht gefühlten Bedürfnisse eines solchen Buchs liegen könnte, sah ich wohl ein, da es über die große Nutzbarkeit eines Lesebuchs der Kirchengeschichte nur Eine Stimme giebt; aber ich bemerkte bald, daß die Schwierigkeiten, die von der Ausarbeitung eines solchen Werks unzertrennlich sind, bisher von allen schriftstellerischen Versuchen dieser Art abgeschreckt hatten. Zwar erschien im Jahre 1792 zu Zürich eine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, bei deren Darstellung die Ab-

sicht des ungenannten Verfassers dahin ging, ein zwischen einem Grundrisse und einem grö-ßeren Lehrbuche in der Mitte liegendes Lesebuch der Kirchengeschichte zu liefern, „wodurch sich so-wohl der Unstudirte, als auch der Studirte, der aber die Kirchengeschichte nicht zu seinem besondern Studium machen kann, ohne Weitläuftigkeit fruchtbar belehren könnte.“ Fast scheint es aber, da außer dem zweiten Bande seit sieben Jahren von diesem Werke nichts weiter ins Publikum gekommen ist, daß sich der Verfasser von der Fortsetzung desselben durch den Mangel an gün-stiger Aufnahme habe abschrekken lassen.

Genug! die Sehnsucht nach einem solchen Lehrbuche hat sich noch immer bei mir erhal-ten, bis ich es jetzt endlich selbst wage, mit die-ser historischen Entwikkelung der Schicksale der christlichen Kirche und Religion, für gebildete Christen, hervorzutreten. Ich gestehe es gern, daß mein ganzes Unternehmen in so fern ein Wagestück ist, als ich mit dieser Arbeit ein Publikum zu befriedigen wünsche, in welchem Leser von dem verschiedenartigsten Geschmack zu-sammentreffen. Aber ich bin auch so weit von dem thörigten Vorhaben entfernt, Allen Alles werden zu wollen, daß ich vielmehr nur den Leser von solidem Geschmack und von reinem, warmen Gefühl für die Religion und Wahr-heit unter der Arbeit beständig vor Augen ge-

habt habe. Ichmöchte nämlich mein Buch vorzüglich gern in den Händen solcher Christen sehen, denen ihr Christenthum so weit eine Angelegenheit ihres Herzens geworden ist, als sie nun schon über den in der ersten Jugend empfangenen Katechismusunterricht hinaus selbst gedacht und geforscht haben, um das todte Gedächtnißwerk in einen lebendigen Glauben umzuschaffen, der sie wie ein schützender Genius über die Unebenheiten ihrer irdischen Laufbahn glücklich hinüberbringen soll. Ohnmöglich kann es solchen Christen länger gleichgültig bleiben, ob sie von den Schicksalen derjenigen Religion, der sie an Veredlung und Beruhigung so viel verdanken und künftig noch zu verdanken hoffen, eine mehr als oberflächliche Kenntniß haben, oder nicht. Was ist natürlicher, als daß sie zu erfahren wünschen, unter welchen Umständen der große Stifter dieser Religion erschienen, und was am Ende aus der Lehre geworden sei, die uns in unsern Religionsurkunden als die seinige überliefert wird, da sie in einer Reihe von achtzehn Jahrhunderten die zahllosen Hände derjenigen Männer durchlaufen mußte, die sich Nachfolger und Diener Christi und Verkündiger seines göttlichen Worts genannt haben? Was natürlicher, als daß sie dem ersten Entstehen der Gesellschaft dieser Lehre zuzusehen und sich in einer gedrängten, von aller ge-

lehrten Umständlichkeit entkleideten Übersicht von den wichtigsten Veränderungen dieser Kirche und jener Religion unterrichten zu können wünschen? Freilich werden sie auf dem Gemälde, das sie aus der Hand der Kirchengeschichte erhalten, manche dunkle und blutige Flecken, manche Greuelscenen des blinden Aberglaubens und einer empörenden Religionswuth gewahr werden, vor denen ihr menschenfreundliches Herz zurückbebt; freilich werden sie zuweilen auch den mitleidigen Blick auf rauchende Scheiterhaufen und dampfende Brandstäte, auf verödete Felder und Städte, auf gewürgte Mitchristen und verstümmelte Brüder Eines Glaubens hinwenden müssen; — aber wo ist irgend ein Theil der Geschichte des menschlichen Geschlechts ganz rein von solchen Flekken, und wo kann sich das niedergeschlagene Auge dankbarer zum Himmel erheben, als gerade in der Geschichte der endlichen Reformation unserer Religion und Kirche, wo es der Spuren der göttlichen Vorsehung, der frohen Aussichten in die Zukunft so viele giebt?

Man hat zwar hie und da die Geschichte unserer Religion und Kirche als Ein fortlaufendes langweiliges Klagelied über die Verwirrungen des menschlichen Geistes in der wichtigsten Angelegenheit des Verstandes und Herzens, als eine lange ermüdende Litanei von Ketzereien, dürftigen Begriffen der frühen Christen und

Kirchenlehrer, von Heuchelei, Herrschsucht, Tyrannei u. s. w. verschrieen — kurz: als eine Wissenschaft, durch die sich freilich unsre Kandidaten des lieben Examens wegen durcharbeiten müßten, die denn aber doch dem gebildeten Manne weder eine frohe, noch eine lehrreiche Ansicht gewähre. Indessen ist es immer noch die wichtige Frage, ob dieser Vorwurf die Wissenschaft selbst, oder nicht vielmehr die einseitige Bearbeitung derselben treffe? Freilich schimmert aus manchen kirchenhistorischen Werken nur zusehr eine gewisse Partheilichkeit und Bitterkeit, ein Widerwille, ein Zorn — mit Einem Wort: eine herrschende unmuthsvolle Stimmung der Seele hervor, unter der sie aus der Feder der Verfasser geflossen waren. Es würde mir sehr erwünscht sein, wenn man dieser historischen Entwikkelung hier eine solche nachtheilige Stimmung meiner Seele nicht anmerkte; wenigstens bin ich mir bewußt, daß sie in keiner Stunde der Ausarbeitung eigentlich herrschend bei mir gewesen sei, ob ich nicht gleich in Abrede sein mag, daß es Augenblikke gab, wo mich über offenbare Unmenschlichkeiten oder Absurditäten ein gewisser Unwille ergriff. Aber ich fürchte auch bei billigen Lesern den Vorwurf nicht, als sei da mein Unwille ungerecht gewesen, so wie ich mir übrigens das Zeugniß geben darf, das Gute, das in einer Reihe von achtzehn Jahr-

hunderten in der christlichen Kirche gewirkt worden ist, nirgends mit Vorsatz verschwiegen zu haben. So viel es die Grenzen meiner Entwikkelung erlaubten, ist darauf aufmerksam gemacht worden, was die christliche Religiou hie und da zur Milderung der Sitten, zum Fortschreiten in der gesammten Kultur, zur nähern wohlthätigen Verbindung der Völker u. s. w. beigetragen habe, und wie dagegen mancher herrschende Fehler dieses oder jenes Zeitalters nicht gerade auf die Rechnung unserer Religion zu schreiben sei. Kurz — ich habe mich sorgfältig gehütet, bei der Beurtheilung der frühern christlichen Jahrhunderte das gegenwärtige achtzehnte zum Maaßstabe zu nehmen, um mir nicht eine einseitige, partheiische Handhabung der historischen Gerechtigkeitspflege zu Schulden kommen zu lassen. Überhaupt aber habe ich durch dieses ganze Werk vorzüglich nur die Rolle des historischen Referenten übernommen, um nicht durch eine anmaßende Kritik dem eigenen Urtheile des verständigen Lesers vorzugreifen. Die Akten sind hier, wie ich mir schmeichele, zum Spruch so instruirt worden, daß es dem denkenden Leser weiter nicht schwer werden kann, die letzte Sentenz in eigener Person zu fällen. Und dieses Vergnügen der eigenen Anschauung und Thätigkeit der Seele während der Lektüre meines Buchs denke ich

mir als den edelsten Lohn für die manigfaltige Anstrengung, unter der es geschrieben worden ist.

Weiter mag ich hier auch nicht den Gewinn bezeichnen, den ich mir von dieser Arbeit für gebildete Christen verspreche, weil mir auch die bescheidenste Auseinandersetzung desselben immer noch für anmaßendes Selbstlob ausgelegt werden könnte. Die Wahrheit ist mir — das versichere ich hier feierlich — über alles werth und theuer gewesen. Ob ich gerade das für mein Publikum Wissenswerthe mit Glück ausgewählt habe, bleibt billigen Richtern zu entscheiden überlassen, nur hoffe ich doch nirgends auf offenbare Mikrologien und gelehrten Tand gerathen zu sein. Einer leichten und einladenden Darstellung der Begebenheiten habe ich mich soviel beflissen, als ich überhaupt das etwanige Talent dazu besitze; nur weiß ich nicht, ob es mir durchgängig gelungen sein möchte, die fast unübersehbare Menge der verschiedenartigsten Thatsachen zu Einem, möglichst leicht übersehlichen Ganzen zusammengeordnet zu haben? — Aber bei dem Allen ist doch immer der Beifall des soliden Lesers das höchste Ziel meines Bestrebens geblieben. Ohnmöglich konnte ich mich überwinden, dem vielleicht durch eine gewisse lose Lektüre verwöhnten Geschmack dieses oder jenes Lesers so weit nachzugeben, daß

ich ihm zu Liebe die reinen historischen Thatsachen zu einem historischen Roman ausgeschmückt und umgeschmolzen hätte. Von einer billigen Bequemung zu dem herrschenden Zeitgeschmack dürfte ich mich zwar nicht freisprechen; aber immer sollte doch das historische Gemälde, das ich hier aufgestellt habe, seinen Hauptschmuck von der treuen, würdevollen Darstellung der Wahrheit entlehnen und sein anlokkendes Interesse mehr der Wichtigkeit der Sache, als dem schimmernden Glanz der Worte verdanken. Sind meine Erwartungen nicht zu kühn, so wird der Reiz der Geschichte und die Würde des Inhalts die Aufmerksamkeit vieler gebildeten Christen für meine Arbeit erregen. Geschrieben auf der Friedrichsuniversität zu Halle im März 1800.

Erstes Buch.

Jesus, der Stifter der christlichen Religion ward vor achtzehnhundert Jahren, nach der Erzählung der Evangelisten, unter wunderbaren Verbindungen geboren. Die Geschichte seiner ersten Bildung ist uns ganz unbekannt; und selbst vorausgesetzt, daß er eine gelehrte jüdische Erziehung erhalten habe, so bleiben doch — bei dem geringen Grade der damaligen wissenschaftlichen und moralischen Kultur seiner Landsleute — die großen Fortschritte, die er bis zu seinem dreißigsten Jahre hin in der Aufklärung seines Geistes, wie in der Veredlung seines Herzens machte, völlig unerklärbar für uns, wenn wir nicht zu einer außerordentlichen Mitwirkung Gottes unsre Zuflucht nehmen wollen.

Ein halbes Jahr vorher, ehe Jesus sein öffentliches Lehramt antrat, verkündigte Johannes, sein Verwandter aus einer priesterlichen Familie, eine strenge Sittenlehre und empfahl die Selbstbesserung als das einzige Mittel, um in das bevorstehende Reich des Messias, des verheissenen Retters der jüdischen Nation zu gelangen. Die durch die sinnbildliche Reinigungsceremonie der Taufe eingeweihte Gesell-

schaft seiner Anhänger war, vor der großen Reformation durch Jesum, die erste verbesserte Religions-Societät unter den Juden, und nachdem sich Jesus selbst von seinem Freunde die symbolische Weihe hatte geben lassen, trat dieser, als Vorgänger und Gehülfe, bescheiden hinter seinen Meister zurück, auf den er nun, als auf jenen verheißenen Erretter der Nation, unmittelbar hinwies.

Als diesen Christum kündigte sich nun auch Jesus selbst, drei Jahre seiner blühendsten Lebensperiode hindurch, in Lehren und Thaten an. Anstatt den irdischen Hoffnungen seiner Nation auf die Erlösung von dem drückenden Joche der Römer nur im Mindesten nachzugeben, läßt er seine Anhänger vielmehr die Erlösung aus der Sklaverei der Unwissenheit und der Unmoralität hoffen, wobei er ihnen die erweckliche und tröstende Aussicht auf einen versöhnlichen Gott, als den Vater, Gesetzgeber und Richter aller Menschen, und zugleich auf eine vergeltende Ewigkeit eröffnete. Von der eingeschränkten Idee, die Religion seines Vaterlandes von dem unnützen Ballast der pharisäischen Kasuistik zu erlösen, ging er zu einem Plan über, der in dieser Ausdehnung bis dahin noch in keines Menschen Seele gekommen war — sich unter den Völkern aller Länder und aller Zeiten eine Gesellschaft von Bekennern zu sammeln, die den Urheber ihres Daseins und den Regierer ihrer Schicksale in einem veredelten Sinn und Wandel anbeten und in eben dem Grade reinere Verehrer seiner eigenen Verdienste um die Menschheit werden sollten, als sie die Religion die wichtigste Angelegenheit ihrer Herzen

sein ließen. Mit der edelsten Selbstverläugnung opferte er Bequemlichkeit und Ruhe, Wohlstand und Ehre bei Andern auf, um sein erhabenes Ziel zu erreichen: den Menschen in einer, auf ächte Religiösität gegründeten Moralität den sichersten Weg zu ihrer wahren, irdischen und ewigen Glückseligkeit anzugeben. Im Grunde waren daher die meisten der Vorschriften, die er den Seinigen zur Befolgung aufstellte, nichts anders als die in Worten ausgedrückte Stimme der allgemeinen Menschenvernunft und der einfache, bedeutungsvolle Ritus des Abendmahls, der das dankbare Andenken an den freiwilligen Tod des Stifters des Christenthums bei den spätesten Anhängern desselben auf eine sinnlich-feierliche Art erhalten sollte, verbunden mit dem eben so bedeutungsvollen Einweihungsaktus der Taufe, als einer symbolischen Darstellung der Reinigung des Herzens von aller Unmoralität, kontrastirten sehr vortheilhaft gegen das überladene und leere Religionsceremoniell der Juden.

So unläugbar aber auch Jesus eine Reform des ganzen Menschengeschlechts bezweckte, so schränkte er doch seine eigenen Bemühungen zunächst nur auf die Religions- und Sittenverbesserung seiner Nation ein und um nun hier, als eigentlicher Volkslehrer, der irregeleiteten Menge nützlich werden zu können, mußte er sich in seiner ganzen Lehrart zu den Fassungskräften seiner ungebildeten Zuhörer herablassen. So wie er im Äussern Jude blieb und das Nationalgesetz im Allgemeinen respektirte, so legte er auch dem jüdischeu Sprachgebrauch seine freiern, gereinigtern Ideen über Gegenstände der Religion

und Moral unter, und stellte seine allgemein faßliche und allgemein anwendbare Vernunftreligion und Sittenlehre unter der landesüblichen Hülle den kleinlichen und drükkenden Statuten der pharisäischen Irrlehrer entgegen. Der lebhaften Phantasie des Morgenländers gab er in seinem bilderreichen Vortrag nach und sprach ganz im jüdischen Kostum, indem er seine Behauptungen mit Aussprüchen der heiligen Schriftsteller seiner Nation belegte. Sich aber dann irgend einer der herrschenden Partheien im Lande anzuschließen, hielt er für eben so unnöthig, als seiner unwürdig. Vielmehr deckte er die Blößen aller ohne Unterschied und ohne Schonnug auf. Der Beifall der unbefangenen, denkenden Juden war ihm gewiß bei der innern Kraft der Wahrheit und der edelpopulären Sprache in seinen Vorträgen, verbnuden mit einem musterhaften, unsträflichen Wandel; den großen blinden Haufen gewann er mehr durch die wundervollen Wohlthaten, die er Nothleidenden und Kranken erwies.

Aber eben dieser Beifall der Menge und die geheime Zustimmung mehrerer uneingenommener Denker zogen ihm den Haß der Pharisäer und Irrlehrer zu, nnd am Ende des dritten Jahres seines Lehramtes sammelte sich das Unglück, das ihm die Machinationen und Kabalen seiner Nebenbuhler beim Volk im Stillen bereitet hatte, wie schwere Gewitterwolken über sein Haupt. Der edelste und uneigennützigste Menschenfreund, der je gelebt hat, ward im drei und dreißigsten Jahre seines thatenreichen Lebens ein Opfer des blinden Partheigeistes und derjenige, nach dessen Namen sich nun schon

achtzehn Jahrhunderte hindurch Millionen Menschen jedes Standes, Alters und Geschlechts benannt haben, mußte als Landesverräther und Religionsspötter den schimpflichsten Tod am Kreuze sterben!

Es wäre voreilig, zu behaupten, daß die Trennung der Verehrer Jesu von der jüdischen Mutterkirche, daß das Zusammentreten der Bekenner der neuen Lehre zn einer abgesonderten religiösen Gesellschaft (Kirche) schon in dem Plan des Urhebers jeuer Lehre gelegen habe, oder wohl gar auf dessen unmittelbaren Befehl veranstaltet worden sei. Vielmehr ist jene Absonderung und dieses Aneinanderschließen als ein Werk der Nothwendigkeit, als eine unausbleibliche Folge gewisser zusammentreffender, zwingender Umstände zu betrachten, Aber soviel ist gewiß, daß schon Jesus selbst für die weitere Ausbreitung seiner hellern Ideen Sorge getragen hat. Darum sammelte er, außer den siebenzig Jüngern, die seiner Person und seinem Herzen weniger nahe waren, nach dem Muster der zwölf Stämme Israels uoch einen engern Ausschuß von zwölf jungen Männern um sich her, die in seiner Nähe, als die unmittelbaren Zeugen seiner Reden und Thaten, desto eher in seine höhern Ideen eingeweiht und für seinen großen, menschenfreundlichen Plan gewonnen werden konnten. Nicht Männer von tiefer Gelehrsamkeit, oder von hohen Geistesgaben, die der Nebel des Eigendünkels umlagert und zu einem Geschäft untüchtig gemacht hätte, das der Aufopferungen und Arbeiten viele forderte, und des Lohnes desto weniger versprach; sondern Männer von anspruchloser Einfalt der Sitten und

von schlichten Verstande, bei denen sich eine so glückliche Mischung der Charaktere fand, daß der Feuereifer des Einen durch die Sanftmuth des Andern leicht gemäßigt werden konnte. Diese stellten nun, nach der Entfernung ihres Jesus, der ihnen Lehrer und Vorbild gewesen war, mit den übrigen Verehrern desselben Andachtsversammlungen zu Jerusalem an, duldeten nach dem Willen des Stifters ihres Bruderbundes keinen Rang unter sich, sondern Petrus ward blos Wortführer und that den ersten Vorschlag zur Wahl eines neuen Apostels an der Stelle des verrätherischen Judas.

Aber immer fehlte es noch dem schüchternen Häuflein an Muth und Entschlossenheit, das gefahrvolle Apostelamt anzutreten, immer kämpften sie noch mit den tiefgewurzelten Nationalvorurtheilen, die es ihnen ohnmöglich machten, den Unterricht Jesu in seiner Lauterkeit zu fassen und reiflich darüber nachzudenken; bis ihnen endlich, am zehnten Tage nach der Entfernung ihres Meisters, der verheißene höhere Beistand zu Theil ward. Was es nun auch mit dieser außerordentlichen Begebenheit am ersten Pfingstfeste für eine Bewandniß gehabt haben mag — genug! der Erfolg hat gelehrt, daß sich die Apostel von diesem Zeitpunkte an mit neuen Kräften nnd mit neuem Muth beseelt fühlten, um die glücklichen Verkündiger einer frohen Bothschaft (des Evangeliums) zu werden, bei der sie den Drohungen der Juden und den Verfolgungen des hohen Raths zu Jerusalem eine männliche Festigkeit entgegen setzen konnten. Der Enthusiasmus, mit dem sie in ihren öffentlichen Vorträgen zu Jerusalem die

zahl-

zahllosen Zuhörer zum Glauben an Jesum, den Gekreuzigten und Wiedererstandenen, an Jesum, den Mittler zwischen Gott und Menschen und zur willigen Besserung ihres Sinnes und Wandels aufforderten, riß die staunende Menge mit sich fort und Tausende ließen sich auf das Bekenntniß des großen Reformators taufen, was auch das hohe Synedrium dem furchtbar um sich reißenden Strom für Hindernisse entgegensetzen mochte. Von Jerusalem aus verbreitete sich die neue Lehre über ganz Palästina und selbst in die wichtigsten Städte Kleinasiens und nach und nach des ganzen römischen Reichs ward sie verpflanzt, seitdem es der wortführende Petrus eingesehen hatte, daß Jesus als ein Wohlthäter des ganzen Menschengeschlechts, auch der Nicht-Juden erschienen sei.

Ein wichtiger Grund dieser schnellen Ausbreitung der neuen Lehre lag allerdings in jenem Enthusiasmus und in der Geschicklichkeit der ersten Verkündiger derselben, in den außerordentlichen Thaten, wodurch sie die Aufmerksamkeit des großen Haufens fesselten, in dem felsenfesten Muth und in der brüderlichen Eintracht, die gleich anfangs alle Bekenner des Evangeliums ohne Unterschied beseelten; aber immer wird doch das Phänomen, daß sich eine bei ihrem ersten Entstehen so höchst unscheinbare Revolution, die von einigen unbedeutenden Männern aus den niedrigsten Volksklassen angeregt ward, dennoch bald nach dem Tode des ersten Urhebers derselben wie ein elektrischer Schlag einem ganzen ungeheuern Reich mittheilte, so lange an das wunderbare grenzen, bis man die Zeitumstände, unter denen es

eintrat, genauer betrachtet hat. Freilich hatte Jesus bis zu seinem Tode hin die irdischen Erwartungen des_größten Theils seiner Landsleute nicht erfüllt; aber die blinde Menge hing denn doch den süßen Träumen von seiner baldigen Wiederkehr zur Errichtung einer tausendjährigen Universalmonarchie so lange nach, bis diese Träume erst nach vierzig Jahren mit der gänzlichen Auflösung des jüdischen Staats verschwanden. Und wenn eben dieser große Haufe, auf Eingebung seines dämonistischen und magischen Aberglaubens die Thaten der gottbegeisterten Männer ungeprüft anstaunte, so hielt sich der edlere Theil der Nation, zugleich mit den hellerdenkenden Samaritern, an den Unterricht jener Männer, der ihnen für Kopf und Herz unendlich mehr Nahrung darbot, als das engherzige Geschwätz der Pharisäer und das sophistische Spinnengewebe der Sadducäer. Ja, selbst der Pöbel ward doch schon immer mehr und mehr an der Untrüglichkeit seiner Despoten, deren Reich unter sich uneins zu werden anfing, irre; denn die niedrigen Priesterkünste, die den Freund der Menschheit hinzuopfern vermochten, waren am Ende zu schwach, um mit gleichem Glück den Stachel zu vertilgen, den die allmächtige Wahrheit aus seinem Munde in den Herzen der Zuhörer gegen die Rotte ihrer Verführer zurückgelassen hatte. Was konnte ohnedieß der ansehnliche Theil der Nation, der seit einer langen Reihe von Jahren überall, wo nur der römische Scepter herrschte, zerstreut war, für ein Interesse an den Machinationen der pharisäischen Partei nehmen, die unter politischen Revolutionen im Mutterlande aufgewachsen und eine Giftpflanze war,

die nur im einheimischen Boden gedeihen wollte? Diese Juden, die die christlichen Missionarien schon außerhalb Palästina vorfanden, zeigten sich entweder selbst für ihre Lehre empfänglich, oder hatten doch wenigstens die Gemüther der Nicht-Juden darauf vorbereitet, indem sie die Aufmerksamkeit derselben unmerklich auf die Haupt-Grundsätze des väterlichen Religionssystems hinleiteten, worauf das Christenthum, wie ein edles Reis auf einen verwilderten Stamm eingeimpft war. — Und in dieser nichtjüdischen (heidnischen) Welt, die für die Zukunft der Haupt-Schauplatz der neuen Lehre sein sollte, fand sich so Manches zusammen, was ihr gerade jetzt den Eingang erleichtern mußte. Es war die friedliebende Regiernng des Einen Augustus, der mit schlauer Kunst die doppelte Souveränetät des Senats und des Volks in seiner Person zu vereinigen gewußt hatte, was damals die auf den ganzen bekannten Erdboden zerstreuten und bis dahin so mannigfaltig gesitteten und regierten Völker durch das gemeinschaftliche Band derselben Regierungsform und Kultur unter dem mächtigen römischen Scepter zusammhielt. Der christliche Missionar ward mit der Einen griechischen Sprache durch das ganze ungeheure Reich verstanden; Handel und politische Verbindungen erleichterten ihm nicht nur seine eigenen Reisen, sondern ließen ihn auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich der Saame der neuen Lehre, den er in irgend einer größern Stadt des Reichs ausgestreut hatte, sehr bald in tausend Kanälen durch die ganze Provinz verbreiten würde. Und dieser Verbreitung setzten die Obrigkeiten so lange kein Hinderniß ent-

gegen, als sie von der neuen jüdischen Sekte keine Gefahr für den Staat, geschweige für die vaterländische Religion befürchteten, indessen der denkende Theil der Polytheisten, der die skandalöse Götterchronik mit der ganzen übrigen Mythologie schon längst als Ammenmährchen verworfen hatte und den äußerlichen religiösen Kultus nur noch als Polizeisache respektirte, sehr bald einer Lehre Geschmack abgewann, die des Statutarischen so wenig, und des rein Moralischen und Vernunftmäßigen so viel bei sich führte.

Diesem wichtigen Werke, die Heiden mit der neuen Lehre bekannt zu machen, unterzog sich, bald nach dem Tode Jesu, vorzüglich derjenige Apostel, dem überhaupt das Christenthum in Ansehung seiner schnellen Ausbreitung so viel verdankte — Paulus, der aus einem unerbittlichen Inquisitor der Christensekte in Palästina ein eben so glücklicher Vertheidiger, als Verkündiger ihres Glaubens außerhalb Palästina ward. Wenn der Haß der jüdischen Kirche, der ihn als einen Abtrünnigen in doppeltem Maaße traf, das Zusammentreten der Bekenner der neuen Lehre in geschlossenen, abgesonderten Gesellschaften (Gemeinen) nothwendig machte, so ward er selbst eben dadurch genöthigt, sich am Ende mit seinem Unterricht ausschließend an die Nicht-Juden zu wenden, für die er natürlich auf eine freiere Lehrart bedacht sein mußte, bei der er sich nicht so sehr von dem jüdischen Kostum des Vortrages losmachte, als er die Vorzüge des Christenthums vor dem Judenthum in ein helleres Licht zu setzen suchte. Aber eben dies gab zu der ersten Mißhelligkeit zwischen

ihm selbst und Petrus, und noch mehr zu den ersten Gährungen in den aus Juden- und Heidenchristen gemischten Gemeinen Kleinasiens Anlaß, so daß, ehe noch zwanzig Jahre nach dem Tode Jesu verflossen waren, schon eine Versammlung der Apostel und der übrigen Vorsteher und Mitglieder der Gemeine zu Jerusalem gehalten werden mußte, in der die neuen Christen aus dem Heidenthum von der Verbindlichkeit gegen das Mosaische Gesetz freigesprochen wurden. Dessen ungeachtet dauerte der Streit zwischen den Paulinischen Christen auf der einen und dem Jüdischgesinnten auf der andern Seite bis zur endlichen Auflösung des jüdischen Staats fort und Paulus selbst, der noch vor dieser Epoche unter dem blutdürstigen Nero in Rom hingerichtet ward, mußte auf seinen Missionsreisen durch Kleinasien, Italien und Griechenland, eben jenes hartnäkkigen Haders wegen, seinem mündlichen und schriftlichen Unterricht ein ganz polemisches Ansehen geben. Nur was Er mit rastloser Thätigkeit für die weitere Ausbreitung des Christenthums gethan hat, ist uns mit historischer Gewißheit überliefert worden; dagegen wir in die Erzählung von den Reisen der übrigen Apostel durch den ganzen damals bekannten Erdkreis ein um so größeres Mißtrauen setzen müssen, jemehr späterhin auch die entlegensten christlichen Gemeinen auf den Vorzug des Apostolischen Ursprungs Anspruch machen wollten. Am wenigsten verdient das in späteren Zeiten ausgesonnene Mährchen Glauben, daß Petrus, nach einem neunjährigen Aufenthalt in Palästina, eine lange Reihe von Jahren hindurch der Gemeine in Rom als Bischof

vorgestanden habe, bis er dort mit Paulus dasselbe Schicksal theilen mußte. Die ganze Erzählung ist nur zu gewiß aus dem Gehirn eines Schmeichlers entsprungen, der den Päbsten ihren Vorrang, als der unmittelbaren Nachfolger des angesehensten Apostels, auf diesem Wege unwiderleglich zusichern wollte.

Mündlicher Unterricht in der Lehre Jesu war zwar das Hauptgeschäft der ersten Verkündiger des Evangeliums; aber sie haben den von ihnen gestifteten Gemeinen auch schriftliche Denkmäler des Lebens Jesu und der Hauptmomente ihrer Vorträge hinterlassen, woraus sich im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt durch die Uebereinstimmung der einzelnen Gemeinen diejenige geschlossene Sammlung heiliger Schriften gebildet hat, die wir bis auf den heutigen Tag unter dem Namen des neuen Testaments als die Urkunden des Christenthums und als die höchste Richtschnur unsers christlichen Glaubens verehren. Je mehr dem heutigen Leser dieser Schriften die gehörigen Sprach- und historischen Kenntnisse des jüdischen und christlichen Alterthums zu Gebote stehen, desto leichter muß es ihm werden, sie als das, was sie sind, als Gelegenheitsschriften zu beurtheilen, in denen der reine Lehrbegriff Jesu theils nach der verschiedenen Denk- und Darstellungsart des Schreibenden, theils nach den verschiedenen Bedürfnissen seiner Leser verschieden modificirt worden ist, ohne darum jedes Wort der Apostel für Wort Jesu, oder wohl gar für Wort Gottes zu halten. Mögen auch diese Männer immerhin ihre eigenthümlichen Vorstellungen von der göttlichen

Würde Jesu Christi, von dem Versöhnungstode und der ganzen Genugthuung desselben für die Sünden der Menschen, von unserm künftigen Zustande u. s. w. gehabt haben; genug! sie stimmen doch alle in der Hauptsache überein: daß so wie sich die Vaterliebe Gottes in der Sendung Jesu Christi auf Erden herrlich erwiesen habe, alle Menschen ohne Unterschied der Nation, der Geburt, des Standes u. s. w. dahin streben müßten, um durch eine treue Befolgung der Vorschriften Jesu der ewigen Glückseligkeit in einem künftigen Leben würdig zu werden. — Auf das Bekenntniß dieses Glaubens wurden die Proselyten aus dem Juden- und Heidenthum von den ersten Lehrern des Christenthums getauft und aus solchen Glaubensbekenntnissen ward in spätern Zeiten der bekannte Aufsatz zusammengesetzt, der noch immer unter dem Namen des apostolischen Glaubens bei dem Religionsunterricht unserer jungen Christen zum Grunde gelegt wird.

Den Hauptsätzen nach war also die Lehre Jesu und der Apostel sehr einfach und einleuchtend; aber wenn man bedenkt, wie groß die Verschiedenheit der Fassungskräfte und vorgefaßten Meinungen, der ganzen intellektuellen und moralischen Kultur bei den ersten Anhängern dieser Lehre sein mußte: so wird man sich weiter nicht wundern, daß es schon im apostolischen Zeitalter Leute gab, die das simple Christenthum nach ihrer Weise modeln und aufputzen wollten. Wenigstens ist so viel gewiß, daß schon die Apostel mit Menschen zu streiten hatten, die entweder ihre aus dem Judenthum entlehnten Grillen, oder ihre aus dem Heidenthum mitge-

brachten philosophischen Träumereien an das Christenthum anknüpfen und sich dadurch in einzelnen Gemeinen keinen unbedeutenden Anhang zu verschaffen wußten. Nur sollte man die Freigebigkeit mit gehässigen Namen nicht so weit treiben, daß man jede Abweichung von dem Glauben der ersten Christen mit dem Worte Ketzerei brandmarkte und einen jeden schwärmerischen Kopf jener Zeiten sogleich in das schwarze Ketzerregister setzte, welches durch den Eifergeist der spätern Wortführer in der herrschenden Kirche ohnedieß schon ansehnlich genug geworden ist.

Allerdings mag es den Aposteln, so wie den übrigen ersten Lehrern des Christenthums Mühe genug gemacht haben, Menschen von der verschiedensten Geistesbildung und Denkart, die überdieß noch durch einen tiefgewurzelten Religions- und Nationalhaß von einander getrennt waren, in engverbundenen Gesellschaften zur Erreichung des Einen großen Zwecks des Urhebers ihres neuen Glaubens zu vereinigen. Das Natürlichste war, daß sie sich bei der Einrichtung der ersten Kirchen theils die alte Mutterkirche, die sie aus ihrem Schooß vertrieben hatte, zum Muster nahmen, theils sich die jedesmaligen dringendsten Bedürfnisse der gemischten Christenhaufen einen Maaßstab sein ließen. So setzten sie bei den Gemeinen, die sie gestiftet hatten, Vorsteher und Lehrer an, weil denn doch in religiösen Gesellschaften vor allen Dingen für gute Sitten, so wie für das Fortschreiten in der Religionserkenntniß gesorgt werden muß; an andern Orten wählten sich die Gemeinen selbst zu diesem Behuf die verständigsten und un-

bescholtensten Männer aus ihrer Mitte. Zu diesen sogenannten Ältesten wurde nicht so sehr ein hohes Alter, als vorzüglich Gesetztheit und erprobte Klugheit und Rechtschaffenheit gefordert, damit sie mit Ernst und Nachdruck über die Reinigkeit der Lehre, wie über Zucht und Ordnung in der Gemeine wachen könnten. Denn die väterliche Aufsicht über die ihnen Anvertrauten gehörte zu ihrem Hauptgeschäft, daher jetzt noch der späterhin so hochgeachtete Name der Aufseher (Bischöfe) auch ihnen ertheilt wurde, wenn gleich bei manchen größern Gemeinen dieser Name vorzugsweise den Vorstehern ganzer Ältesten-Kollegien beigelegt worden zu sein scheint. Den Diakonen ward die Aufsicht über die gottesdienstlichen Versammlungsörter, so wie vorzüglich die Verpflegung der Armen und Kranken anvertraut, welches Geschäft bei dem weiblichen Geschlecht den Diakonissinnen oblag. — Einen besondern Stand machten diese verschiedenen gottesdienstlichen Personen nicht aus; aber daß sie von den Gemeinen als ein Senat von Sachverständigen respektirt wurden, bei denen man nicht bloß über Gegenstände der Religion und Kirchenzucht die beste Auskunft sondern auch in Verlegenheit aller Art, besonders bei bürgerlichen Streitigkeiten mehr reellen Rath und Beistand finden konnte, als bei den heidnischen Obrigkeiten, war eben so natürlich, als für das Beste der Gemeinen wohlthätig. Freilich ist schon hier der erste Grund zu dem in spätern Zeiten so verderblichen Priesterregiment (Hierarchie) zu suchen; freilich haben in der Folge gewinn- und herrschsüchtige Hirten der Gemeinen die, dem persön-

sönlichen Werth ihrer Vorgänger freiwillig eingeräumten Vorrechte als herabgeerbte, und durch göttliche Vollmacht geheiligte Standesrechte zum Verderben der übrigen Christen usurpirt: — aber sollten die Apostel darum, weil unter den Händen schlechter Menschen auch die unschuldigste Einrichtung verderblich werden kann, die Heerden ohne Führer, die Schwachen am Geist ohne Rathgeber lassen?

Das waren denn auch die Ältesten und Bischofe dieser Zeit ganz, was sie ihrer ersten Bestimmung nach sein sollten. Man kam, so lange es die eifersüchtigen Juden verstatteten, in den Synagogen, zur Zeit des Drucks von jüdischer und heidnischer Seite in der Privatwohnung eines Gemeingliedes ja selbst in Gräbern, Höhlen und Wäldern zusammen, um sich mit Gesang und Gebet zu erbauen, um den freien, herzlichen Vortrag des Lehrers über einen vorgelesenen Abschnitt aus den heiligen Schriften anzuhören. Zu den sogenannten Liebesmälern, die das Band der Bruderliebe enger knüpfen sollten, brachte der Reichere von seinem Ueberfluß mit, um den ärmern Glaubensgenossen willig daran Theil nehmen zu lassen und das Abendmahl war jetzt noch eine trauliche Mahlzeit zum feierlich dankbaren Andenken an den großen Märtyrer der Wahrheit und Tugend, der den versammelten Gläubigen in seiner Lehre und in seinem Beispiel ein unschätzbares Vermächtniß hinterlassen hatte. Ihm zu Ehren ward auch jährlich der Tag seines Todes und seiner Auferstehung gefeiert und zwar jetzt, wo die Anzahl der Judenchristen in den Gemeinen noch die überwie-

gendere zu sein pflegte, gewöhnlich in Verbindung mit der von Mose eingesetzten Osterlammsmahlzeit.

So athmete denn in Lehre, Kultus und Wandel der ersten Christen Alles die edle Apostolische Einfalt; wiewohl wir uns die Heiligkeit des frühesten christlichen Zeitalters nicht bis zu dem Grade ausgedehnt denken dürfen, daß die Gemeinen bei einzelnen schändlichen und gefährlichen Menschen in ihrer Mitte nicht schon jetzt von ihrem Recht der Ausschliessung hätten Gebrauch machen müssen. Und allerdings wenn schlechte Exempel den fremden Religionsbekennern kein nachtheiliges Ärgerniß, keinen Anlaß zu gerechten Vorwürfen geben sollten, mußte die Strenge der Kirchenzucht gerade jetzt verdoppelt werden, wo die Zeiten der Verfolgung für die kleine unterdrückte Parthei schon allmählig heranrückten. Nur freilich konnten die jüdischen Priester, ohne Beistimmung der heidnischen Obrigkeiten, gegen die Erbfeinde ihrer Religion und Kirche nichts Bedeutenderes unternehmen, als daß sie Verläumdungen ausstreuten, oder einmal im Tumult einen Jakobus den Jüngern vom aufgewiegelten Pöbel steinigen ließen; wenn aber ein Nero, der sich durch das brennende Rom den Brand von Troja einmal zur Lust vergegenwärtigen wollte, den Christen in der Hauptstadt die Schuld davon zuschiebt, so kann das traurige Schicksal einzelner Christen noch nicht eine allgemeine Christenverfolgung genannt werden. Aber leider! raubte denn doch diese Raserei des Tyrannen der neuen Parthei in den Aposteln Paulus und Petrus gerade ihre beiden Hauptstützen und ein Schüler dieser Männer, der damalige römische Bischof Kle-

mens, dessen berühmter Brief an die Gemeine zu Korinth eine von allen entstellenden Zusätzen freie Glaubens- und Sittenlehre enthält, konnte gewiß nur mit vieler Mühe den durch die Hauptstadt zerstreuten Christen von Neuem Muth einflößen.

Unterdessen brach aber der für die glücklichen Fortschritte des Christenthums überaus wichtige jüdische Krieg aus, der alle Schrecken eines Rache- und Freiheitskrieges mit sich führte. Wenn die Nation nun schon seit einer langen Reihe von Jahren ihre politischen Rechte gekränkt, ihren Tempel durch die Römer entheiligt und sich auf der einen Seite von den unablässig wechselnden Stadthaltern, auf der andern von den dienstbaren Geistern der Generalpächter in Rom gedrückt und ausgesogen sahe, was Wunder, wenn der Funke des Aufruhrs, den Empörer und Zeloten unaufhörlich anfachten, endlich in eine helle, verheerende Flamme ausbrach? Nachdem sich die römischen Feldherren eine Provinz des Landes nach der andern unterworfen hatten, mußte es endlich (70) der menschenfreundliche Eroberer Titus mit ansehen, daß Jerusalem selbst mit Leichen bedeckt und der Tempel von Grund aus zerstört wurde. Durch diese eine große Begebenheit ward nun der Stifter des Christenthums als wahrer Prophet legitimirt und die Bekenner seiner Lehre durften hoffen, daß sich auf den Trümmern der jüdischen Religion und Kirche ihre eigene Kirche einmal zur herrschenden erheben würde. Jetzt, da der auf Jerusalem eingeschränkte Jehovahdienst gleichsam unter den Ruinen des Tempels begraben war, ward es Pflicht der Selbsterhaltung für die Christen, sich in Allem von

der Mutterkirche recht sorgfältig abzusondern, damit sie von den Römern nicht länger für eine Sekte der Juden gehalten und mit diesen in dieselbe Klasse der Empörer gesetzt werden möchten. Der kleine Überrest der Gemeine zu Jerusalem, der sich bei dem Anfange der Belagerung nach dem Städtchen Pella jenseits des Jordans geflüchtet hatte, so wie die übrigen durch Palästina zerstreuten Christen, hingen noch lange Zeit mit sklavischer Anhänglichkeit an dem Mosaischen Ceremonialgesetz und werden im zweiten Jahrhundert als eine Mittelsekte zwischen Juden und Christen erwähnt, die den von den letztern verworfenen Partheinamen Nazarener annahm, weil sie, die Jesum nicht für den Christ (Messias) anerkannten, auch nicht Christianer genannt sein wollten. Dabei mögen sie zum Theil wohl noch auf manche unchristliche Grillen, z. B. auf die Schwärmerei einer freiwilligen, selbst erwählten Armuth verfallen sein, wovon sie denn auch die Ebioniten (Ebionäer) genannt worden sind.

Genug! die Scheidewand zwischen Christen und Juden war nun auf immer unerschütterlich befestigt und in eben dem Grade, als die strengern Jüdischgesinnten auf einen kleinen Winkel von Palästina immer mehr und mehr eingeschränkt wurden, verbreiteten sich die Bekenner Christi nach freiern, Paulinischen Grundsätzen in immer größern Kreisen über den ganzen bekannten Erdboden. Diese hatten in dem Lieblinge Jesu, in dem Greise Johannes noch jetzt eine Hauptstütze ihres unabhängigen Glaubens und ihres ächtchristlichen Sinnes und Wandels. Dieser Apostel hat beinahe noch das Ende des ersten

Jahrhunderts erlebt. Das fabelhafte christliche Alterthum erzählt sich manches Mährchen von seinen letzten Leiden unter Kaiser Domitian, der einige Christen seines Reichs allerdings verfolgen ließ, weil die neue Lehre sogar bei seinen eigenen Verwandten und Hofbedienten festen Fuß gefaßt hatte und er von den Anhängern eines Abkömmlings des berühmten Judenkönigs David für die Sicherheit seines eigenen Thrones fürchten zu müssen glaubte. Indessen ist nur so viel historisch erweislich, daß Johannes nach dem Tode Jesu vorzüglich in Kleinasien gelebt und sich zuletzt, freiwillig oder gezwungen, die Insel Patmos zu seinem Aufenthalt gewählt habe. Wenigstens wird dies Letztere in dem merkwürdigen prophetischen Buche gesagt, das die Sammlung unserer heiligen Schriften beschließt. Es mag immerhin zweifelhaft bleiben, worüber sich schon das Alterthum stritt, ob das Buch ein ächtes Werk dieses Apostels sei: so verdient es doch immer alle Aufmerksamkeit theils seines hohen prophetischen Dichterschwunges, theils der mannifaltigen Urtheile und Deutungen wegen, die es seit den frühesten Zeiten erfahren hat. Wenn eine große Anzahl von Christen mit tiefer Ehrfurcht zu diesem Orakel hinzutrat, das sie in ihren kühnsten Hoffnungen eines baldigen glorreichen Sieges des Christenthums über das Heidenthum bestärkte, so setzten Leute von weniger sanguinischen Erwartungen es desto tiefer, als die Ausgeburt eines Schwärmers herab, der seine Träumereien von einem tausendjährigen Reiche Christi auf Erden durch eine solche Lektüre zur Sache der ganzen Christenheit hätte machen wollen.

Was dieser letztern Meinung keinen unbedeutenden Grad von Wahrscheinlichkeit gab, war das, daß der Apostel Johannes selbst noch einen beträchtlichen Schwärmer dieser Art erlebte, den er bei seinem Evangelio und bei seinen Briefen als den ersten christlichen Ketzer im Auge gehabt haben soll. Cerinthus, wahrscheinlich ein gebohrner Jude, machte nämlich in den Gegenden, wo Johannes lebte und lehrte, viel Aufsehen mit einem aus Juden- und Christenthum gemischten System, welchem die damals in Alexandrien blühende Philosophie zur Grundlage dienen mußte. Was dem Grübler in diesem Sammelplatz der fremdartigsten, morgenländischen und griechischen Weisheit von einem guten und bösen Grundprincip des ganzen Weltsystems und von gewissen geistigen Ausflüssen (Aeonen) aus dem in einer unermeßlichen Luftfülle wohnenden guten Grundprincip zu Ohren gekommen war, das fügte er wunderbar genug zu einem jüdisch-christlichen Drama zusammen. Einer der ausgearteten Aeonen, der zugleich der Schöpfer der Welt (Demiurgus), der Gott der Juden und der Urheber des Mosaischen Gesetzes war, hatte die Menschen von der Erkenntniß und Verehrung des guten Gottes abgeführt. Diesem Übel abzuhelfen sandte der gute Gott einen seiner erhabensten Geister, den Aeon Christus, auf die Welt, der sich bei der Taufe auf Jesum, den Sohn Josephs und der Maria, herabließ und sich hernach wieder von ihm trennte, als die Juden von ihrem Gott, dem Weltschöpfer gereizt, den Menschen Jesum ans Kreuz hefteten. Aber Christus wird einst in Jerusalem wieder erscheinen, um dort mit seinen treuen

Anhängern die freudenreiche tausendjährige Universalmonarchie zu gründen.

Schwärmereien dieser Art fanden bei den gemischten Christenhaufen um so leichter Eingang, jemehr ihnen der Despotismus ihrer heidnischen Tyrannen unerträglich werden mußte, und selbst gutgesinnte Kaiser glaubten nicht ohne Strenge mit einer Parthei auskommen zu können, die ihnen von allen Seiten her als ein Gegenstand des allgemeinsten Menschenhasses geschildert wurde. Die Priester des Götzendienstes, die bei jeder Fingerbreite Landes, die das Christenthum dem Polytheimus abgewann, für ihr Ansehen und für ihre Einnahme Alles befürchten mußten, wiegelten natürlich den Pöbel gegen die gefährlichen Neuerer auf und die Statthalter in den Provinzen waren eine Seltenheit, die sich bei solchen Unruhen von den Priestern nicht stempeln ließen, sondern sich, wie der jüngere Plinius in Bithynien, bei der täglich zunehmenden Menge der Christen die Verhaltungsbefehle unmittelbar von ihren Augusten einholten. Denn freilich hätten unpartheiische Obrigkeiten bei ordnungsmäßigen Untersuchungen der Wahrheit bald auf den Grund kommen können, daß Leute, die nichts von Opfern und Götzenbildern wissen wollten, darum nicht gleich Gottesverächter, Religionsspötter, oder wohl gar Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wären. Allerdings wurden schon jetzt, ehe noch ein volles Jahrhundert nach der Geburt Christi abgelaufen war, die Götzentempel immer weniger besucht und die Opfer immer seltener dargebracht; aber mußte darum den gekränkten Priestern so blindlings geglaubt werden, wenn sie die

Mähr-

Mährchen ausstreuten, daß die Christen bei ihren nächtlichen Konventikeln in unzüchtiger Gemeinschaft die üppigsten Gastmäler anstellten, ja wohl Kinder opferten und Menschenfleisch genössen? Selbst der, nach einer langen Reihe nichtswürdiger Kaiser gewiß sehr schätzenswerthe Trajan schöpfte denn doch Verdacht gegen die furchtbar anwachsende Parthei und als ihn die tumultuarischen Scenen, die der aufgewiegelte heidnische Pöbel in den Provinzen mit heimlicher Vergünstigung der Statthalter darstellte, für die Ruhe seines Reichs besorgt machte, entschloß er sich endlich (116) in dem zu einem Thiergefecht auf dem römischen Amphitheater verdammten ehrwürdigen Ignatius, Bischof von Antiochien, den übrigen Christen ein warnendes Beispiel zu geben.

Wenn man die Briefe dieses Mannes, die denn doch gewiß nicht alle unächt sind und überhaupt die Schriften der Kirchenlehrer aus den ersten Zeiten des zweiten Jahrhunderts liest, und da eine sehr seichte Moral, aber desto höhere Begriffe von der bischöflichen Würde, von dem christlichen Märtyrerthum, ja sogar Träumereien über ein tausendjähriges Reich Christi auf Erden antrifft, so muß man bedauern, daß der Geist der Apostel, deren unmittelbare Schüler sie waren, so ganz und gar von ihnen gewichen war. Noch sichtbarer sind aber die Abweichungen von der edlen Einfalt Christi und der Apostel in den Systemen derjenigen gnostischen Partheien, die sich unter der Regierung Hadrians (117 — 138) besonders in Aegypten und Syrien zu bilden anfingen. Die Versuche, die schon zu den Zeiten der Apostel im Kleinen gemacht worden waren, dem

Christenthum durch den Beisatz fremder Philosophie einen sublimen Anstrich zu geben, wurden jetzt in dem eigentlichen Vaterlande der Systemenmengerei mehr ins Große getrieben. Einige Aegypter und Syrer, die den Kopf voll morgenländisch-griechischer Philosopheme mit zum Christenthum herübergebracht hatten, wollten klüger, als Christus und die Apostel sein und besonders das große Problem vom Ursprunge des Bösen in der Welt ohne Zuthun der Gottheit, worüber die ersten Verkündiger des Evangeliums ganz geschwiegen hatten, zur Befriedigung aller spekulativen Köpfe unter den Heiden lösen. Geschahe es nun auf Antrieb ihres eigenen Geistes, der sich von den gewohnten Denkformen nicht wieder losmachen konnte, oder aus unklugem Eifer für die Ehre des Christenthums, das sie in den Augen der heidnischen Denker dadurch am Besten retten zu können meinten — genug! sie wurden die Erfinder einer neuen Weisheit (Gnosis), an der die historische und philosophische Kritik unserer Tage ihre chemischen Künste wohl umsonst verschwenden möchte, um aus dem buntscheckigen Produkt, an dem die glühende Phantasie mit der müssigen Spekulation des Orients gleich vielen Antheil gehabt haben, die verschiedenartigsten Ingredienzien wieder auszuscheiden. Christus mußte auch hier, wie schon ehemals in dem System des Cerinthus, die Rolle eines Aeon übernehmen, den der höchste gute Gott aus seinem unermeßlichen und für jedes menschliche Auge unzugänglichen Lichtraum auf die Erde herabgesandt hat, um die Menschen von der Herrschaft des bösartigen Weltschöpfers zu erlösen und die Seelen zur reinen

Erkenntniß des guten Prinzips, so wie zu ihrem ursprünglichen Wohnsitze, jenem unermeßlichen Lichtraum zurückzuführen. Es verlohnt sich der Mühe nicht, die Häupter der berüchtigsten gnostischen Partheien dieser Zeit, den Syrer Saturnin und die Aegyptier Basilides, Karpokrates, Valentinus bis in die entlegensten Schlupfwinkel ihrer verschiedenen Lehrgebäude zu begleiten; um so weniger, da wir ihren Gegnern, den Lehrern der rechtgläubigen Kirche, wohl nicht so unbedingten Glauben beimessen dürfen, wenn sie diesen allgemein verschrieenen Gnostikern wirklich absurde Behauptungen zuschreiben. Zweck und Grundlage hatten denn am Ende doch alle diese Systeme mit einander gemein. Gott und die Materie, oder wie sie sonst das gute und böse Grundprinzip nennen mochten, stehen bei ihnen allen an der Spitze; ihren Abscheu gegen das Judenthum legten sie alle dadurch an den Tag, daß sie den Weltschöpfer, den Verführer der Menschen, zum Gott der Juden machten und das A. T., als sein Werk ohne Unterschied verwarfen. Nur war der Eine in der Erfindung mehrerer Aeonenfamilien sinnreicher, als der Andere, so wie einige auch alles Menschliche an Christo für bloßen Schein erklärten.

So sehr nun auch die rechtgläubigen Kirchenväter ihre Gemeinen gegen solche Verfälschungen des reinen christlichen Lehrbegriffs möglichst zu schützen suchten, so schlich sich dennoch das Gift der Schwärmerei und des Aberglaubens unmerklich ein, und man wird bei vielen Christen dieser Zeit eine gefährliche Vorliebe für eine gewisse höhere Wissenschaft gewahr, bei der sie über die ganze unsichtbare Geisterwelt

und über die geheimen Kräfte in der Natur gebieten zu können meinten. Aber wenn man nur beim Dogmatischen und Historischen des Christenthums stehen geblieben wäre und nicht mit jenem unseligen Geist der übersinnlichen Schwärmerei zugleich den edelsten Theil der christlichen Religion, die Sittenlehre Jesu verunstaltet hätte! Gerade der größte Vorzug dieser Sittenlehre, daß sie in ihren Vorschriften mit den Aussprüchen einer jeden gesunden, unbefangenen Menschenvernunft übereinstimmt und daß sie von ihren Forderungen alles Überspannte und Unausführbare entfernt — kurz: daß sie eigentlich eine Moral fürs Leben ist, ward jetzt schon übersehen, und so sehr man auch die Gnostiker mit den abschreckendsten Farben als Ketzer schilderte, fand man doch ein geheimes Wohlbehagen daran, wenn sie von einer gewaltsamen Ertödtung aller Sinnlichkeit durch strenge Enthaltsamkeit träumten. Dem Gnostiker war der Körper, als ein Produkt der bösen Materie, das Gefängniß der Seele, aus dem sie nur durch Fasten und Kasteien, so wie durch ein müssiges Beschauen ihrer selbst erlöst und nach dem Tode des Körpers zu dem unermeßlichen Lichtraum, aus dem sie ausgegangen war, wieder zurückgeführt werden könnte. Es kam nur darauf an, daß späterhin einmal ein angesehener Lehrer der Kirche solche Grundsätze in sein System aufnahm, oder daß Schaaren von Schwärmern, von denen der Ruf der Heiligkeit vorausging, sie in das wirkliche Leben übertrugen, so erwuchsen aus ihnen, die jetzt noch im Stillen umherschlichen, alle die zahllosen Thorheiten des albernen Mönchswesens.

Vom Orient her floß unterdessen dieser moralischen Schwärmerei neue, reichliche Nahrung zu durch die berüchtigte Gesellschaft der Montanisten, die sich um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Phrygien bildete und sehr bald über Kleinasien und Afrika ausbreitete. Der Stifter dieser Gesellschaft Montanus, Lehrer bei einer christlichen Gemeine in Phrygien, hatte nichts Geringeres im Sinn, als (wie er sich auszudrükken pflegte) das Christenthum seinem vollkommenern Mannesalter zuzuführen, da Christus und die Apostel, aus Schonung der menschlichen Schwachheit, ihre Anhänger nur über die Kindheitsperiode des alten Testaments hinaus bis in das Jünglingsalter der Religiosität und Moralität gebracht hätten. Mag auch Vieles, was von den Schwärmereien dieser Parthei erzählt wird, weniger auf die Rechnung des Meisters, als seiner noch weiter gehenden Jünger zu setzen sein — genug in diesen Kreisen ward das Fasten häufiger wiederholt und höher getrieben, als irgendwo in einer christlichen Gemeine. Hier ward weder Fleisch noch Wein genossen, hier galt die Ehe für ein nothwendiges Übel und die zweite Ehe war aufs strengste untersagt. Der Montanist mußte eben so sehr die Wissenschaften verachten, als ein abgesagter Feind aller weltlichen Beschäftigungen und Vergnügungen sein. Er, ein Wesen höherer Art, über die andern Christen weit erhaben, setzt selbst den härtesten Verfolgungen einen männlichen Trotz entgegen und unterwirft sich in Allem den Regeln der strengsten Kirchenzucht. Ueberhaupt sprach aus diesen Leuten ein weit getriebener geistlicher Hochmuth, von

dem der Stifter selbst nicht freizusprechen ist, indem er der Welt besondre göttliche Offenbarungen vorspiegelte und sich selbst für den, den Aposteln von Christo verheißenen höheren Lehrer ausgab.

Der Saame solcher moralischen Paradoxieen fiel leider! auf einen nur zu empfänglichen Boden, besonders seitdem der berühmte Afrikanische Kirchenlehrer Tertullian die Montanistischen Grundsätze in seinen allgemein gelesenen Schriften predigte. Je mehr so die Christen dieser Zeit von allen Seiten Blößen gaben, desto mehr mußten hier ein Celsus, Lucian und andre witzige und scharfsinnige Köpfe unter den Heiden für ihre launigten und ernsthaften Angriffe auf das Christenthum Feld gewinnen. Es war also sehr nöthig, daß diejenigen Gemeinen, die den reinen Lehrbegriff Jesu, im Dogmatischen wie im Moralischen, unter sich aufrecht zu erhalten wünschten, durch Briefwechsel und durch mündliche Verabredungen über gewisse streitige Punkte der Lehre und Kirchenzucht in nähere Verbindung mit einander traten, um mit vereinten Kräften den Neuerungen der Gnostiker und Montanisten Einhalt zu thun. So bildete sich denn, seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts, unter dem zwingenden Einfluß der Zeitumstände nach und nach ein über das ganze römische Reich verbreiteter oder katholischer Kirchenbund, der sich eine möglichst vollkommene Gleichförmigkeit in Lehren und Anstalten zum höchsten Gesetz machte und das Recht der Exkommunikation in aller Strenge ausübte, um keinen Andersdenkenden in seiner Mitte dulden zu müssen. Ein Hauptmittel, diesen Bund immer enger und enger zu schließen und jeder Neuerung einen

mächtigen Damm entgegen zu setzen, wurden die Kirchenversammlungen, die man zuerst in Kleinasien beim Ausbruch der Montanistischen Schwärmerei hielt. Die Bischöfe, Aeltesten und Diakonen, als Stellvertreter mehrerer zerstreuten Gemeinen, kamen nämlich in irgend einer bedeutenden Stadt ihrer Provinz zusammen, debattirten hier über gewisse streitige Glaubenspunkte oder über Gegenstände der Disciplin, und theilten dann den übrigen Gemeinen ihre Beschlüsse in Cirkularbriefen mit. Aber abgerechnet, daß Versammlungen der Art die Streitigkeiten eher verwikkelter machten, als sie schlichteten, so haben sie auch auf der einen Seite unter die Christen des großen Bundes den unseligen Geist der Faktionen und einer unduldsamen Rechthaberei gebracht, auf der andern Seite die Scheidewand zwischen Geistlichen (Klerus) und Nicht-Geistlichen (Laien) gründen und befestigen helfen. Wenn in dem ersten Jahrhundert der christlichen Kirche insofern noch ein Gleichheitssystem herrschte, als kein Gesetz für die Aufrechthaltung der Zucht und Ordnung ohne Zuziehung der ganzen Gemeine gegeben und über jeden neuen Fall, der unter keinem vorhandenen Gesetze begriffen war, von der ganzen Gemeine berathschlagt wurde: so bemerkt man jetzt im zweiten Jahrhundert, wie sich auf den Kirchenversammlungen das Subordinationssystem nach und nach bildet. Da die Gemeinen unterdessen zu zahlreich geworden waren, als daß sich fernerhin alle Mitglieder derselben zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen hätten versammeln können, so veranstalteten mehrere von einander unabhängige Gemeinen in den sogenannten Synoden (Koncilien) feier-

liche Zusammenkünfte ihrer Lehrer und Vorsteher, denen sie zutrauungsvoll ihre eigenen Rechte übertrugen. Aber mit der Zeit vergaßen es diese Abgeordnete, daß sie nur als Stellvertreter der Ihrigen sprachen und, indem sie von den Gemeinen übertragene Gesellschaftsrechte als eigenthümliche, von Gott selbst übertragene Rechte ihres Standes betrachteten, maßten sie sich das Ansehen von Gesetzgebern und Richtern über die Gemeinen an. War diesen nur erst die doppelte, gesetzgebende und richterliche Gewalt aus den Händen gewunden, so war es nicht schwer, von der bürgerlichen Regierungsart das ganze übrige Unterwürfigkeitssystem auch auf die Verfassung der verbündeten Religionsgesellschaften überzutragen. Die Sprecher auf den Koncilien und alle übrigen gottesdienstlichen Personen trennten sich bald als ein besonderer Stand von den übrigen Christen, und wurden aus Lehrern und Rathgebern die Herren und Regenten ihrer Gemeinen.

Aber wenn auch schon jetzt in einem gewissen Sinne die Existenz eines katholischen Kirchenbundes nicht geläugnet werden kann, so darf doch das in einzelnen Gemeinen sich bildende Subordinationssystem jetzt noch keinesweges auf das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen verbündeten Gemeinen unter sich ausgedehnt werden. Einen redenden Beweis davon, wie bei aller Ungleichförmigkeit in Gebräuchen dennoch das freundschaftliche Verhältniß zwischen verschiedenen Gemeinen fortdauern konnte, giebt ein Gespräch, das um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Rom zwischen dem dortigen Bischof Aniketus und dem Bischof Polykarpus von Smyrna

wegen der Passahfeier gehalten wurde. Der Römer wollte den Asiaten für den Gebrauch in seiner Kirche gewinnen, das Passah in der Nacht unmittelbar vor dem Auferstehungsfest zu essen und dies fes Fest selbst immer auf einen Sonntag zu verlegen. Aber die Kleinasiatischen Gemeinen bleiben bei ihrer Gewohnheit, das Osterlamm mit den Juden an Einem Tage, nämlich am vierzehnten des jüdischen Monats Nisan zu essen, und obgleich das große Fasten in der Charwoche dadurch unterbrochen wurde dennoch drei Tage nach jener Mahlzeit das Fest der Auferstehung Jesu zu feiern, es mochte nun auf einen Sonntag fallen, oder nicht. Die beiden Sprecher schieden in Frieden auseinander und das gute Einverständniß zwischen den Gemeinen ward nicht gestört.

Eine solche brüderliche Eintracht, ein solches Zusammenhalten der zerstreuten Gemeinen war aber auch jetzt sehr nöthig, wo dem äußern Drange vereinte Kräfte entgegengesetzt werden mußten. Denn dieser Druck von Seiten der Heiden dauerte immer noch fort, wenn auch der tolerante Antoninus Pius die Verfolgungen der Christen in den Provinzen seines Reichs nicht gut hieß, oder vielleicht gar nicht darum wußte. Sein Nachfolger, der berühmte Mark Aurel, war doch immer noch nicht in dem Grade ein philosophischer Regent, daß er sich von der abergläubischen Anhänglichkeit an die Landesreligion losgemacht und sich nicht durch seine Lieblinge, die stoischen Philosophen, gegen das Christenthum hätte einnehmen lassen. Bei den Drangsalen, die nun in mehreren Gegenden des römischen Reichs über die

Christen ausbrachen, traten denn auch viele Kirchenlehrer als Vertheidiger (Apologeten) auf, um die Religion, so wie die Unschuld ihrer Mitchristen gegen die Vorwürfe der heidnischen Ankläger und Verläumder in Schutz zu nehmen. Die erste berühmte Schutzschrift dieser Art schrieb ein gewisser Justin, der von seiner Hinrichtung in Rom unter Mark Aurel den Ehrennamen des Märtyrers erhielt. Daß durch solche Schriften gerade das nicht bewirkt wurde, was die Verfasser dabei beabsichteten, war kein Wunder in einem Zeitalter, wo überhaupt durch Schriftsteller zur Aufklärung und Verbreitung der Wahrheit nur wenig beigetragen werden konnte, am wenigsten hier, wo die Apologieen schwerlich in die Hände der Regenten gekommen sein mögen, für die sie denn doch zunächst bestimmt waren. Und wenn nun auch diese Schriften für uns zur Kenntniß des damaligen Zustandes der Christen immer noch wichtig sein mögen, so sieht man doch wenigstens so viel daraus, daß die gute Sache des reinen, unverfälschten Christenthums in den Verfassern derselben immer nur sehr mittelmäßige Sachwalter gefunden habe. Besonders ließ sich aber jener Justin bei seiner Vertheidigung der Christen, wie in allen seinen Schriften, von dem unseligen Gedanken regieren, daß dem Christenthum in den Augen seiner Verächter, der heidnischen Philosophen, einzig und allein durch allegorische Deuteleien der heiligen Bücher und vor allen Dingen durch die Vermischung gewisser historisch-dogmatischer Sätze desselben mit seiner Lieblingsphilosophie, der Platonischen, wieder aufgeholfen werden könne. — Genug! er ward (165) ein Opfer seiner

Vorliebe für das Christenthum, das er in frühern Zeiten mit dem Heidenthum freiwillig vertauscht hatte, und einige Jahre darauf starb in einem Aufruhr zu Smyrna desselben gewaltsamen Todes der ehrwürdige Polykarpus, der uns als der letzte unmittelbare Schüler der Apostel (apostolische Vater) genannt wird. Solcher Märtyrer des Christenthums gab es damals schon viele und es läßt sich wohl denken, daß ihr heroisches Beispiel manche Nicht-Christen zum Uebergange gereizt haben mag. Aber es ist sehr die Frage, ob der trotzige Enthusiasmus, mit dem sich mehrere Christen damals in den Tod stürzten, auch gerade ein Beweis für die Lauterkeit ihrer Religiosität und Moralität gewesen sei; wenigstens wird manchem tollkühnen Wagehalse darin eine sehr unverdiente Ehre widerfahren sein, daß man bei der Feier seines Sterbetages sein Andenken auch auf die Nachwelt zu bringen suchte.

Es ist auffallend, daß jetzt zur Zeit der Noth die innern Streitigkeiten unter den Christen eher zunahmen, als sich minderten und daß sich bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts hin immer eine neue gnostische Parthei nach der andern bildete, die sich von ihren Vorgängerinnen entweder durch vermeintlich neue Hypothesen über den Ursprung des Bösen in der Welt, oder durch eine noch höher getriebene Strenge in der Sittenlehre unterschieden. Man bemerkt nicht, daß solche excentrischen Köpfe von den rechtgläubigen Kirchenlehrern durch die klaren Aussprüche der biblischen Schriften zum Schweigen gebracht worden wären. Vielmehr allegorisirten beide Theile über die heiligen Urkunden des

Christenthums, oder man stellte jenen Ketzern die Übereinkunft des katholischen Kirchenbundes als eine unabweichliche Glaubensregel entgegen, oder man nahm endlich zu der Tradition seine Zuflucht, unter welchem Namen eine vorgeblich von den Aposteln herabgeerbte und durch die Bischöfe der von ihnen gestifteten Gemeinen fortgepflanzte Überlieferung gewisser in den heiligen Schriften nicht enthaltenen Glaubenssätze allgemein verehrt wurde. Mit solchen Waffen stritt vorzüglich ein Schüler des Märtyrers Polykarpus, der Bischof Irenäus zu Lyon der uns ein weitläuftiges polemisches Werk wider die Gnostiker hinterlassen hat, das zur Kenntniß des damaligen katholischen und ketzerischen Lehrbegriffs immer nützlich bleiben wird, auf so schwachen Argumenten sich auch das ganze Räsonnement des Kirchenvaters stützt. Indessen ist dieses Werk gewiß nicht unverfälscht auf uns gekommen; wenigstens stimmen die hier eingemischten ehrerbietigen Äußerungen über die Vorzüge der römischen Kirche gar nicht mit dem eigenen Betragen des Bischofs bei dem am Ende des zweiten Jahrhunderts erneuerten Passahstreit. Der stolze Bischof Viktor zu Rom verlangte nämlich mit Ungestüm von den Kleinasiatischen Christen, daß sie sich in Ansehung der ganzen Osterfeier nach dem Gebrauch der römischen Kirche bequemen sollten und wagte es endlich, im Namen seiner Gemeine alles freundschaftliche Verkehr mit ihnen aufzuheben. Aber Irenäus trat nun als Stellvertreter der Gallischen Gemeinen auf, verwies ihm sein unkollegialisches Betragen mit strengem Ernst und die Sache blieb für jetzt beim Alten.

Unterdessen war aber schon allmählig ein Streit vorbereitet, der im folgenden Jahrhundert mit großer Hitze ausbrach, hie und da sogar blutige Auftritte herbeiführte und im Grunde bis auf den heutigen Tag noch nicht beigelegt worden ist — der Streit über die Person Christi. Jesus selbst hatte auf den Glauben an sich, als den außerordentlichen Gesandten, ja als den Sohn Gottes einen zu hohen Werth gelegt, so wie denn auch die Apostel bei allen ihren mündlichen Vorträgen und schriftlichen Unterweisungen zu unverkennbar von dieser Lehre ausgingen und darauf wieder zurükkamen, als daß man nicht gleich Anfangs eine solche Lehre für den Hauptartikel des Christenthums gehalten haben sollte. Indessen sahe man noch im ersten Jahrhundert mit einem unbefangenen Kinderglauben auf Jesum, als den Sohn Gottes, als den Erlöser der Menschen, als das unsichtbare Haupt seiner treuen Verehrer hin, ohne weiter über diesen Glauben zu klügeln und sich in Spekulationen zu vertiefen, bei denen man unmöglich aufs Reine kommen konnte, weil der Gegenstand derselben über die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens hinausliegt. Als aber im zweiten Jahrhundert mehrere griechische Philosophen Christen wurden und nun ihren ehemaligen Glaubensgenossen gerade die Hauptlehre ihres neuen Glaubens recht einleuchtend und konsequent darstellen wollten, da wagten sie sich an Untersuchungen über die Natur und Würde des Stifters der christlichen Religion und über das Verhältniß zwischen ihm und dem höchsten Wesen. Sie fanden in der griechischen Übersetzung des alten Testaments

einen Logos als das allmächtige Wort der Schöpfung charakterisirt, oder als die Weisheit Gottes personificirt, sie fanden denselben Logos in der Platonischen Philosophie, als den Verstand Gottes dargestellt, wie er die Urbilder und Muster aller erschaffenen Dinge in sich enthält. Es schien ihnen also nichts begreiflicher zu sein, als daß eben der Logos, der vor der Schöpfung der Welt als Verstand in Gott existirt hatte und der dann bei der Schöpfung als das große Schöpfungswort aus Gott hervorgegangen war, jetzt in Christo unter menschlicher Gestalt als der eingeborne Sohn Gottes zum Heil der Menschen erschienen sei. Was nun von dem Sohne Gottes im neuem Testament, von Jesu dem Christ gesagt worden war, das wurde auf jenen aus Gott ausgegangenen Logos übergetragen und so mußte denn dieser Logos in Jesu auf Erden herabgekommen und Fleisch geworden sein, eine neue Lehre gestiftet und den Tod erduldet haben, zuletzt aber wieder aufgestanden und gen Himmel gefahren sein. Solche Behauptungen ließen sich leicht mit demjenigen vereinigen, was schon der Liebling Jesu, der Apostel Johannes in seinem Evangelio gesagt hatte, und als die Kirchenväter des zweiten Jahrhunderts auf die Art nur erst die Natur Jesu, des Sohnes Gottes näher bestimmt zu haben glaubten, da ward es ihnen nicht schwer, durch allerhand Folgerungen auch das Verhältniß zwischen dem Vater und Sohn genauer anzugeben. Wenn hier auch ein jeder, bei der damaligen Freiheit des Denkens, seiner eigenen Vorstellungsweise folgte, so nahm doch noch keiner eine Einheit des Wesens zwischen dem Vater und

Sohn an, sondern alle dachten sich den Sohn geringer, als den Vater; jener war in der Reihe der Dinge das Mitttelglied zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen.

Aber eben hierüber sollte nun schon am Ende dieses zweiten Jahrhunderts gestritten werden, ob denn auch wirklich der Sohn Gottes, als solcher und zwar als der Logos Gottes betrachtet, ein für sich bestehendes Subjekt, eine Person, oder ob er nicht vielmehr eine bloße Kraft und Wirkungsart des Vaters sei und insofern immer nur von dem Einen höchsten Gott gesprochen werden müsse. Mit dieser letztern Behauptung machte besonders der Kleinasiatische Christ Praxeas in Rom Aufsehen, wo er eine Monarchie oder Alleinherrschaft Gottes vertheidigte und den Logos für keine Person gelten lassen wollte, weil der Vater doch unmöglich Alleinherrscher und höchster Gott sein könnte, wenn er seine Herrschaft mit einem andern Wesen theilte. Indessen würde er dieser Meinung wegen nicht in das Ketzerregister gekommen sein, wenn er nicht zugleich die moralische Schwärmerei der Montanisten in ihrer Blöße dargestellt und dadurch den vollen Haß des Tertullian, des damaligen Orakels der lateinischen Kirche auf sich geladen hätte. Dieser berühmte Kirchenvater erlaubte sich nicht nur in der Widerlegungsschrift, die er dem Ketzer entgegen setzte, die gehäßigsten Konsequenzen aus dessen Behauptung, als habe er den Vater selbst in Jesu leiden lassen, sondern er spann auch die Materie von dem Verhältniß zwischen dem Vater, Sohn und heiligen Geist so weitläuftig und mit vielen neuen Kunstwörtern vermehrt aus, daß

er ganz eigentlich als der Schöpfer der Trinitäts-lehre betrachtet werden kann. Indem er dem Sohn und Geist eine gleichartige Substanz mit dem Vater zuschreibt, und denn doch einem jeden dieser Drei seine besondre Persönlichkeit beilegt, bringt er in seine Dreiheit (Trinitas, Trias) eine künstliche Einheit, nimmt aber eine Abstufung in derselben an nach Macht und Gestalt, um auf diesem Wege den höchsten Rang und die Alleinherrschaft des Vaters gegen die Einwürfe des Praxeas zu rettten. Indessen konnte es doch Tertullian mit aller seiner Autorität nicht dahin bringen, daß nicht eine bedeutende Anzahl von Christen immer noch der Meinung zugethan blieb, Jesus sei ein bloßer Mensch und zwar der größte Prophet gewesen, mit dem sich eine besondre göttliche Kraft vereinigt habe; so wie diese Kraft Gottes, in einer andern Beziehung auf die Menschen gedacht, in der Taufformel und überhaupt durch das ganze neue Testament der heilige Geist genannt werde.

Ob nun gleich jene subtile Theorie des Karthagischen Ältesten Tertullian für jetzt noch nicht einen entscheidenden Sieg davon trug, so haben doch die Schriften dieses allgemeinverehrten, genievollen Mannes einen großen Einfluß auf die Bildung einer gewissen kirchlichen Systemsprache und auf die weitere Verbreitung desjenigen religiösen Aberglaubens gehabt, der zu seiner Zeit in der Afrikanischen Kirche einheimisch war. Außerdem daß er in allen den Schriften, die er nach seinem Übergang zur Montanistenparthei schrieb, mit seinem gewöhnlichen Feuereifer eine Moral predigte, die sich weder

mit

der Natur des Menschen, noch mit den Verhältnissen des gemeinen Lebens vertrug, so spricht er auch von den Wirkungen des Betens und Fastens, von der Bezeichnung mit dem Kreuze, von dem Tode der Märtyrer unter dem Namen einer Bluttaufe, und besonders von der beseeligenden Kraft der Taufe, als einer Wiedergeburt, als eines Siegels und Unterpfandes unserer Erlösung durch Christum mit einer so hochgetriebenen, abergläubischen Ehrfurcht, daß man bedauern muß, wie schon jetzt der große Hause der durch seine schwärmerischen Wortführer und Vorbilder mit dem Possenspiel religiöser Tändeleien und Träumereien hingehalten und von der Reinigung des Sinnes und Wandels, als von der Hauptsache des Christenthums allmählig abgeführt wurde!

Freilich war man auch zugleich darauf bedacht, den Kirchen wohlgeübte und geschickte Männer zu Vorstehern zu geben und die berühmte Katechetenschule in Alexandrien zeichnete sich vor allen durch eine eifrige Sorgfalt für die Bildung künftiger Religionslehrer aus; aber es war denn doch im Grunde nur eine Art von Schwärmerei, wenn die Kirchenväter, die den Unterricht an dieser Anstalt besorgten, das Gemisch von griechischen Philosophemen, das unter dem Namen einer eklektischen (ausgewählten) Philosophie zu ihrer Zeit in Alexandrien für hohe Weisheit galt, mit dem Christenthum verbanden und durch ihre metaphysischen Grübeleien der einfachen Lehre Jesu und der Apostel einen Anstrich von Gelehrsamkeit gaben, der ihr zur leichtern Erreichung ihrer gemeinnützigen Zwekke ewig hätte fremd bleiben sollen. Klemens von Alexandrien

und Origenes, die den Ruhm jenes Alexandrinischen Instituts im dritten Jahrhundert gegründet und befestigt haben, müssen vorzüglich als die ersten Grundleger jenes Systems von philosophisch-religiösen Sätzen betrachtet werden, das wir jetzt die gelehrte Theologie zu nennen pflegen. Je größer die Anzahl von Schülern und Verehrern war, die sich diese Männer durch mündlichen und schriftlichen Unterricht nach ihrer Weise zogen, desto mehr schmolz das ohnedieß schon kleine Häuflein der populären praktischen Volkslehrer zusammen, bis endlich auch die wenigen übrigen ganz und gar von den tiefsinnigen Denkern und Forschern verdrängt wurden, die sich um die moralisch-religiöse Kultur der gemeinen Christen unbekümmert ließen und sie nur zu Theilnehmern ihrer Streitigkeiten über gewisse abstrakte Glaubenssätze machten. Wenigstens wich diejenige Moral, die man in den Schriften der Kirchenväter dieser Zeit findet, ganz und gar von der edlen Einfalt der Sittenlehre Jesu ab. Hatte nur erst ein Mann von dem Ansehen des Alexandriners Klemens darin den Ton angegeben, daß der christliche Denker (der Gnostiker im edlern Sinn) auch nach einem höhern Grade christlicher Tugend und Vollkommenheit streben müsse, so ward es auch bald gewöhnlich, einen willkührlichen Unterschied anzunehmen zwischen einer gemeinen Sittenlehre, die für den großen Haufen gehöre, und einer vollkommenern, die die sogenannten höhern Vorschriften von der gewaltsamen Ertödtung aller sinnlichen Neigungen und Leidenschaften, von einem beschaulichen Leben in der Einsamkeit und von dem Verzichtleisten auf das eheliche

Leben, so wie auf den Genuß des Fleisches und Weins enthielt. Das Willkührliche einer solchen Unterscheidung würde sehr bald eingeleuchtet haben, wenn man sich damals noch an die klaren Aussprüche der heiligen Schrift gehalten hätte; aber leider! ward es immer mehr herrschender Geschmack unter den Christen, sich um den Wortverstand dieser Schriften unbekümmert zu lassen und dagegen den biblischen Ausdrükken einen höhern, mystischen Sinn unterzulegen, von dem die ersten Urheber jener Schriften auch nicht die entfernteste Ahndung gehabt hatten. Wenn irgend jemand zur weitern Verbreitung dieser verkehrten Auslegungsart durch seine Schüler, wie durch seine eigenen Schriften beigetragen hat, so war es eben jener Origenes der sonst gelehrte Kenntnisse genug besaß, um mit Glück in den Geist der biblischen Schriftsteller einzudringen. Aber er wollte nun einmal das Christenthum seiner Meinung nach verschönern, wollte Christum und die Apostel gerade so, wie seinen Lieblingsphilosophen Plato, sprechen und philosophiren lassen, und da führte ihn denn seine reiche Phantasie und sein überströmender Witz auf Ähnlichkeiten, die vor den Augen des unbefangenen Bibelauslegers verborgen sind. Die Entdekkungen, die er auf dem grenzenlosen Gebiete der allegorischen Deutung machte, benutzte er dazu, um in einem besondern Werke die wichtigsten Glaubenswahrheiten des Christenthums in der ihm eigenthümlichen philosophischen Manier aus ihren ersten Gründen entwikkeln, und von Seiten ihrer Vernunftmaßigkeit darstellen zu können, ohne den Vorwurf einer willkührlichen Abweichung von dem

Lehrbegriff der Bibel befürchten zu dürfen. Diesen ersten Versuch einer christlichen Dogmatik besitzen wir noch; aber man kann sich bei der Lesung desselben des lebhaften Wunsches nicht erwehren, daß doch eben der Scharfsinn, mit dem sich Origenes in die Tiefen der philosophisch-religiösen Spekulation wagte, darauf verwandt worden wäre, die praktischen Wahrheiten des Christenthums von den individuellen Beziehungen zu entkleiden, unter denen Christus und die Apostel sie aufgestellt hatten, sie nach ihrer Allgemeingültigkeit zu prüfen und sie den geistigen und sittlichen Bedürfnissen der gleichzeitigen Christen aus den niedern Ständen anzupassen!

Dieß wäre gerade jetzt in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts sehr wohlthätig gewesen, da bei den schnellen Fortschritten des Christenthums die Mischung guter und schlechter Subjekte in den Gemeinen immer merklicher werden mußte. Mehrere christlichen Schriftsteller dieser Zeiten klagen über das täglich wachsende Sittenverderbniß unter ihren Glaubensgenossen, welches um so auffallender zunahm, je länger die Ruhe dauerte, die die Christen unter der Regierung einiger ihnen günstigen Kaiser genossen hatten. Aber in der Mitte dieses dritten Jahrhunderts ward die Ruhe plötzlich unterbrochen, als Kaiser Decius eine Verfolgung über die Christen verhing. Die christlichen Schriftsteller können die Martern nicht schrecklich genug beschreiben, die damals gegen die Christen gebraucht worden sein sollen; aber außerdem, daß hier Vieles auf die Rechnung des Kaisers gesetzt sein mag, was von den eigenmächtigen Verfügungen der Obrigkeiten und Statthalter

in den Provinzen herrührte, so darf man auch nicht glauben, daß ein sonst so menschenfreundlicher und einsichtsvoller Regent, wie Decius ohne allen Grund gegen die Christen grausam gewesen sein sollte. Erzählen es doch jene Schriftsteller selbst, daß sich ein großer Theil der Christen jener Zeit einen lauten, leichtsinnigen Spott über die herrschende Landesreligion erlaubte, der der Kaiser mit voller Ueberzeugung zugethan war; haben sie uns doch selbst ein so grelles Gemälde von der Habsucht und Herrschbegierde, so wie von dem Stolz der damaligen Häupter der Gemeine geliefert, daß wir einen Regenten, der einem solchen gefährlichen Priesterregiment bei Zeiten Grenzen setzen wollte, eher loben als tadeln müssen. So weit sich auch die Verfolgung auf ausdrücklichen Befehl erstreckte, traf sie vorzüglich nur die Bischöfe und übrigen Lehrer in den wichtigsten Städten des Reichs, z. B. in Antiochien, Rom u. s. w. und was dann außerdem noch von den zahllosen Schaaren der Märtyrer, von dem Wunder der Siebenschläfer und andern ähnlichen Mährchen erzählt wird, das ist fabelhafter Zusatz späterer Schriftsteller, die die harten Schicksale der Christen unter den heidnischen Kaisern gern ins Wunderbare ausmalen mögen.

Hätten nur die Christen in diesen Zeiten des äußern Drucks mehr zusammen gehalten und sich nicht von Neuem über Glaubenssätze getrennt, die immerhin für die Lehrer ein Gegenstand gelehrter Forschungen bleiben mochten, wenn sich nur die größere Zahl der Christen in dem Einem gemeinschaftlichen Streben nach Tugend und Frömmigkeit

vereinigt hätte! So ward z. B. während der Decischen Verfolgung ganz Afrika durch den Bischof von Alexandrien in Bewegung gesetzt, als ein benachbarter Kirchenlehrer Sabellius in Ptolemais mit einer neuen Hypothese über die Dreieinigkeit hervortrat. Er läugnete nämlich den persönlichen Unterschied zwischen Vater, Sohn und Geist und betrachtete dagegen diese Namen nur als Benennungen von drei verschiedenen Verhältnißbegriffen, nämlich von drei verschiedenen Kraftäußerungen eines und desselben Gottes, insofern er die Menschen erschuf und erhält, insofern er sie durch Christum erleuchtete und sie durch den höhern Beistand seines Geistes heiligt, d. h. zur Moralität und Glückseligkeit hinführt. Eine Hypothese, die sich mit dem allgemeinen Kirchenglauben an den Vater, Sohn und heiligen Geist vertrug und doch zugleich auf eine ungezwungene Art das Räthsel löste, wie eine Dreiheit mit der Einheit Gottes bestehen könne, mußte einen ausgebreiteten Beifall finden; und wenn auch die unmittelbare Parthei des ersten Erfinders derselben das fünfte Jahrhundert nicht überlebt zu haben scheint, so ist doch bei den antitrinitarischen Streitigkeiten späterer Zeiten nicht nur der Vorwurf des Sabellianismus unaufhörlich wiederholt, sondern auch die ursprüngliche Meinung des Sabellius von mehrern helldenkenden Theologen unserer Tage weiter ausgeschmückt und in ihr individuelles Glaubenssystem aufgenommen worden.

Nur freilich glaubten die Vorsteher des katholischen Kirchenbundes sich gerade jetzt zur Zeit der Drangsale allen Neuerungen in der Lehre mit dop-

peltem Eifer widersetzen zu müssen, damit die herrschende Parthei der Polytheisten im römischen Reiche, die ohnedieß schon Verläumdungen genug über die kleinere, unterdrückte Parthei häuften, nicht gar noch gegründeten Anlaß zu gerechten Klagen gegen die Christen finden möchte. In dieser Absicht sorgte man auch im dritten Jahrhundert für eine unabweichliche Gleichförmigkeit und Strenge in der sogenannten Kirchenbuße, um dadurch aus dem christlichen Gesellschaftskörper alle moralischen Unreinigkeiten fortzuschaffen. Daß die Christen seit den Zeiten der Apostel keine Verbrecher, die ein allgemeines Ärgerniß gaben, z. B. Todtschläger, Ehebrecher, Meineidige, Gotteslästerer unter sich duldeten, sondern in solchen Fällen von dem Rechte der Ausschließung Gebrauch machten, war sehr recht und weise gehandelt, wenn man nur nicht dieses Recht auch gegen Andersdenkende ausgeübt und sich auf die Art von dem duldsamen Geist des ächten Christenthums immer weiter entfernt hätte! Die Dauer des Kirchenbannes richtete sich nach dem Grade des Vergehens, das dadurch geahndet werden sollte und wenn überhaupt die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen Statt fand, so mußte diese erst allmählig verdient werden durch mehr oder weniger öffentliche Beschämungen, die in gewissen vorgeschriebenen Abstufungen aufeinander folgten. Bei dem ersten Grade der Kirchenbuße stand der Exkommunicirte in Trauerkleidern vor der Thür des Versammlungsortes und bewieß dort den Vorübergehenden durch Weinen und Flehen seine aufrichtige Reue wegen eines Vergehens, wodurch er die Ehre der

ganzen Gemeine verletzt hatte. Nach einiger Zeit durfte er dem Gesange, dem Vorlesen aus den heiligen Schriften und den Ermahnungen des Lehrers auf einem niedrigen Standort innerhalb der Versammlung beiwohnen, aus der er sich aber beim Anfange des feierlichen Gebets sogleich entfernen mußte. Trat alsdann der dritte Grad der Buße ein, so durfte er nur kniend beim Gebet zugegen sein, während ihn die Gemeine in ihr Gebet mit einschloß; bis er endlich in einer Reihe mit den übrigen Gläubigen, jedoch stehend, mitbetete. Nur dann erst, wann er diese Büßungen durchgegangen und durch ein reuevolles, öffentliches Bekenntniß seines Vergehens die ganze Gemeine wieder mit sich ausgesöhnt hatte, nur dann erst ward er zum Genuß des Abendmahls zugelassen und in seine ehemaligen Rechte wieder eingesetzt. — So ehrwürdig uns auch diese strenge Kirchenzucht erscheinen muß und so tiefe heilsame Eindrükke sie damals noch hinterlassen haben mag, so fand doch die herrschsüchtige Klerisei eben in diesem ganzen feierlichen Bußceremoniel eine neue Gelegenheit, sich bei dem großen Haufen immer mehr geltend zu machen. Sie sprach auf ihren Versammlungen den Bann über ein Verbrechen aus und so wie schon jetzt, durch eine unglückliche Verwirrung der Begriffe, jedes höhere Verbrechen für eine Beleidigung Gottes galt, so ward auch der Bann der Kirche als ein Bann Gottes angesehen und die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft als eine Aussöhnung mit Gott, die doch am Ende ebenfalls von den Vorstehern und Lehrern der Gemeinen abhing.

Bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts wurde alles angewendet, um die alte Strenge in der Kirchenzucht aufrecht zu erhalten; aber es war auch sehr begreiflich, daß man davon nachlassen mußte, sobald sich der Ton des Zeitalters merklich veränderte. Und das geschahe jetzt bei der Decischen Verfolgung. Freilich hatte man bis jetzt einen Christen, der zum Götzendienst abfiel, unter keinerlei Bedingungen in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen; aber wenn sich nun ganze Schaaren von Christen, die durch die lange Ruhe weichlich und zaghaft geworden waren, durch die Härte der Verfolgung zum Abfall bringen ließen und sich denn doch nur, während der höchsten Noth, von den Obrigkeiten Freipässe erkauft hatten, worin vorgegeben war, daß sie den Göttern geopfert hätten, oder wenn sie sichs bloß erlaubt hatten, den Göttern wenigstens zum Schein Weihrauch zu streuen: — sollten diese alle, sobald sich der erste Sturm gelegt hatte, bei ihrem Flehen um die Wiederaufnahme abgewiesen und mit den muthwilligen Apostaten in Eine Klasse gesetzt werden? Hier mußten die Vorsteher der Gemeinen durchaus nach gelindern Maaßregeln verfahren, wenn sie nicht ungerecht sein und ihre Gemeinen zu sehr schwächen wollten. Aber freilich ging man in einigen Kirchen darin wieder zu weit, daß man die Abtrünnigen ohne weitere Untersuchung des Grades ihrer Straffälligkeit aufnahm und eben dadurch den Unwillen derjenigen Gemeinglieder reizte, die sich ihre treue Anhänglichkeit an das Christenthum während der Verfolgung manchen sauern Kampf hatten kosten lassen. Dies war der

Fall bei den Afrikanischen Kirchen, vorzüglich bei der Gemeine in Karthago. Hier strömten Schaaren von Abtrünnigen herbei, die zu ihrer Entschuldigung nichts weiter aufzuweisen hatten, als Empfehlungsschreiben von Märtyrern und überhaupt von solchen Christen, die während der Verfolgung, wenn auch nicht gerade den Tod, doch andre harte Leiden für das Bekenntniß des Christenthums erduldet hatten. Eine solche Fürsprache war von großem Gewicht in einem Zeitalter, wo man alles hervorsuchte, um den standhaften Bekennern Christi eine ausgezeichnete Ehre zu erweisen. Man hegte schon damals den für die Moralität sehr gefährlichen Glauben, daß ein Christ den andern bei Gott vertreten und mit seiner standhaften Tugend für den Wankelmuth des schwächern Mitbruders genugthun könne. Aber dieser Glaube war damals denn doch noch nicht allgemein und was mußten nicht strengere Christen für die Kirchenzucht, so wie die Bischöfe für ihr eigenes Ansehen fürchten, wenn einzelne Gemeinglieder, deren Standhaftigkeit allein noch kein vollgültiger Beweis für ihren moralischen Werth war, durch ein vielleicht nur abgedrungenes oder erschlichenes Fürwort die Ordnung in den Kirchen stören konnten? Gegen solche Mißbräuche erklärte sich besonders der damalige Bischof von Karthago Cyprian sehr stark, als er in seinem freiwilligen Exil erfuhr, daß sich der widerspenstige Presbyter Novatus, der während der Abwesenheit des Bischofs einen Eingriff in dessen Rechte gewagt hatte, mit Hülfe einer übertriebenen Gelindigkeit gegen die Abtrünnigen, seinen Anhang zu verschaffen suchte. Cyprian

mußte zwar bei seiner Rückkehr den dringenden Zeitumständen nachgeben, aber als sich Novatus bei Zeiten nach Rom geflüchtet hatte, fand er dort Alles, der Wiederaufnahme der Abtrünnigen wegen, in einer bedenklichen Gährung. Dem Presbyter Novatianus, einem Mann von äußerster Strenge gegen wankelmüthige Christen, war es nicht gelungen, seinen mildergesinnten Gegner Kornelius von dem römischen Bißthum zu verdrängen, und indem er sich nun aus Verdruß darüber mit seinem Anhang, anden sich auch jener Flüchtling Novatus anschloß, von dem katholischen Kirchenbunde trennte, veranlaßte er die nach ihm benannte Novatianische Spaltung, die sich fast über alle Provinzen des römischen Reichs verbreitete und bis ins sechste Jahrhundert erhalten hat. Cyprian und Kornelius vereinigten sich zwar dahin, daß man mit dem gefallenen Mitbruder Nachsicht haben und den strengen Novatianismus verdammen müsse; aber die Novatianer bildeten darum doch unter ihrem Bischof Novatian eine eigene Parthei, die sich vorzugsweise die Reinen nannte, weil sie durchaus keine Gefallenen und keine groben Sünder unter sich dulden wollten. Nur in ihrer Mitte war, wie sie glaubten, die wahre Kirche Christi zu finden; sie allein dünkten sich in dem Besitz der ächten Taufe und der ächten Ordination der Bischöfe zu sein, weil der heilige Geist unmöglich anderswo seinen Wohnsitz aufschlagen könnte, als bei Leuten, die sich von jedem Flekken rein zu erhalten suchten.

So wenig der katholische Kirchenbund diesen Separatisten die Wahrheit solcher Behauptungen ein-

räumte, so wenig zeigte man sich in den Afrikanischen und Kleinasiatischen Gemeinen geneigt, den Ueberläufer von ketzerischen Partheien unter einer andern Bedingung aufzunehmen, als wenn er sich noch einmal von einem katholischen Kleriker taufen ließe. Hier pochten denn nun auch katholische Gemeinen ihrer Seits auf das Monopol des heiligen Geistes und die Sache blieb beim Alten, ohngeachtet des heftigen Widerspruchs der römischen Christen, die bei der Aufnahme eines Überläufers das Händeauflegen für hinreichend hielten, weil doch die von einem Ketzer verrichtete Taufe immer noch eine Taufe sei. — Was Wunder, wenn sich unter solchen Gährungen und Spaltungen schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts der fruchtbare Begriff von der Einheit der Kirche so ausbildete, daß er sogar in die öffentlichen Bekenntnisse der Täuflinge als eine nothwendige Glaubenslehre aufgenommen ward? Man hatte es vergessen, daß der ganze katholische Kirchenbund ursprünglich nur dem äußern Drange und den Verabredungen der Vorsteher der Gemeinen sein Dasein verdankte, und brachte nun aus den heiligen Schriften der Juden und Christen mit Hülfe der allegorischen Auslegung Stellen in Menge zusammen, aus denen nicht nur erhellen sollte, daß nur Eine Kirche die wahre Kirche Christi und der Apostel sein könne, sondern woraus man zugleich erweisen wollte, daß nur die katholische Kirche diese Einzige, allgemeine, heilige Kirche sei. Wenn aber schon diese eine Behauptung dem Geiste der Unduldsamkeit gegen Andersdenkende neue, reichliche Nahrung gab, zu welcher Verfolgungssucht und zu welcher Gewissens-

tyrannei mußte nicht der zweite gräßliche Satz hinführen, der sich nur zu bald an jene Behauptung anschloß, der Satz: „daß außer dem Schooße dieser Einen Kirche keine Seligkeit zu hoffen sei!“ Unter dem Vorwand einer zärtlichen Sorgfalt für das Heil der Seelen wurde jeder Andersdenkende, der aus dem Schooße der Einen alleinseligmachenden Kirche ausgetreten war, verfolgt, als wollte man ihn bloß zu seiner eigenen ewigen Glückseligkeit wieder zurückführen und es that den Bischöfen sehr wohl, wenn sie sich nun den Fels dieser Kirche, die Hirten der Heerden Jesu Christi, die Inhaber der Schlüssel des Himmelreichs nennen konnten — lauter Ausdrükke, die dem Cyprian in seinen Schriften ganz geläufig geworden sind!

Während sich auf diese Art der Occident über Kirchenzucht und Kirchenregierung stritt und an der Lehre von der Kirche formte und feilte, hing man im Orient den dogmatischen und metaphysischen Grübeleien nach und ließ besonders den alten Streit über den Logos noch immer nicht ruhen. In Syrien, wo man nächst Ägypten für solche Subtilitäten den meisten Sinn hatte, setzten die Bischöfe alles in Bewegung, als der Bischof zu Antiochien, Paul von Samosata behauptete, der Logos sei zwar von Ewigkeit her in Gott, als dessen Verstand und Weisheit, vorhanden gewesen, sei aber nie als eine für sich bestehende Person auf die Erde herabgekommen, sondern habe nur in dem Menschen Jesu als eine göttliche Kraft gewohnt und gewirkt. Wolle man nun Jesum den Sohn Gottes nennen und Christum mit dem Logos für synonym halten, so könne das

allerdings in Rücksicht auf den in ihm wohnenden Logos geschehen, nur müßte alsdann der Sohn mit dem Vater für gleiches Wesens erklärt werden. Auf den Kirchenversammlungen, die (264—269) dieser Behauptung wegen von mehrern Syrischen Bischöfen in Antiochien gehalten wurden, präsidirte nicht etwa (wie man in solchen Fällen vorgab,) der heilige Geist sondern vielmehr ein sehr unsauberer Geist der Kabale und der Animosität, der am Ende den unschuldigen Mann um Amt und Brodt brachte. Sonderbar genug, daß man jetzt besonders den Ausdruck gleiches Wesens als ketzerisch verdammte, dem sechzig Jahre später auf einer berühmten Kirchenversammlung der Stempel der Orthodoxie aufgedrückt ward! — Der Anhang des Syrers verliert sich bald aus der Geschichte; aber desto länger haben sich Name und Grundsätze einer Parthei erhalten, die sich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts in Persien bildete und sich von dort aus in Kurzem über den ganzen Orient verbreitet hat — der Manichäer. Ein persischer Magier Mani (Manes, Manichäus) der mit abwechselndem Glück als Leibarzt an dem Hofe der persischen Könige lebte, war mit der altpersischen Philosophie, dem System des berühmten Zoroasters, von Jugend auf eben so vertraut geworden, als er durch die Christen seines Vaterlandes einige Sätze des christlichen Lehrbegriffs kennen gelernt hatte. Jene Philosophie und diesen Lehrbegriff glaubte er auf eine leichte, einladende Art mit einander verbinden zu können und gab sich, um mit seinen Ideen desto eher Eingang zu finden, für den von Christo verheißenen höheren Lehrer

(Paraklet) aus. Die Grundlage seiner neuen persisch-christlichen Theologie ward das in seinem Vaterland herrschende, sogenannte dualistische System von zwei gleich ewigen Grundwesen oder Principien, einem guten und einem bösen, die er nach morgenländischem Sprachgebrauch das Licht und die Finsterniß nannte. Zwar hatten schon die Gnostiker des vorigen Jahrhunderts mit ihm aus derselben Quelle morgenländischer Weisheit geschöpft; aber wenn sie mit ihren Abstraktionen nur bei dem spekulirenden Verstand Eingang fanden, so wußte er dagegen in seinem, mit Hülfe einer vorgeblichen Inspiration geschriebenen Evangelio seine abstrakten Ideen in ein so künstliches Gewand von Geschichte und Mythologie zu kleiden, daß der große Haufe für seine Phantasie und für seinen immer regen Hang zum Wunderbaren reichliche Nahrung dabei fand. Er fingirte nämlich zwei ewige unermeßliche Reiche — das Reich des Lichts (des guten Geistes) und das Reich der Finsterniß (der bösen Materie.) Der Fürst des Lichts, dieses vollkommenste, gütigste Wesen streitet von Ewigkeit her mit dem gehäßigen, durchaus bösartigen und sinnlichen Fürsten der Finsterniß — dem Teufel, der zugleich der Gott der Juden ist. Bei einem Angriff auf das Reich des Lichts gelang es einmal dem Herrn der Finsterniß, im Bunde mit seinen bösen Aeonen mehrere von den Seelen gefangen wegzuführen, die dem guten Geist ihr Dasein verdankten. Diese umgab er mit der bösen Materie, woraus Adam und Eva nebst dem übrigen Menschengeschlecht entstanden, so daß wir Menschen unserm Körper und unsrer Sinnlichkeit

nach von dem Fürsten der Finsterniß, unserer Seele und unserm Denkvermögen nach von dem Herrn des Lichts abstammen. Aber es jammerte den guten Gott des verlassenen Menschengeschlechts, darum schuf er den vollkommensten Aeon Christus und sandte ihn mit einem Scheinkörper auf die Erde, damit er die Seelen der Menschen von den Banden ihrer materiellen Körper befreien und zu demjenigen zurückführen möchte, von dem sie ausgegangen waren. Indessen hat Christus selbst zu dem Allem nur den Anfang gemacht. Manes mußte erscheinen, um durch seine vollkommnere Sittenlehre das angefangene Werk zu vollenden. Der ächte, auserwählte Manichäer fastet häufiger und strenger als der gemeine Christ, er enthält sich von dem Genuß des Fleisches und Weins, meidet die Ehe, als ein Institut des bösen Princips und verachtet die irdischen Güter so wie überhaupt jede Bequemlichkeit des Lebens. Wer sich dieser strengen Lebensweise und überhaupt der ganzen, von Manes vorgeschriebenen Ordnung unterwirft, dessen Seele kehrt, nach dem Absterben des Körpers, durch mehrere Läuterungszustände hindurch in das Reich des Lichts zurück, indessen die Seelen der übrigen Menschen, die hier auf Erden ihre vorläufige Reinigung durch den manichäischen Methodismus versäumt haben, eine peinliche Wanderung durch mehrere Thierkörper hindurch machen müssen. Dieses kosmologisch-theologisch-psychologische Drama fand bei den Morgenländern, für deren Geschmack es so ganz berechnet war, unglaublichen Beifall. Einzelne Grundsätze des Mannes haben sich bis gegen Luthers Zeiten hin in der christlichen Kirche erhal-

erhalten, aber wenn man in der Kirchengeschichte des Mittelalters noch immer von Manichäern sprechen hört, darf man dabei nicht auch sogleich an ächte Anhänger jenes Persers denken. Im Munde der Priester und des Pöbels war Manichäer ein nichtssagender Spottname geworden, weil der katholische Klerus die Andersdenkenden mit keinem gehässigern Ketzernamen verfolgen zu können glaubte.

Während auf die Art der katholische Kirchenbund in seiner eigenen Mitte von Leuten beunruhigt ward, die nach ihrer Weise über die von allen Christen angenommene Glaubensregel klügelten und brüteten, mußte er sich durch harte Kämpfe mit äußern Feinden jeder Art seine Alleinherrschaft im römischen Reich theuer genug erkaufen. Die Kirchenväter des dritten Jahrhunderts hatten noch mehr, als ihre Vorgänger im zweiten, mit gelehrten Widersachern aus den Heiden zu streiten, die gerade dieselbe Philosophie, die einem Klemens von Alexandrien und Origenes zur Verschönerung des einfachen christlichen Lehrbegriffs gedient hatte, als eine furchtbare Waffe gegen das Christenthum wendeten. Männer, wie Plotin, Porphyrius und andre Häupter der Neuplatonischen Sekte in Alexandrien boten Scharfsinn und Gelehrsamkeit auf, um (wie sie meinten) die Blößen des ächten Lehrbegriffs Jesu und der Apostel aufzudekken; aber es waren im Grunde nur die gnostischen Spekulationen, auf die sie ihre Pfeile gerichtet hatten. Einen ganz neuen Weg der Widerlegung schlug der Bithynische Statthalter Hierokles ein. Den berüchtigten Pythagoräer und Thaumaturgen Apollonius von Thyana in Kappadocien,

der unter Vespasians Regierung auf seinen Reisen durch Bithynien Wunder aller Art gethan haben sollte, stellte er mit dem Stifter des Christenthums in Parallele, um ihn mit jenem dem Gelächter aller helldenkenden Heiden Preis zu geben. Indessen blieb der große Haufen der Christen bei solchen Angriffen auf seinen Glauben ziemlich gleichmüthig, um so mehr, da die Kirche bis zu dem Ende des dritten Jahrhunderts von den heidnischen Kaisern wenig oder gar nicht beunruhigt ward. — Aber dieß änderte sich gar sehr in den spätern Jahren der Regierung Diokletians, den die christlichen Schriftsteller wetteifernd als ein Ungeheuer ohne Gleichen in der Tyrannei und in der blutdurstigen Verfolgungssucht geschildert haben. So sehr der Kaiser auch mit ganzer Seele an dem vaterländischen Gottesdienst hing, so beobachtete er dennoch von seinem Regierungsantritt an bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts eine weise Toleranz gegen die Christen weil seine nächsten Verwandten und Lieblinge diese Parthei auf alle Art begünstigten. Wahrscheinlich wäre er auch seinen weisen, menschenfreundlichen Grundsätzen bis ans Ende treu geblieben, wenn ihn nicht von der einen Seite die Christen selbst gereizt und von der andern seine Mitregenten umgestimmt hätten. Da die Erhaltung der innern Ruhe im Reich das höchste Ziel seines Bestrebens war, so mußte es ihm natürlich sehr bedenklich scheinen, wenn er von den ewigen Zänkereien unter den Vorstehern der Gemeinen, von den Äußerungen des Stolzes und der Herrschbegierde der Bischöfe, ja wohl gar von dem Übermuthe vieler gemeinen Christen hörte. An

heidnischen Ohrenbläsern wird es auch nicht gefehlt haben, die dem mächtigen Anwachs der verhaßten Parthei mit Neid und Bangigkeit zusahen und gewiß dem Kaiser ein sehr grelles Gemälde vorgehalten haben werden, wenn wirklich hie und da die christlichen Soldaten ihrem heidnischen Fürsten den Gehorsam aufkündigten. Vorzüglich ließ aber der Cäsar Galerius, der abgesagteste Christenfeind, nicht ab, den Kaiser zur Strenge gegen die Verächter der Landesreligion zu ermuntern, bis sich dieser endlich (303) zu einem harten Edikt gegen die Christen bewegen ließ. Nach kaiserlicher Verordnung sollten nun die überführten Christen zu Sklaven gemacht, ihre Bethäuser niedergerissen, ihre heiligen Bücher verbrannt und besonders die Vorsteher der Gemeinen mit Gewalt zum Götzendienst angehalten werden. Wer sich von den letztern durch die Auslieferung jener Schriften sein Leben zu erkaufen suchte, der ward von seinem standhaften Mitchristen mit dem entehrenden Namen eines Traditor gebrandmarkt. Auf jenes erste Edikt folgten in Kurzem neue geschärfte Befehle, weil man dem Kaiser von mordbrennerischen Planen und von Aufwiegelungen der Christen erzählt hatte. Sieben Jahre hindurch ward nun mit Landesverweisung, Güterberaubung, Gefängniß und Todesstrafen gegen die Christen gewüthet und wenn auch die christlichen Schriftsteller beim Ausmalen der Martern die Farben etwas zu stark aufgetragen haben mögen, so ist doch so viel gewiß, daß bei diesen härtesten aller Verfolgungen die meisten Christen ihr Leben eingebüßt haben. Daher hießen in der christlichen Kirche die von Diokletians Regierungsantritt gerechneten

Jahre bis ins sechste Jahrhundert die Märtyrer-epoche.

Indessen hatte diese Verfolgung doch nicht mit gleicher Härte in allen Theilen des Reichs getroffen. Der Cäsar Konstantius Chlorus, Vater Konstantins des Großen, hatte die Christen, denen er im Herzen nicht abgeneigt war, in die ihm untergebenen Provinzen möglichst geschätzt und bis zum Tode des Wütherichs Galerius (310) war das Schicksal der Verfolgten in den einzelnen Theilen des Reichs bald mehr, bald weniger hart, je nachdem sie dort einem strengern oder mildern Regenten unterworfen waren. Besonders äußerte aber der junge Cäsar Konstantin, seitdem er (312) Herr des Occidents geworden war, eine ausgezeichnete Zuneigung zu den Christen. Den Grund dieser Zuneigung braucht man nicht gerade mit den christlichen Schriftstellern des vierten Jahrhunderts in einer ungewöhnlichen Himmelserscheinung und in einem Traumbilde zu suchen, die das Gemüth des jungen Regenten zum Vortheil der unterdrückten Parthei gestimmt haben sollten. Schon am Hofe seines Vaters hatte ihn Alles für die hart Verfolgten eingenommen; und wenn er jetzt sahe, wie die christliche Kirche durch den Druck früherer Zeiten nur an Muth und Ausdehnung gewonnen hatte, indessen die warmen Verehrer des Götzendienstes in seinem Reiche täglich abnahmen, so rieth ihm die Politik, eine Parthei zu begünstigen, die ihm bei den Gefahren, die das Reich von außen her bedrohten, um so nützlicher werden mußte, je mehr er bei dem noch frischen Andenken an die erlittenen Drangsale auf

ihre treue Anhänglichkeit an den großmüthigen Beschützer rechnen konnte. Wie viel dann aber zuletzt noch die eigene innere Überzeugung von den Vorzügen des Christenthums auf seine Zuneigung gegen die Christenparthei mitgewirkt haben möge, läßt sich jetzt bei der Entfernung der Zeiten nicht mehr bestimmen; um so weniger, da man keinen wohlthätigen Einfluß des neuen Glaubens auf sein übriges Leben bemerkt. Mag ihn auch die Schmeichelei des christlichen Klerus als ein Muster der Regenten ausposaunt und ihn mit dem, aus einem solchen Munde immer zweideutigen Beinamen des Großen beehrt haben, so blieb er doch nach seinem Übergang derselbe falsche, herrschsüchtige und grausame Despot, der er vorher gewesen war. Und überhaupt, warum wollte man auch hier auch aus einem Grunde Alles erklären, da sich in einer Regentenseele die heterogensten Motive oft so sonderbar zu durchkreuzen pflegen?

Genug, die Christen konnten unter einem solchen Regenten der sorgenloseſten Zukunft entgegen sehen, wenn sie nur mehr auf die Ruhe im Innern ihrer Gesellschaft bedacht gewesen wären. Aber der alte Streit über die Wiederaufnahme der Abgefallenen war gerade jetzt durch die Diokletianische Verfolgung von Neuem angeregt worden und unter den vielen Spaltungen, die er veranlaßte, ist die sogenannte Donatistische Spaltung insofern die merkwürdigste, als sie eine lange Reihe von Jahren hindurch den christlichen Gesellschaftskörper auf eine schreckliche Art erschüttert und zerrüttet hat. Als nämlich (311) der Presbyter Cäcilian zum Bischof

von Karthago erwählt worden war, erklärten sich mehrere Numidische Bischöfe, die man nicht zur Wahl gezogen hatte, aus keinem andern Grunde gegen die Gültigkeit derselben, als weil nicht nur der neue Bischof, sondern auch sein Ordinator, der ihm durch Händeauflegen den heiligen Geist mitgetheilt hatte, bei der letzten Verfolgung die heiligen Bücher ausgeliefert hätten, und doch hatte man geschwiegen, als sich vor sechs Jahren auf einer Synode in Afrika unter zwölf wählenden Bischöfen gerade sechs solcher Traditoren fanden? Aber es galt hier nun einmal den verhaßten Cäcilian, gegen den sich in Kurzem eine bedeutende Parthei bildete, weil es jene zurückgesetzten Bischöfe nicht an Aufhetzungen fehlen ließen und eine reiche Karthaginenserin, eine Erbfeindin des neuen Bischofs, das Geld zum Anwerben heimlich ausstreute. Es giebt in der That einen traurigen Beweis von dem Geist der Christen dieser Zeit, daß sich eine Spaltung, die der Eitelkeit einiger beleidigten Bischöfe und den Ränken eines rachsüchtigen Weibes ihren Ursprung verdankte, wie durch einen elektrischen Schlag von Karthago aus allen übrigen christlichen Gemeinen in Afrika mittheilen konnte! In Karthago selbst ward ein gewisser Majorinus das Haupt der Separatisten, die sich späterhin nach dessen Nachfolger, dem Bischof Donatus dem Großen, die Donatisten nannten, und eben so sahe man im Kurzem in jeder Stadt der ganzen Provinz neben den katholischen Bischöfen und Gemeinen donatistische Bischöfe und Gemeinen. Konstantin selbst erklärte sich für die katholische Parthei und versuchte anfangs mit den Donatisten den

Weg der Güte, indem er ihre Sache durch angeordnete Kommissionen von Bischöfen und auf Kirchenversammlungen gesetzmäßig untersuchen ließ. Als aber bei solchen Versuchen der wilde Partheigeist der Fanatiker mehr erhitzt, als abgekühlt ward und sie sogar den eigenen Richterspruch des Kaisers nicht mehr respektiren wollten, da gebrauchte er erst (seit 316) Strenge gegen sie und ließ sie mit Strafgesetzen und Landesverweisungen verfolgen. — Bei dem Allen ward denn aber doch, auf Veranlassung der letztern Verfolgungen, im Ganzen die Strenge der Kirchendisciplin in der katholischen Kirche mehr geschärft, als gemildert und es mußte die Macht und das Ansehen der Klerisei um Vieles erhöhen, wenn die Anwendung der auf den Synoden gegebenen Disciplingesetze in einzelnen Fällen ganz und gar ihrer Willkühr überlassen blieb. Überhaupt gewinnt der geistliche Stand jetzt einen immer merklichern Vorsprung vor den Laien und bei den Klerikern selbst ward eine Rangordnung immer sichtbarer, bei der die Ältesten dem Bischof, der Bischof auf dem Lande dem Bischof in der Stadt, so wie die Bischöfe in den Provinzialstädten dem Bischof in der Hauptstadt subordinirt waren.

Indessen würde die christliche Kirche die schwere Geissel des Priesterregiments vielleicht niemals empfunden haben, wenn sie immer unter dem Druck heidnischer Regenten gestanden wäre. Der durch äußerliche Drangsale gedemüthigte Geist des christlichen Priesters schloß sich bei der gemeinschaftlichen Noth an die tiefer stehenden Glieder der Gemeine näher an und fühlte das ganze Gewicht seiner Verpflich-

tung, den bedrängten Mitchriſten ein hülfreicher Freund und Rathgeber zu werden, da es ihm ohnedieß an Muße fehlte, um ſich zum Herrn und Gebieter über ſie zu erheben. Aber das Alles änderte ſich unter Konſtantin dem Großen, der bei ſeiner entſchiedenen Vorliebe für die Chriſten den erſten Grund zum Gebäude der Hierarchie legte, an dem Jahrhunderte gearbeitet haben, um es zu einen Koloß auszubilden, der die ganze chriſtliche Kirche mit ſeiner Laſt zu erdrükken drohte. Nur freilich durfte der Kaiſer, vor dem Zeitpunkt ſeiner Alleinherrſchaft über das ganze römiſche Reich, mit ſeinen Begünſtigungen des Chriſtenthums nur ſchrittweiſe vorrükken. Er ſchloß die heimlich begünſtigten in ſeine allgemeinen Toleranzprivilegien mit ein, wodurch auch ihnen, als einer geduldeten Religionsparthei, ihre gottesdienſtlichen Verſammlungsörter wieder eingeräumt und ihre ehemaligen Beſitzungen zurückgegeben wurden. Nach einigen Jahren (von 321 bis 324) that er ſchon mehr, befreite die Kleriſei von allen bürgerlichen Laſten und Dienſtleiſtungen, räumte ihr gewiſſe perſönliche Vorrechte ein, z. B. das Recht der Losſprechung von der Leibeigenſchaft und eröffnete inſofern die erſte Quelle zu den ſogenannten geiſtlichen Gütern, als er es ſeinen Unterthanen verſtattete, die chriſtlichen Kirchen in ihren Vermächtniſſen zu bedenken. Endlich aber (323), als es ihm gelungen war, ſeinen Mitkaiſer Licinius, den Beherrrſcher des Orients, zu beſiegen und ihn meineidiger Weiſe aus dem Wege zu räumen, da fühlte er ſich als unumſchränkter Monarch des ganzen Reichs mächtig genug, mit ſeiner heimlichen Vorliebe

für das Christenthum öffentlich hervorzutreten und noch in demselben Jahre zu der christlichen Kirche feierlich überzugehen. Daß er von diesem Augenblick an in seinen Edikten von der göttlichen Wahrheit der christlichen Religion spricht und seine Unterthanen zur Annahme derselben dringend ermuntert, ist nicht zu läugnen; aber daß er schon damals von einem römischen Bischof getauft worden sei und aus Dankbarkeit dem Apostolischen Stuhl in Rom die Stadt selbst, Italien und einen großen Theil der abendländischen Provinzen geschenkt habe, ist eine grobe Lüge irgend eines niedrigen Schmeichlers der Päbste im achten Jahrhundert gewesen, wo man sogar eine angebliche Schenkungsurkunde Konstantius des Großen vorwies.

Genug! Konstantins feierlicher Übertritt zur christlichen Kirche macht in der Geschichte dieser Gesellschaft eine merkwürdige Epoche. Es gehen nun mit der Verfassung, wie mit dem Lehrbegriff der Gesellschaft so wichtige Veränderungen vor, daß sich der Geschichtschreiber hier wohl einmal berechtigt fühlt, in dem großen Ganzen einen Ruhepunkt anzunehmen.

Zweites Buch.

Alle die wichtigen, wesentlichen Veränderungen, die seit Konstantins öffentlichen Übertritt mit der christlichen Kirche und Religion in Verfassung und Lehrbegriff vorgingen, hatten ihren Grund eben darin, daß das Christenthum mit diesem Kaiser auf den Thron erhoben und also zur herrschenden Staatsreligion gemacht ward. Wenn sie nun bei ihrer mehr ruhigen und gesicherten Existenz auf der einen Seite in schnellern Fortschritten für ihre äußerliche Macht und Ausdehnung sorgen konnte, so mußte es ihr auf der andern Seite unter so günstigen Umständen auch leichter werden, ihrer innern Verfassung und Konstitution einen höhern Grad von Solidität und Haltbarkeit zu geben. Der erste christliche Kaiser mußte natürlich vor allen Dingen dafür sorgen, daß die Religionsgesellschaft, deren erhabenstes Mitglied er selbst war, alle andre Religionspartheien im Reich vernichtete oder doch unscheinbar machte, und darum ließ auch Konstantin die sanftern Mittel mit den strengern abwechseln, um Polytheismus und Judenthum allmälig zu unterdrükken, so wie er da-

gegen durch mancherlei Vorrechte und anlokkende Versprechungen für das Christenthum zu gewinnen suchte. Wenn er selbst seinen neugewählten Lieblingsaufenthalt Byzanz (nach ihm Konstantinopel) zu einem zweiten Rom und zur ersten Stadt in der Christenheit erhob, wenn er auf Eingebung seiner bigotten Mutter Helena mehrere bedeutende Städte des Reichs mit prachtvollen christlichen Kirchen ausschmückte, wenn er das ächte Kreuz und mehrere Reliquien Christi und der Apostel wiedergefunden zu haben meinte, und auf das Wallfahrten nach heiligen Stätten selbst einen hohen Werth legte: so war es wohl kein Wunder, daß sich unter einem solchen Vorbilde mit dem christlichen Glauben zugleich christlicher Aberglaube und Mythologie, zugleich heidnische Prachtliebe beim Gottesdienst und eine blinde Vorliebe für den eiteln Reliquiendienst bis in die entlegensten Provinzen des Reichs verbreitete. — Noch wichtiger war es aber, daß Konstantin durch seinen eigenen Vorgang den Grund zu demjenigen Verbindungssystem zwischen den einzelnen christlichen Gemeinen seines Reichs legte, wobei es nachher in der Hauptsache immer geblieben ist und wodurch sich die gesammte christliche Kirche zu einem Staat im Staat bildete. Er stellte sich selbst an die Spitze des Ganzen: Er berief die Versammlungen der Bischöfe und übrigen Kleriker, bei denen er in eigener Person den Vorsitz hatte und die gemeinschaftlichen Beschlüsse durch seinen Beitritt zu Reichsgesetzen erhob; Er selbst setzte Kommissionen nieder, die unter seiner Leitung kirchliche Streitfragen entscheiden mußten; Er nahm sich das Recht,

Geistliche zu bestrafen und abzusetzen — kurz: Er wollte für die höchste Instanz in Angelegenheiten der Kirche angesehen sein. Den höchsten kirchlichen Rang nach sich räumte er denjenigen Bischöfen ein, die schon in frühern Zeiten ihren übrigen Kollegen den Vorrang abgelaufen hatten, indem man ihnen, als den Vorstehern der angesehensten Gemeinen im Reich, als Bischöfen bei den Mutterkirchen, als den Vorsitzern bei den Hauptsynoden stillschweigend einen Vorzug zuerkannt und sie schon immer als eine höhere Instanz in Kirchensachen respektirt hatte. Es waren dies besonders die Prälaten (Patriarchen) zu Rom, Konstantinopel; Alexandrien, Antiochien und Jerusalem die der Kaiser hervorzog, indem er sich in kirchlichen Dingen zunächst an sie wandte, wie er in weltlichen Angelegenheiten die Generalgouverneure in den vier Haupt-Statthalterschaften des Reichs zu der nächsten Behörde nach sich gemacht hatte. Wenn sich nun schon jeder Bischof, auch bei einer Gemeine in der kleinsten Provinzialstadt, eben dadurch um eine Stufe höher erhoben fühlte, daß er aus dem Diener einer verfolgten Kirche Diener einer Staatsreligion geworden war, wie mußte nicht jenen höhern Prälaten der stolze Muth steigen, wenn sie sich nun als Mitgenossen an der Regierung, als Statthalter des Kaisers in kirchlichen Angelegenheiten, als Männer betrachteten, die vermöge ihres Amts mit der geheiligten Person ihres Landesherrn in näherer Verbindung standen und deren Winken nicht nur der täglich wachsende Klerus, sondern auch der nun schon fast unübersehliche Christenhaufe unterworfen war!

So arbeitete denn also die höhere Klerisei seit Konstantius Regierung aus allen Kräften dahin, der Verfassung der Kirche mit der weltlichen Verfassung des Reichs einerlei Form und Konsistenz zu geben. Und allerdings konnte für die schnellere Verbreitung und unwandelbare Aufrechthaltung der segensreichen Lehre Jesu bei einer solchen Verfassung besser gesorgt werden, als in den Zeiten des äußern Drucks, wo die zerstreuten Gemeinen des Reichs durch losere Bande zusammengehalten wurden. Aber wenn das nur reine Lehre Jesu und der Apostel gewesen wäre, was auf den sogenannten ökonomischen Kirchenversammlungen, die mit Konstantins Regierung ihren Anfang nahmen, zum rechtgläubigen christlichen Lehrbegriff gestempelt ward; wenn sich nur nicht das bunte Gemisch von philosophisch-theologischen Menschensatzungen, das man mit dem Namen des Kirchenglaubens beehrte, unter den intoleranten Händeln mit Andersdenkenden gebildet hätte und dann am Ende dieser unbehülfliche, einseitige Lehrbegriff der herrschenden katholischen Kirche mit dem Christenthum selbst verwechselt worden wäre! Giebt uns irgend ein Streit den redenden Beweis davon, daß die Häupter dieser triumphirenden Kirche an dem Untergange der Freiheit im Denken und Schreiben nur zu glücklich arbeiteten; führt uns irgend ein Streit auf die Spuren des allgemein verbreiteten geist- und herztödtenden Irrwahnes hin: daß die Religion mehr in gewissen durchgefochtenen Lehrmeinungen, als in moralisch-religiösen Gesinnungen und Handlungen bestehe — so ist es der berühmte Arianische Streit, der seit Konstantius Regierung eine

lange Reihe von Jahren hindurch den ganzen großen Körper der christlichen Kirche erschüttert und zu unserm heutigen kirchlichen Lehrbegriff von der Person Christi, so wie von dem Verhältniß desselben zu Gott dem Vater, den ersten Grund gelegt hat. Man hört jetzt nicht mehr die bloß gelehrten Debatten zwischen einzelnen Vorstehern der Gemeinen, sondern die Geistlichkeit des ganzen Reichs soll in einer vom Kaiser selbst veranstalteten und dirigirten Versammlung bestimmen, was von jetzt an überall, wo nur Christen leben, von dem Sohne Gottes geglaubt und gelehrt werden muß, wofern man nicht etwa auf nichts Geringeres, als auf Ehre, Amt und Brod Verzicht thun will. — Die frühere Geschichte hat gelehrt, daß bis jetzt, unbeschadet der Denk- und Lehrfreiheit und selbst ohne nachtheilige Folgen für den Kirchenfrieden, die verschiedensten Vorstellungen von dem Logos und von der Person Christi in Umlauf gewesen waren, daß er hier bloß für eine göttliche Kraft, dort für eine selbstständige Person in der Gottheit, hier für einerlei Wesens mit dem höchsten Gott, dort für geringer als der Vater galt. So gerieth denn auch jetzt (320) der gelehrte und im Disputiren wohlgeübte Presbyter Arius in Alexandrien auf einer Versammlung der Ältesten mit seinem eiteln und rechthaberischen Bischof Alexander darüber in Streit, ob man wohl sagen könne: „in der Dreiheit sei eine Einheit vorhanden?“ Der Presbyter witterte hier Sabellianismus und eine Abweichung von der Lehre der berühmtesten Kirchenväter der Vorzeit über den persönlichen Unterschied zwischen Gott dem Vater und Jesu Christo, dem Sohne Gottes. Dagegen schloß er: wenn der Vater den Sohn ge-

zeugt hat, so hat dieser einen Anfang gehabt; es ist also eine Zeit gewesen, wo der Sohn nicht da war, folglich ist er aus dem Nichts entstanden. Diese Hauptmomente seiner besondern Meinung bildeten sich unter dem fortgesetzten Streit dahin aus, daß er behauptete: „Es giebt nur Einen ewigen, anfangslosen und ungezeugten Gott. Dieser hat vor ewigen Zeiten durch seinen Willen den Sohn, als den Ersten und Edelsten aller aus dem Nichts geschaffenen Dinge, erzeugt oder hervorgebracht. Der Sohn ist aber weder ewig und ungezeugt, noch gleiches Wesens mit dem Vater; denn er hat ja alle seine Vollkommenheiten erst vom Vater erhalten.„ Es leuchtet also ein, daß Arius mit dieser Behauptung gerade die Trinität, oder den Personen-Unterschied in der Gottheit retten wollte; nur glaubte er recht konsequent zu sprechen, wenn er den Sohn dem Vater als dessen Geschöpf subordinirte, weil denn doch der Gezeugte unmöglich gleich ewig und gleiches Wesens mit dem Zeugenden sein könnte. Dagegen schwebte dem Bischof Alexander die Neuplatonische Idee vom Logos vor; er verwechselte den Sohn und den Logos mit einander, und der Sohn (der Logos) mußte ihm eben so ewig sein, als der Vater, weil dieser ja niemals ohne jenen (ohne die in ihm wohnende Weisheit) gewesen seyn konnte. Der Logos (der Sohn), durch den erst alle Dinge aus dem Nichts geschaffen worden sind, kann unmöglich selbst ein Geschöpf Gottes im grobsinnlichen Verstande des Worts sein, sondern er ist nur im figurlichen Sinne von Gott erzeugt worden. — Keine Vorstellungen, keine Drohungen von Seiten des

Bischofs konnten den hartnäckigen Presbyter umstimmen, der bei seiner Meinung nur um so fester blieb, je mehr Kirchenlehrer und Laien in Alexandrien, Aegypten und in den benachbarten Ländern auf seine Seite traten. Alexander entschloß sich also, auf einer Synode zu Alexandrien den Widerspenstigen mit seinen Freunden von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Aber dieses gewaltsame Mittel diente nur dazu, die Sache ruchtbarer zu machen und einen förmlichen Bruch zu Stande zu bringen. Die beiden Streitenden ließen kein Mittel unversucht, in der Nähe und in der Ferne ihren Anhang zu verstärken; dem Arius gelang es nicht nur, mehrere angesehene Lehrer, den Bischof Eusebius von Nikomedien, einen Liebling der Konstantia, der Schwester Konstantins, für sich zu gewinnen, sondern er fand auch, als ein unschuldig Leidender, unter dem großen Haufen, viel blinde Anhänger — ja, durch ganz Aegypten, Palästina und Kleinasien theilten sich Klerus und Laien in zwei Partheien, so daß die Heiden schon anfingen, das durch solche Zänkereien berüchtigte Christenthum auf ihre Bühnen zu bringen.

So sahe sich nun endlich der Kaiser selbst genöthigt, in's Mittel zu treten, weil ihm alles daran gelegen war, der Kirche, die er mit sich auf den Thron gehoben hatte, den innern Frieden zuzusichern und weil er nur erst neulich bei den Donatistischen Händeln erfahren hatte, wie schwer die einmal auflodernde Flamme des Religionszwistes wieder gelöscht werden könnte. Aber vergebens wandte er sich in einem denkwürdigen Briefe an die beiden Hauptstreiter auf dem theologischen Kampfplatze und

mun-

munterte sie recht väterlich zur Vertragsamkeit auf, weil es denn doch am Ende keine wesentliche Lehre des Christenthums gelte. Die Spannung war leider! schon zu weit gediehen und der Streit über Sachen in einen Streit der Personen ausgeartet, wobei denn ein jeder mehr für seine Ehre in der Gesellschaft, als für die Ehre der Wahrheit und Religion nur um so hartnäkkiger focht. Ein so bösartiger Schaden forderte denn, nach Konstantins Meinung, auch eine radikale Kur und er versprach sich das Beste von einer sogenannten ökumenischen Kirchenversammlung, auf der, unter dem unsichtbaren Beistande des heiligen Geistes, die weisesten und gelehrtesten Ausleger des göttlichen Willens, zusammenberufen aus allen Provinzen des Reichs, doch wohl im Stande sein würden, mit brüderlich vereinten Kräften die tief verborgene Wahrheit ans Licht zu ziehen, und um so leichter der Kirche den Frieden wiederzuschenken, als Er selbst durch seine Bestimmung ihre gemeinschaftlichen Beschlüsse zu allgemeingeltenden und hart verpönten Reichsgesetzen erheben wollte. Mehr als dreihundert Bischöfe, vorzüglich aus der orientalischen Kirche, kamen nun (325) auf kaiserlichen Befehl in der Stadt Nicäa in Bithynien zusammen, um unter höchsteigener Leitung des Kaisers den Streit über den Logos zu entscheiden. Den beiden Wortführern in der Versammlung, dem kaiserlichen Günstling, Bischof Hosius von Korduba und dem Alexandrinischen Diakonus Athanasius von Alexandrien, einem unermüdeten Streiter für vermeintliche Rechtgläubigkeit, gelang es, mit Hülfe des ganzen übrigen Schwarms blinder Nachbeter den Arius

und dessen wenige Anhänger zum Schweigen zu bringen und in dem berühmten Nicenischen Glaubensformular, als Kanon der Orthodoxie in der Lehre von der Person Christi festzusetzen: „Jesus Christus, der Sohn Gottes, sei aus dem Wesen des Vaters gezeugt, wahrhaftiger Gott aus dem wahrhaftigen Gott und gleiches Wesens mit dem Vater.“ Wer von dem Allen das Gegentheil lehrt, den belegt die heilige, katholische und apostolische Kirche mit ihrem Fluch! — Von jetzt an mußte also, auf kaiserlichen Befehl, durch die ganze christliche Kirche der Stifter des Christenthums als ein vorweltliches Individuum, als der ewige Sohn Gottes, als die zweite Person in der Gottheit verehrt werden und eben die Wesensähnlichkeit (Homousie), die man im vorigen Jahrhundert aus dem Munde des Ketzers Paul von Samosata verdammt hatte, ward nun das untrügliche Kennzeichen, an dem der orthodoxe Katholische seinen andersdenkenden Mitchristen erkennen und verdammen lernte. Durch den Beitritt des Kaisers verlohr Arius Amt und Brodt; er mußte ins Exil wandern und seine und seiner Anhänger Schriften wurden dem Feuer überantwortet.

Was sich der Kaiser von dieser Versammlung so gewiß versprochen hatte — Einheit des Glaubens und Friede in der Kirche, das erfolgte nicht nur nicht, sondern gerade das Gegentheil. Die Stelle des bald darauf verstorbenen Alexanders nahm der betriebsame Athanasius, als Erbfeind der Arianer und als Hauptstütze des katholischen Glaubens ein. Aber dieser letztere sollte fürs Erste noch nicht siegen; denn der wichtigste Patron des verjagten Arius,

Eusebius von Nikomedien brachte es durch die kaiserliche Schwester dahin, daß Konstantin am Ende selbst glaubte, dem so hart angefeindeten Ketzer sei denn doch wohl auf der Versammlung zu viel gethan. Er ward wirklich aus seinem Exil zurückberufen und so wurde nun, unter dem mächtigen Beistande der Eusebianer, aus der unterdrückten Parthei die unterdrükkende, die ihrer Feindin an Härte und Unduldsamkeit nichts nachgab. Besonders mußte der neue Alexandrinische Bischof Athanasius ihre schwere Hand fühlen und er büßte im zehnten Jahre nach der großen Versammlung sein Amt ein, so wenig auch die ihm vorgeworfenen Verbrechen erwiesen werden konnten. Arius aber starb plötzlich im folgenden Jahr, gerade als er auf kaiserlichen Befehl zu Konstantinopei in die Kirchengemeinschaft feierlich wieder aufgenommen werden sollte. Man hätte glauben sollen, daß mit dem Tode der ersten Urheber der ganze unfruchtbare Wortstreit eingeschlummert wäre; aber so wenig Athanasius und die verblendeten Anhänger der Nicenischen Synode ruhten, so wenig war selbst unter den Gegnern dieser Synode an Einigkeit zu denken. Schon zu Lebzeiten des Arius schmolz die Anzahl seiner strengen Anhänger wirklich zusammen und es bildete sich allmählig zwischen ihnen und den Freunden der Synode eine Mittelparthei, die in Ansehung des Verhältnisses zwischen dem Vater und Sohn ihrer ganz eigenthümlichen Vorstellungsweise folgen wollte. Man hat sie in spätern Zeiten, als sie sich weiter verbreitet hatten, Semiarianer genannt; jetzt hießen sie noch von ihrer abweichenden Meinung Homöusiasten,

wei ihnen die Homousie ein anstößiger, grobsinnlicher Begriff zu sein schien, der auf eine eigentliche Zeugung des Sohnes vom Vater hindeutete; daher sie statt dessen von einer Wesensähnlichkeit (Homöusie) zwischen beiden spracheu.

Diese gemäßigte Mittelparthei hatte einen berühmten Mann an ihrer Spitze, den Bischof Eusebius von Cäsarea. Ob er wirklich, wie ihm seine vielen Feinde vorwarfen, ein heimlicher Anhänger des Arius gewesen sei, interessirt uns weniger, als daß er mit Recht der Vater der Kirchengeschichte genannt werden kann. Er schrieb das erste Werk über die Geschichte der christlichen Kirche, dem wir die meisten Nachrichten aus dem zweiten und dritten Jahrhundert verdanken; nur wünscht man freilich, daß er durchgängig mit mehrerer historischen Kritik verfahren wäre, da ihm durch die Gnade Konstantins die römischen Archive zu Gebote standen. Nach dem Tode seines erhabenen Gönners erlebte er es noch, daß unter den drei Söhnen desselben, besonders unter Konstantius, der im Orient des römischen Reichs regierte, kein strenges Mittel unversucht gelassen ward, um dem Christenthum den endlichen Sieg über das Heidenthum zu verschaffen. Sogar über die Grenzen des Reichs hinaus ward jetzt schon der christliche Lehrbegriff verbreitet und man hört um diese Zeit von Christen in Aethiopien im glücklichen Arabien, am kaspischen Meer und besonders unter den Gothen, die sich von den Gegenden des spätern Pohlens aus am schwarzen Meer und an der Donau festgesetzt hatten. Je mehr sich diese barbarische Nation den Grenzen des römischen Reichs

näherte, desto mehr faßte das Christenthum, und zwar Arianischen Lehrbegriffs, festen Fuß bei ihr, wobei besonders der Gothe Ulphilas durch seine gothische Bibelübersetzung mitwirkte.

Nur kann man sich solcher großen Fortschritte des Christenthums kaum von Herzen freuen, wenn man sieht, wie sich in diesem immer mehr verbreiteten Christenthum die reine Lehre Jesu und der Apostel nur mit Mühe wiedererkennen läßt. Besonders griffen die Ausartungen des Hauptttheils dieser Lehre, der moralischen Vorschriften, jetzt ungleich weiter um sich, als es schon in frühern Zeiten geschehen war. Was jeder unbefangene Mensch für ein eigenthümliches Verdienst der Sittenlehre Jesu anerkennt, daß sie ihren ächten Verehrer gerade unter den Zerstreuungen und Verführungen des gesellschaftlichen Lebens gut sein und gut bleiben lehrt, daß sie ihn auf die treue Pflichterfüllung in dem ihm angewiesenen, bürgerlichen und häuslichen Wirkungskreise als auf den edelsten Gottesdienst hinführt — das ist in der christlichen Kirche vorzüglich seit dem vierten Jahrhundert ganz und gar verkannt worden. Hier entwikkelt sich nämlich das schwärmerisch-religiöse Unwesen, das mit Einem Wort das christliche Mönchswesen genannt wird. Spuren der sogenannten Ascetik, jenes unseligen Gemisches von unverdauter Philosophie und vermeintlich höherer Moral, das auf eine unnatürliche Ertödtung der Sinnlichkeit hindringt und ein elendes, mit Selbstpeinigungen aller Art erfülltes Leben in Einöden und Steinklüften als eine vollkommenere christliche Frömmigkeit anempfiehlt, finden sich zwar schon in den

Schriften berühmter Kirchenväter des zweiten Jahrhunderts zerstreut; man hört zwar schon im dritten Jahrhundert von dem Vater aller christlichen Sonderlinge, dem heiligen Paul von Theben, der sich bis in ein hohes Alter in den ägyptischen Wüsten umhertrieb und im Hunger und Beten seines Gleichen suchte — aber es sind doch immer nur einzelne Schwärmer, die sich unter dem Namen von Eremiten und Asceten entweder aus Furcht vor den Verfolgungen unter den heidnischen Kaisern, oder aus Abscheu gegen die unter ihren Zeitgenossen herrschende Unsittlichkeit in Einöden zurückgezogen hatten, um dort durch ihre hochgepriesene Kontemplation und strengere Lebensweise die Seele nach und nach von dem Körper abzuziehen und der Vereinigung mit Gott näher zu bringen. Von solchen Eremiten bis zu den eigentlichen Mönchen war noch der Eine Hauptschritt zu thun, daß sich mehrere gleichgesinnte Feinde der menschlichen Gesellschaft näher aneinander anschlossen und nach gewissen übereinstimmenden Regeln lebten. Aegypten ward die Wiege dieser paradoxen Lebensweise, so wie überhaupt im Orient Alles: Klima, Temperament der Einwohner, Regierungsverfassung diese Schwärmerei begünstigte. Hier trat denn auch in dem heiligen Antonius der Stifter des eigentlichen Mönchwesens auf. Nachdem auch er sich an dreißig Jahre in den ägyptischen Wüsten umhergetrieben und durch Beten, und Fasten, ausgezeichnet schlechte Lebensart, Teufelserscheinungen u. s. w. Aufsehen gemacht hatte, sahe er sich genöthigt, für die unübersehliche Menge seiner Bewunderer hie und da in den Gebirgen Ägyp-

tens einsame Wohnungen (Monasterien) zu erbauen, wo sie unter der Aufsicht und nach der Regel ihres Vorstehers (Abba, Abt) leben mußten. Beten, Fasten, so wie überhaupt eine strenge Lebensordnung standen zwar unter den frommen Übungen dieser Sonderlinge obenan; aber sie wurden jetzt auch schon an Handarbeiten gewöhnt, wodurch mehrere Mönchsorden späterer Zeiten einigermaßen den Schaden wiedererseţt haben, den sie der menschlichen Gesellschaft durch ihre alberne Zurückgezogenheit zufügten. Übrigeus sorgten die eifrigen Schüler des Antonius wohl dafür, daß mit ihm die ganze Schwärmerei nicht ausstarb und besonders ward sie durch den Palästinenser Hilarion auch nach Palästina und Syrien verpflanzt. Einer unter ihnen, der Ägyptier Pachomius wird insofern als der Stifter des eigentlichen Klosterlebens betrachtet, als er zuerst auf den Einfall kam, mehrere Haufen von Einsiedlern und Mönchen in gemeinschaftlichen Wohnungen (Cönobien, Klöstern) zn vereinigen, wo sie sich nach einer von ihm vorgeschriebenen Regel in der Kontemplation, im Beten, Fasten und in Handarbeiten üben mußten. Da selbst angesehene Bischofe durch ihr eigenes Beispiel und durch unvorsichtige Lobpreisungen der Mönchsfrömmigkeit die Begriffe von der Heiligkeit eines solchen Lebens immer mehr erhöhten und verbreiteten, so vermehrte sich in Kurzem die Anzahl dieser Schwärmer auf viele Tausende, die nur zu bald für Staat und Kirche überaus wichtig wurden. Bei der größern Ungebundenheit, die sie damals noch genossen, durften sie zuweilen ihre Einöden und Klüfte verlassen, und wo nun diese an

gestaunten Heilige und Wunderthäter in den benachbarten Städten erschienen, da verbreiteten sie nicht nur Aberglauben, Schwärmerei und Wundersucht unter dem Pöbel, sondern gossen auch, als die treusten Trabanten der Bischöfe, bei allen theologischen Zänkereien Öhl in die Flamme der Zwietracht und machten die Debatten der Kirchenlehrer zu einer Sache des Volks. Vorzüglich sind für den Orient diese privilegirten Müßiggänger eine drükkende Geissel geworden; im Occident wollte das Mönchswesen weniger gedeihen, wo sich das kältere Klima Italiens und Galliens mit jener strengen Diät und mit der ganzen übrigen Lebensweise weniger vertrug. Erst der Alexandriner Athanasius, als er bei den arianischen Unruhen sein Bißthum verlassen und mit mehreren Mönchen nach Rom entfliehen mußte, brachte den Italienern und späterhin den Galliern einigen Geschmack für die Mönchspossen bei.

Aber diesen eifrigen Vertheidiger des Nicenischen Lehrbegriffs riefen bald die veränderten Zeitumstände auf den Schauplatz des Arianischen Streits zurück. Indessen war es nur eine kurze Freude, daß er (341) sein Bißthum wieder erhielt; er mußte schon im folgenden Jahre der Übermacht der Arianer weichen, deren Glaube wenigstens im Orient durch ihren hohen Patron, den Kaiser Konstantius, zur Hoftheologie erhoben ward. Ja, es verflossen kaum zehn Jahre, als es dem Alleinherrscher Konstantius gelang, die Gegner der Synode durch das ganze Reich zur triumphirenden Parthei zu erheben, die dann kein Mittel unversucht ließ, um ihren Feinden die unter Konstantin dem Großen erlittenen Drang-

sale mit Zinsen zurückzugeben. Die Christenheit des ganzen Reichs stellte nun das ärgerliche Schauspiel eines Krieges Aller gegen Alle auf, der nur zuweilen durch ein kurzes Intermezzo auf einige Jahre unterbrochen zu sein schien, wenn etwa einmal die Aufmerksamkeit der Kämpfer auf einen neuen Ketzer abgeleitet ward, der so, wie der Sirmische Bischof Photinus, die alte längst verschrieene Behauptung wieder aufwärmte, daß sich mit dem Menschen Jesu nur die unpersönliche Weisheit Gottes (der Logos) vereinigt habe — eine Grille, die ihm Amt und Brodt kostete! Nach solchen kurzen Zwischenräumen ward der Krieg nur mit neuer Hitze fortgeführt und der Hauptkrieg theilte sich immer noch in mehrere kleine Nebenkriege. Zwei strenge Arianer Aetius und Eunomius stellten sich an die Spitze der hitzigsten Kämpfer gegen die Synode und verfochten sogar eine Heterousie (eine gänzliche Verschiedenheit des Wesens zwischen dem Vater und Sohn,) damit ihre Lehre gegen den katholischen Lehrbegriff desto greller abstechen möchte. Und so hatte denn Konstantius, als ein Freund der gemäßigten Mittelparthei, statt der einen Nicenischen Parthei zwei in Ordnung zu halten, die mit gleicher Hitze seinen Semiarianern einen ewigen Haß geschworen hatten.

Überhaupt hätte man die Bekenner des liebevollen, friedliebenden Christus in diesen Zeiten der gegenseitigen Befehdungen und Verketzerungen an ihrer fanatischen Streitsucht wohl schwerlich erkennen mögen! Durch die strengen Gesetze Konstantins des Großen waren die Donatisten in Afrika noch eini-

permaßen in Ordnung gehalten worden, aber sie warteten nur einen bequemen Zeitpunkt ab, um die schrecklichsten Greuelscenen in jenen Gegenden darzustellen. Dieser zeigte sich jetzt, als es ihnen gelang, Schaaren von herumstreifenden, rasenden Bauern zu gewinnen, die unter dem Namen der Circumcellionen sengten, plünderten, mordeten und zu Ehren ihrer donatistischen Herren die gröbsten Schandthaten verübten. Es ward nicht eher wieder ruhig, als bis der Kaiser durch seine Heere den Rebellen förmliche Schlachten liefern und unter den höchsten Grausamkeiten dem gefährlichen Bauernkriege ein Ende machen ließ. — Vielleicht wäre es nun einer Reihe gleich strenger und unpartheiischer Kaiser gelungen, endlich einmal der christlichen Kirche den lange entbehrten Frieden wiederzuschenken, wenn nicht gerade jetzt der berüchtigte Kaiser Julian auf den Thron gekommen wäre, dem ein tiefgewurzelter Haß gegen Alles, was Christ und Christenthum hieß, den unglücklichen Gedanken an die Hand gab, durch die Zurückberufung und Duldung auch der bis dahin verfolgtesten Ketzer der Ruhe der Christen einen tödtlichen Streich zu versetzen. Hätte er länger regiert, würde er vielleicht bei seinem, an versteckten und offenbaren Unterdrükkungsmitteln unerschöpflichen Erfindungsgeist die Freude gehabt haben, dem Heidenthum von Neuem den Sieg über das Christenthum zu verschaffen! Aber mag auch seine hartherzige Intoleranz vor dem Richterstuhl einer strengern Sittenlehre nicht bestehen können, so darf doch die unpartheiische Geschichte in das laute Wehe nicht einstimmmen, das alle christlichen Schriftsteller der Vor-

welt über den verruchten Apostaten ausrufen. Sie ist es dem Andenken eines Regenten von wahrer Herzensgüte und Gerechtigkeitsliebe schuldig, zu bemerken, daß es einem Fürsten, dessen immer reger Trieb nach großen Thaten auf Befehl seines Vorgängers Konstantius durch eine sklavische Mönchserziehung mit Gewalt unterdrückt werden sollte, wohl zu verzeihen war, wenn er in den Augenblikken, wo er endlich einmal wieder frei athmen durfte, aus einseitiger Verblendung seinen lange genährten und gereizten Groll eine Kirche empfinden ließ, deren Glaube ihm durch die gedungenen Diener derselben auf immer verleidet worden war, indessen die verbotene Frucht des Polytheismus durch einen vertrauten Umgang mit den besten heidnischen Philosophen und Rednern jener Zeit einen desto höheren Grad von Reiz und Wohlgeschmack für ihn gewonnen hatte.

Was nun auch dieser Kaiser zur Unterdrükkung des Christenthums unternehmen mochte, so war doch seine anderthalbjährige Regierung zu kurz, als daß er der nun schon mächtig gewordenen Religionspartei einen dauerhaften Schaden hätte zufügen können. Was er ihr vielleicht an Umfang und Herrschaft genommen hatte, ersetzten seine Nachfolger zehnfach, besonders Theodosius der Große, der gegen das Ende des vierten Jahrhunderts mit dem ersten allgemeinen Verbot des heidnischen Götzendienstes in seinem ganzen Reich auftrat. Sobald nur erst das Opfern in den Tempeln und in den Häusern für Hochverrath erklärt worden war, so erlaubten sich auch die wilden Christenhaufen, von fanatischen Priestern und wüthenden Mönchen aufge-

hetzt, härtere Verfolgungen gegen die Heiden, als ihre Vorfahren sie wohl jemals unter den Regierungen eines Decius und Diokletian erlitten hatten. Und so mußte es denn freilich dahin kommen, daß die ehemalige Staatsreligion allmälig zu einer Dorfreligion (wie sich die Christen spottweise ausdrückten) herabsank, indem sich das Heidenthum aus den Städten und von den höhern Ständen zu den Bewohnern des platten Landes hinflüchtete. — Mit desto größerem Glück konnten nun die Christen ihr sogenanntes Bekehrungsgeschäft unter den eingewanderten Völkern betreiben und es hielt ferner nicht schwer, den Gothen und Galliern den christlichen Lehrbegriff aufzudringen, seitdem den Barbaren unter keiner andern Bedingung Wohnsitze in dem römischen Reich eingeräumt wurden. Vorzüglich war es der Arianische Glaube, den die christlichen Missionarien solchen Völkern mittheilten, denn ob jetzt gleich im Occident die Nicenisch-katholische Parthei die Oberhand erhielt, so erhob der Arianismus desto kühner sein Haupt in dem Orient des römischen Reichs. Erst in dieser Zeit (373) starb der Alexandriner Athanasius, der zwar durch seine hartnäckige Rechthaberei schon sich selbst ein höchst unstätes und flüchtiges Leben bereitet hatte, aber noch mehr an dem Unglück vieler tausend Menschen Schuld gewesen war. Kein Formeln-Theologe hat jemals mit so brennendem Eifer für das strenge kirchliche Dogma von der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi gestritten, als dieser Glaubenshelb und man gönnt ihm gern die Ehre, daß alle spätere, ihm ähnliche Verfechter jener Glaubenslehre nach ihm Athanasia-

ner genannt werden und ihn für den wahren Urheber des Athanasianischen Glaubensformulars halten, das den allgemeinen Symbolen der Kirche beigesellt worden ist, weil es die Quintessenz der feinsten Subtilitäten über die Dreieinigkeitslehre in sich schließt. Mit dieser Hauptstütze des Nicenischen Glaubens fiel aber den Vertheidigern desselben noch nicht der Muth, vielmehr trennten sich die kämpfenden Hauptpartheien nur immer noch in neue Nebenpartheien. Über dem hitzigen Bestreiten des Wesens und der Würde des Sohnes Gottes war bis jetzt der heilige Geist ganz in Vergessenheit gerathen und man hatte es noch gar nicht reiflich überlegt, ob auch dieser eine dritte Person in der Gottheit, oder vielleicht nur ein Diener und Bote, ein Geschöpf, ja wohl gar eine bloße Kraft Gottes sein sollte. Erst seit der Mitte des vierten Jahrhunderts hieß es von dem Semiarianischen Bischof Macedonius in Konstantinopel, er spräche dem heiligen Geist die Wesensähnlichkeit mit dem Vater und Sohn ab, und nun galt er selbst nicht nur für einen Ketzer, sondern man nannte auch nach ihm Macedonianer alle diejenigen Christen im Orient, die nicht den heiligen Geist mit dem Vater und Sohn als Gott betrachten wollten und deshalb in diesem und in dem folgenden Jahrhundert auf mehreren Synoden hart verfolgt wurden. — Näher mit dem Hauptstreit über die Natur des Logos war der Streit mit der zweiten Nebenparthei verwandt, den man von dem Bischof Apollinaris in Laodicea den Apollinaristischen zu nennen pflegt. Dieser gelehrte und durchaus unbescholtene Verehrer der griechischen, besonders der Platonischen

Philosophie, hatte von seinem Plato gelernt, daß man zwischen dem Körper und der vernünftigen Seele des Menschen noch eine animalische Seele, oder die eigentliche Vegetationskraft in die Mitte setzen müsse, und so glaubte er nun recht konsequent zu sprechen, wenn er sagte: „Christus hat zwar von der Menschheit den Körper und die Vegetationskraft gehabt, aber die Stelle der vernünftigen Seele, des Geistes, der Denkkraft hat der Logos bei ihm vertreten. Alles, was Christus, als ein vernünftiges Wesen gedacht und gethan hat, das dachte und that der Logos in ihm.“ So willkührlich und als ein bloßes Spiel des Witzes auch diese Hypothese, die durch ganz Syrien großen Beifall fand, an und für sich betrachtet erscheinen mag, so ist sie doch ihrer wichtigen Folgen wegen nur zu merkwürdig geworden. Je stärker sich die Apollinaristen über die Mischung der Menschheit und Gottheit in Christo ausdrückten, desto mehr beeiferten sich die orthodoxen Kirchenlehrer die menschliche Natur Christi von der damit verbundenen höheren Natur des Logos recht sorgfältig zu unterscheiden und so ward denn schon jetzt der unselige theologische Krieg über die beiden Naturen in Christo vorbereitet, der auch in unsre dogmatischen Handbücher gewandert ist und im Grunde noch immer als unentschieden betrachtet werden muß.

Aber nun sollte denn endlich auch gegen das Ende des vierten Jahrhunderts die Athanasianische Parthei über die Gegner der Nicenischen Synode im römischen Reich auf immer triumphiren. Auf der einen Seite trat die weltlichi Macht ius Mittel,

desselben auf das Feierlichste bestätigt und von den denn Theodosius der Große wollte nur denjenigen seiner Unterthanen für einen guten Bürger gehalten und geduldet wissen, der auf allerhöchsten Befehl die einige Gottheit des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes unter gleicher Majestät glauben würde, so wie dagegen den Arianern fernerhin alle gottesdienstlichen Zusammenkünfte untersagt sein sollten. Auf der andern Seite erhielt der Nicenische Glaube an mehrern, ihrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wegen weit und breit berühmten Kirchenlehrern mächtige Stützen, die ihm durch Schriften und Predigten seinen endlichen Sieg auf ewige Zeiten zu sichern suchten. Besonders zeichneten sich hier drei Kappadocier aus, nämlich: der hochgepriesene geistliche Redner Basilus der Große, und die beiden Gregore von Nyssa und von Nazianz. Je größer der Einfluß dieser Männer auf ihr Zeitalter war, desto mehr muß man es bedauern, daß auch sie der ohnedieß nur zu regen Vorliebe ihrer Zeitgenossen für die Thorheiten des Mönchswesens durch ihre günstigen Urtheile über den Werth desselben reichliche Nahrung gaben. — Genug, sie haben bei dem Emporbringen des Nicenischen Glaubens redlich mitgewirkt und erlebten noch die große Freude, daß Kaiser Theodosius, der bei seinen harten Strafgesetzen gegen die Ketzer auf den wärmsten Dank der katholischen Kirchenlehrer rechnen konnte, seinen Verdiensten um jenen Glauben dadurch die Krone aufzusetzen glaubte, daß er (381) die zweite ökumenische Kirchenversammlung zu Konstantinopel veranstaltete, wo die unbezweifelte Alleinherrschaft

Kirchenlehrern des ganzen Reichs einstimmig anerkannt werden sollte. Das Nicenische Glaubensbekenntniß, das nun schon länger, als ein halb Jahrhundert, den schrecklichsten Stürmen des Arianischen Streits getrotzt hatte, ward hier nicht nur von Neuem in seine alten Usurpatorrechte eingesetzt, sondern überdieß noch gegen die Macedonianer mit dem Zusatze vermehrt, daß, „der heilige Geist persönlich vom Vater ausgegangen sei, und mit dem Vater und Sohn gemeinschaftlich verehrt und angebetet werden müsse.“ Dieses neue Nicenisch-Konstantinopolitanische Glaubensformular erhielt nicht nur damals durch den ganzeu Occident symbolisches Ansehen, sondern ist sogar bei uns Protestanten bis auf den heutigen Tag die höchste Norm der Orthodoxie in der Trinitätslehre geblieben. Außerdem wurden hier die bisherigen geistlichen Jurisdiktionsstreitigkeiten zwischen den Bischöfen von Antiochien, Jerusalem und Konstantinopel beigelegt und die Verordnung festgesetzt, daß sich künftighin kein Bischof um die Gemeinen eines fremden Kirchensprengels bekümmern sollte. Das meiste Aufsehen machte der neue Kanon der Versammlung, daß der jedesmalige Bischof von Neu Rom (Konstantinopel) seinen Rang zunächst nach dem Bischof des alten Roms haben sollte. Wenn hier auch gleich die Patriarchen von Rom, Konstantinopel Alexandrien und Antiochien noch nicht für die obersten Gerichtsherren in der ganzen christlichen Kirche erklärt und anerkannt wurden, so ließ sich doch an den ehrenvollen Vorrang, der ihnen hier vor den übrigen Metropoliten (Bischöfen in den Hauptstädten) feierlich eingeräumt wurde, mit

der

der Zeit weit leichter, als ehemals, auch der Vorzug der Rechte anknüpfen, um so mehr, da die Gemeinen, denen sie vorstanden, durch die Länge der Zeit zu dem verjährten Besitz eines besondern Ansehens in der ganzen Christenheit gelangt waren. — Kurz man sieht hier schon den Grund zu einem Patriarchalsystem gelegt, das sich von dem Gleichheitssystem der drei ersten Jahrhunderte in sehr merklichen Abstufungen unterscheidet. Es gelingt den Bischöfen einiger hochgeachteten Gemeinen sich zu Prälaten in der Christenheit zu erheben und unter Einigen kann es am Ende Einem nicht schwer werden, sich zum Alleinherrscher über alle aufzuwerfen.

Die Hauptsache war jetzt nur, daß unter höchster, kirchlicher und weltlicher Autorität das giftige Unkraut der Ketzerei und Freidenkerei aus der heiligen, katholischen und apostolischen Kirche mit der Wurzel ausgerottet wurde und daher ward der Ausspruch der Synode gegen Semiarianer, Eunomianer, Sabellianer, Photinianer, Apollinaristen, Macedonianer u. s. w. nun überdieß noch durch besondre kaiserliche Strafgesetze geschärft und ausgeführt. Und so muß man denn die traurige Bemerkung machen, daß seit Konstantin des Großen Zeiten Haß und Verfolgung gegen die Ketzer stufenweise zugenommen haben. Ehe noch das Christenthum auf den Thron erhoben ward, waren Religion und Glaube ein Gegenstand freier Untersuchungen gewesen; jetzt schwingen sich einige kaiserliche Günstlinge und Hoftheologen, verbunden mit den Wortführern auf den großen Concilien zu den höchsten Glaubensrichtern über ihre christlichen Mitbrüder empor, und wer sich die min-

deste Abweichung von ihrer individuellen Meinung und von ihren eigensinnigen Behauptungen erlaubt, der wird als Ruhestörer, als bürgerlicher Verbrecher mit bürgerlichen Strafen verfolgt und muß für seine standhafte Freimüthigkeit mit Ehre, Vermögen und Sicherheit büßen. So reich indessen dieses Zeitalter an empörenden Beweisen von christlicher Unduldsamkeit war, so hatte man doch die Härte gegen Andersdenkende noch nicht bis zur Bestrafung an Leib und Leben getrieben. Davon sollte noch vor dem Ausgange des vierten Jahrhunderts in Spanien das erste Beispiel gegeben werden. Ein gewisser Priscillianus, ein seiner Gelehrsamkeit wegen angesehener Privatmann in Spanien, kam auf die unbestimmte Anklage sabellianischer, gnostischer und manichäischer Irrthümer in Inquisition. Man wußte am Ende ihm nicht anders, als mit dem ganz unerwiesenen Vorwurf einer unzüchtigen Lebensart beizukommen und der Nebenkaiser Maximus brachte wirklich den erbitterten Gegnern des unschuldigen Mannes das bis dahin unerhörte Opfer, daß er ihn (385) mit sechs Personen seines Anhanges zu Trier enthaupten ließ. Wären hier nicht einige angesehene katholische Bischöfe ins Mittel getreten, so würden wahrscheinlich noch mehrere Priscillianisten ihr Leben eingebüßt haben und überhaupt machte diese barbarische Härte, an die man noch nicht gewöhnt war, durch ganz Italien und Gallien eine sehr üble Sensation. — Es ist auffallend genug, was in dieser Zeit schon Alles Ketzerei hieß; aber freilich übertraf der berühmte Bischof zu Salamis Epiphanius seine Zeitgenossen bei Weitem in der

Freigebigkeit mit selbsterfundenen Ketzernamen. Außerdem, daß er in einer ausführlichen Schrift über den Nicenischen Lehrbegriff, einen Anker (wie er es nannte) für den wankenden Glauben der Christen auf dem klippenreichen Meer der Glaubenszweifel auswarf, so brachte er auch eine (witzig genug!) sogenannte Medicinschachtel gegen das Gift der ketzerischen Schlange zu Stande, worin er die Heilmittel der Orthodoxie gegen nicht weniger, als achtzig ketzerische Epidemien anempfiehlt, wohin er denn alle christliche nicht nur, sondern auch jüdische und heidnische Irrthümer rechnet und sich gelegentlich auch wohl selbst neue Ketzereien erfindet, um seine Panacee desto öfter anbringen zu können.

Die vermeintliche Rechtgläubigkeit des katholischen Lehrbegriffs ward also jetzt das Feldgeschrei aller Kleriker der herrschenden Kirche und es ist zu bewundern, welche raschen Fortschritte dieser abgesonderte Stand zur weitern Ausdehnung seines Ansehens macht. Die Bischöfe werden die höchsten Gesetzgeber und Richter in kirchlichen Angelegenheiten und wenn ihnen jetzt schon schwache Regenten ihre eigenen oberherrlichen Rechte in geistlichen Dingen abtreten, so wird auch ihr Würkungskreis durch die täglich wachsenden Einkünfte der Kirchen erweitert, indem sie über diese Reichthümer zum Besten der Armen und Hülfsbedürftigen nach Belieben schalten und walten können. So wie sie auf der einen Seite die Regeln der Kirchenzucht vorschreiben, so ist auch in ihren Händen das kirchliche Strafamt, und der Bann, den sie als eine eigenthümliche kirchliche Strafe handhaben, ist jetzt schon mit bürgerlichen

Nachtheilen verbunden. Kurz in ihnen vereinigt sich die dreifache kirchliche Gewalt: die gesetzgebende, richterliche und exekutive. Selbst auf nicht-kirchliche Angelegenheiten ist ihre Macht ausgedehnt, denn in eben dem Grade, als die weltlichen Obrigkeiten an Würde und die Gesetze an Kraft verlieren, wächst das schiedsrichterliche Ansehen der Bischöfe selbst bei bürgerlichen Streithändeln; Alles wendet sich an sie bei der Heiligkeit ihres Standes und die Obrigkeiten müssen ihnen am Ende nur als rechter Arm bei der Vollziehung ihrer Richtersprüche dienen. Bei diesem äußern Anwachs der geistlichen Macht sucht sich der Klerus zugleich durch eine veränderte Organisation mehr innere Festigkeit und Konsistenz zu geben. Um auch das geringste Mitglied des Ordens mit gleichem Ernst an das Beste des Ganzen zu knüpfen, werden alle vom niedrigsten Kirchendiener an bis zum höchsten Bischof hinauf von Leuten ihres Ordens gewählt und ordinirt, und durch das stufenweise Emporsteigen von den niedern Graden zu den höhern wird ihr Eifer für das Ganze immer gleich rege erhalten. Überdieß muß der Orden um so schneller an Macht gewinnen, je sichtbarer sich die Anzahl der Mitglieder desselben vermehrt. Abgerechnet, daß auch außerhalb der Gesellschaft die vielen, fast unübersehlichen Schaaren von Mönchen den Bischöfen zur Ausführung ihrer herrschsüchtigen Plane gern hülfreiche Hand darbieten, so erhalten auch die hohen Kleriker an den täglich zunehmenden Schwärmern von niedrigen Kirchendienern ein ansehnliches Heer dienstbarer Geister. So gab es allein von solchen Leuten, die die Pflege

gefährlicher Kranken und die Sorge für die Verstorbenen übernommen hatten, in einzelnen Städten schon mehrere Hunderte, und je größer der Abstand zwischen ihnen und ihren Bischöfen war, desto fester konnten diese in kritischen Augenblikken auf ihren Beistand rechnen. Und so wie sich denn in Allem nach und nach ein geistlicher Staat (Hierarchie) mitten in dem weltlichen bildet, so formt sich auch unter den Häuptern der Kirche allmälig eine aristokratische Oligarchie, in der einige angesehene Bischöfe allen übrigen Klerikern den Vorzug an Ehre und an Einfluß auf das Ganze abgewinnen. Was überhaupt die Bischöfe in den Städten thaten, daß sie sich die Bischöfe auf dem Lande unter dem geringen Titel der Archipresbyter und Archidiakonen als untergeordnete Gehülfen beilegen ließen, das versäumten die Bischöfe in den Hauptstädten des römischen Reichs auch ihrerseits nicht, indem sie die Bischöfe ihrer Provinzen und Diöcesen weihten, alle obwaltenden Streitigkeiten zwischen ihnen schlichteten, sie zu den Provinzialsynoden berufen und sich dort den Vorsitz, als ihr eigenthümliches Vorrecht anmaßten. Aber auch über diese schwangen sich am Ende einige unter den Namen der Erzbischöfe, Primaten, Exarchen und Patriarchen zu Regenten der ganzen Christenheit empor. Was war natürlicher als daß sich unter diesen großen Prälaten schon jetzt ein herrschsüchtiger Wetteifer entspann, wer unter ihnen seine übrigen Kollegen soweit verdunkeln würde, daß er sich zum alleinigen Monarchen in der katholischen Kirche erheben könnte? So abwechselnd nun aber auch das Glück bald diesen, bald

jenen begünstigte, so werden doch jetzt schon von Seiten der römischen Bischöfe die ersten Versuche zu ihrem stufenweisen Emporsteigen gemacht. Durch Gelingen und Mißlingen, durch Erhebungen und Demüthigungen sieht man sie dem Ziel der Herrschaft über die übrigen allmälig näher rükken und was auch hie und da einmal ein mächtiges Kaiserwort in dem gutangelegten Plane niederriß, das richteten die Zeitumstände, die Lage des römischen Reichs, die alte Ehrerbietung gegen die römische Gemeine und die Entscheidungen der dortigen Bischöfe in theologischen Streitigkeiten wieder auf. Die römische Gemeine hatte nun schon einmal den Vorrang vor allen übrigen, denn sie gehörte zu den ältesten in der Christenheit, sie blühte in der Hauptstadt des ganzen Reichs und mehrere andere Gemeinen respektirten in ihr ihre Mutterkirche. Was Wunder, wenn der Glanz der Gemeine auch auf den Bischof bei derselben zurückstralte, so daß er anfangs für den vornehmsten unter den italienischen und mit der Zeit für den vorzüglichsten unter allen abendländischen Bischöfen galt? Indessen so merklich nun auch unter den christlichen Kaisern sein Einfluß bei Hofe stieg, und so viel er auch Gelegenheit sich zu bereichern fand, so ward er denn doch für jetzt nur als der kaiserliche Statthalter in Italien in kirchlichen Angelegenheiten betrachtet. So wenig er an den Verhandlungen auf den ökumenischen Synoden in eigener Person Theil nehmen mochte, um hinter dem Vorhange durch verschmitzte Unterhändler seine Projekte desto glücklicher durchsetzen zu können, so hätte er sich doch gern das höchste Apellations-

recht durch den vereinten Ausspruch der weltlichen und kirchlichen Macht schon jetzt zusprechen lassen. Ob es ihm aber gleich hierin noch nicht glükken wollte, so fand sich's doch schon, wie von selbst, daß die streitenden Partheien thörigt genug waren, bei theologischen Händeln an die höchste schiedsrichterliche Sentenz des römischen Bischofs zu appelliren; ja in einzelnen Fällen ward sogar von den Kaisern selbst eine solche höchste Entscheidung ausdrücklich an sie gewiesen. Die sogenannten Dekretalen oder Gutachten, die die römischen Bischöfe schon jetzt nicht bloß für die italienischen, sondern auch für Bischöfe außerhalb Italien aufsetzten, sind in spätern Zeiten, mit allerhand erdichteten Zusätzen vermehrt, die Grundlage des päpstlichen Gesetzbuchs und des ganzen kanonischen Rechts geworden. Manches recht unverschämte Subjekt glaubt wohl jetzt schon auf dem Stuhle Petri, des größten unter allen Aposteln zu sitzen, und in seinem Namen und an seiner Stelle von dem ganzen Occident einen unbedingten Gehorsam gegen alle von Rom ausgehenden Befehle fordern zu dürfen.

Nichts konnte aber wohl solchen herrschsüchtigen Priestern erwünschter sein, als wenn sie einmal Gelegenheit fanden, sich über diesen oder jenen ihrer drei andern Kollegen ein oberrichterliches Ansehen zu geben. Wenn schon der langwierige Arianische Streit dazu geeignet war, den Patriarchen von Alexandrien in eine gewisse Abhängigkeit von Rom zu setzen, so sahen die römischen Bischöfe bei dem berüchtigten Origenischen Streit noch glücklicher einen ihrer heißesten Wünsche erfüllt, über ihren

furchtbarsten Nebenbuhler in Konstantinopel einmal den Herrn spielen zu können. Bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts waren die meisten Lehrer der katholischen Kirche Schüler oder Verehrer des Origenes gewesen. Man schätzte durchgängig den großen Mann theils wegen seiner Verdienste um Text und Auslegung der Bibel, theils wegen seiner scharfsinnigen und gelehrten Behandlung des theologischen Studiums. Aber eben dieser philosophische Geist, den er in die Theologie übertrug, ward einigen Lehrern noch vor dem Ablauf dieses Jahrhunderts anstößig, um so mehr, da sich die gehässigen Arianer bei ihrem Streit mit den Gegnern öfters auf die Schriften des allgemeinverehrten Mannes berufen hatten. Man wollte nun in eben diesen Schriften gewisse abweichende Meinungen über die Präexistenz der Seelen, über die Endlichkeit der Höllenstrafen, über die Auferstehung des Leibes u. s. w. gefunden haben, wobei sich die Rechtgläubigkeit des Verfassers wohl in Zweifel ziehen ließe. Indessen blieb es im Anfange nur bei gelehrten Debatten, indem die strengern Anhänger des Mannes, die er vorzüglich unter den Ägyptischen Mönchen hatte, alles ohne Unterschied guthießen und bewunderten, was jemals aus seiner Feder geflossen war, die gemäßigten Freunde desselben ihn dagegen nur im Allgemeinen gegen den Vorwurf der Ketzerei in Schutz nahmen und viele von einer Verfälschung seiner Schriften sprachen. Erst als sich die ungezähmten Leidenschaften einiger Wortführer in der Kirche und einiger rechthaberischen Advokaten der kirchlichen Orthodoxie mit ins Spiel mischten, ward der Streit so

ernstlich, daß er manchem braven Mann Amt und Ruhe kostete. Es galt hier vorzüglich zwei Männer, die den allgemeinen Ruf der Gelehrsamkeit und der Popularität für sich hatten — den Bischof Johannes von Jerusalem und den berühmten Johannes, Patriarchen zu Konstantinopel, der seiner ausgezeichneten Kanzelberedsamkeit wegen den Ehrennamen Chrysostomus (Goldmund) erhielt. Über den Ersten fiel Hieronymus her, das Orakel der Rechtgläubigkeit in der lateinischen Kirche, dessen lateinische Bibelübersetzung noch heutiges Tages die Grundlage der in der römisch-katholischen Kirche allgemein autorisirten Vulgata ausmacht. Bei seinen Lästerungen und Schmähreden hatte er den Ketzerfeind Epiphanius auf seiner Seite, ohne daß beide im Stande gewesen wären, den sanften Johannes zu Jerusalem aus seiner Fassung zu bringen. An dem Chrysostomus wollte sich der herrschsüchtige und ehrgeitzige Patriarch Theophilus zu Alexandrien reiben, und es gelang ihm nur zu sehr, die Ruhe dieses sanftmüthigen und friedliebenden Mannes zu untergraben. Einige Ägyptische Mönche, die als vorgebliche Origenisten von dem übermüthigen Theophilus mit gewaffneter Hand aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren, nahmen in der Noth ihre Zuflucht zu dem Chrysostomus, um in ihm einen mächtigen Fürsprecher bei Hofe zu finden. Ohne an dem Gegenstand des Streits selbst den mindesten Antheil zu nehmen, äußerte dieser bloß ein gerechtes Mitleiden mit den hart Verfolgten; aber man versäumte nicht, von den ketzerischen Nebenabsichten des Mannes zu sprechen, weil er sich durch seine

freimüthigen Strafreden auf der Kanzel eine Menge von Feinden zugezogen hatte. Besonders war ihm von der Kaiserinn Eudoxia der Untergang geschworen worden, seitdem diese einige starke Winke in den Predigten des großen Kanzelredners nicht ohne Grund auf sich gedeutet hatte und es gelang ihr, mit Hülfe des ränkevollen Theophilus und mehrerer aufgebrachten Geistlichen und Großen in Konstantinopel (403) den unerbittlich strengen Sittenrichter durch den Ausspruch einer Synode um Amt und Brod zu bringen. Sobald sich aber Kaiser Arkadius genöthigt sahe, aus Furcht vor einem Aufruhr im Volk den Chrysostomus aus seinem Exil zurückzurufen, wandte sich der unschuldig verfolgte Mann sogleich an den stolzen Bischof Innocentius I. in Rom, der die Gelegenheit mit beiden Händen ergriff, um bei dem einen Patriarchen einen großmüthigen Fürsprecher, gegen den andern einen zurechtweisenden Richter zu spielen. Aber es kam jetzt jede noch so dringende Fürsprache zu spät und Chrysostomus mußte abermals ins Exil wandern, wo er denn endlich auch als ein Opfer der Machination seiner wichtigen Gegner starb.

In einem Zeitalter, wo die angesehensten Lehrer der Kirche, Männer von dem entschiedensten Gewicht und Einfluß auf den großen Haufen sich als die Sklaven der niedrigsten Leidenschaften zeigten und das ärgerliche Schauspiel eines blinden Egoismus gaben, dem die Religion zum Deckmantel für die eigennützigsten Absichten dienen mußte — in einem solchen Zeitalter war es wohl kein Wunder, wenn die hülflose ganz und gar sich selbst überlassene

Menge der Christen immer tiefer in Unwissenheit versank und sich den albernsten Grillen christlichen Aberglaubens hingab. Die gefährlichsten Irrthümer der praktischen Religion, z. B. die gottesdienstliche Verehrung und Anbetung der Märtyrer und Heiligen, wobei man sich den Dämonendienst des Heidenthums zum Muster genommen zu haben schien, der Dienst der Reliquien u. s. w. hatte jetzt schon die bei ungebildeten Menschen so allmächtige Autorität des alten Herkommens für sich; aber sie mußten am Ende nothwendig in den Augen des Pöbels für einen wesentlichen Bestandtheil des ächten Christenthums gelten, wenn sogar die angesehensten Kirchenlehrer, selbst einen Chrysostomus nicht ausgenommen, die wärmsten Fürsprecher derselben in Schriften und Predigten wurden. Gegen solche Patronen des Aberglaubens konnten die wenige helldenkenden Köpfe nichts ausrichten, die es wagten, sich in Schriften und Reden dem immer reißender werdenden Strom mit ihrer gesunden Vernunft entgegenzusetzen und dafür von dem herrschenden Klerus, der bei der Dummheit des Volks seine Rechnung fand, in das Ketzerregister verstoßen wurden. Aber die unpartheiische Geschichte hat uns mit dankbarer Rückerinnerung die Namen zweier Männer aufbewahrt, die sich am Ende des vierten Jahrhunderts als die kühnsten Gegner jener, alle religiöse Aufklärung erstickenden Verstandesseuche zeigten. Jovinianus und Vigilantius, die sich lange Zeit in verschiedenen Gegenden unter Geistlichen und Mönchen herumgetrieben und dem muthwilligen und eigennützigen Spiel derselben mit der Leichtgläubigkeit des

Volks ruhig zugesehen hatten, entschlossen sich endlich, mit ihren freien Äußerungen über diese Gewissenlosigkeit öffentlich hervorzutreten und in Italien, Gallien und Spanien viele Unbefangene für sich zu gewinnen. Was nur der uneingenommene und unverkrüppelte Verstand gegen den unnützen Ceremonientand und die selbsterwählte Werkheiligkeit, gegen Verehrung der Märtyrer und Reliquiendienst, gegen Ehelosigkeit, Mönchsthorheiten und strenges Fasten, Starkes und Treffendes hervorbringen konnte, das stellten diese wakkern Männer in ihren Schriften zusammen und schwangen mit sicherer Hand die Geißel des Witzes und der Satyre über alle bigotten Dümmlinge ihrer Zeit; aber dafür fielen auch beide unter das unerbittliche Todtengericht, das der eifrige Hieronymus über sie verhing und Vigilantius mußte sich am Ende nur schweigend in sein Bewußtsein zurückziehen, wenn er nicht mit seinem Freunde Jovinian in gleiche Verdammniß gerathen wollte.

Überhaupt war seit jener glücklichen Epoche der Alleinherrschaft der katholischen Kirche dafür wohl gesorgt, daß kein Kopf von Energie und hellerer Einsicht aufkommen konnte, so bald er sichs einfallen ließ, den Todtenrichtern der herrschenden Kirche zum Trotz den im Finstern tappenden Haufen zu dem hellen Mittage der bessern Erkenntniß heranzurufen, der ihm selbst in einem so reinen, wohlthätigen Licht aufgegangen war. Wie auf ein gegebenes Zeichen bliesen die nie ruhenden Wächter der katholischen Orthodoxie Lermen und die Nachricht von dem kühnen Einfall eines Glaubensfeindes in das heilige Gebiet theilte sich mit telegraphischer

Schnelligkeit von dem einen Ende desselben bis zum andern allen dazwischen liegenden Gegenden mit. Auf andern Wegen, als im hartnäkkigen Kampf mit den Ketzern und Feinden der katholischen Kirche, ließ sich aber damals auch der Name eines Heiligen und eines überall leuchtenden Kirchenlichts nicht erringen, und wenn irgend ein Kirchenvater des fünften Jahrhunderts diesen zweideutigen Ruhm im vollsten Maaße genoß, so war es gewiß der heilige Augustinus! Aus einem ausschweifenden Jüngling war er durch einen nicht ungewöhnlichen Sprung auf das andere Extrem ein ängstlich frommer und rechtgläubiger Mann geworden, der sich als Bischof zu Hippo in Numidien in einen so weit verbreiteten Ruf der Untrüglichkeit und tiefer Religionskenntnisse gesetzt hatte, daß sich Alles aus dem ganzen Occident an ihn, als an das nie fehlende Orakel der Rechtgläubigkeit, mit seinen Zweifeln und Anfragen wandte. Es fiel damals nicht leicht in irgend einem Winkel des römischen Reichs ein theologischer Streit von einiger Bedeutung vor, an dem er nicht lebhaften Antheil genommen hätte und so sehr man sonst seiner moralischen Denkungsart und Gelehrsamkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, so wird man doch von einem tiefen Unwillen über seine Intoleranz gegen Andersdenkende ergriffen. Was diesen Kirchenvater besonders merkwürdig macht, ist das, daß seine vielen Schriften, größtentheils polemischen Inhalts, bis auf das Zeitalter der Reformation mit unermüdetem Eifer gelesen und benutzt wurden und daß sich selbst ein Luther von seiner blinden Vorliebe für mehrere Aussprüche in denselben so wenig

losmachen konnte, daß nicht mehrere Augustinische Vorstellungen in sein theologisches System und dadurch in das System der lutherischen Kirche übergeflossen wären. Zuerst trat Augustin als ein hitziger Kämpfer gegen die Manichäer auf, die sich damals noch immer in der katholischen Kirche versteckt hielten und ihn selbst, in seinen früheren Jahren, für ihre ketzerischen Ideen gewonnen hatten. Als Mann suchte er sie in seinen Schriften besonders von der Seite zu widerlegen, daß man bei dem Menschen keinesweges eine sinnliche und vernünftige Seele unterscheiden und die Sünde von dem Einfluß des bösen Princips herleiten könne. Der sündigende Mensch handle vielmehr ganz und gar auf Eingebung seines eigenen freien Willens; er sündige als ein Sklave seiner sinnlichen Lüste und Begierden. So wie er die Kaiser mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts zu harten Strafgesetzen gegen die verhaßte Parthei veranlaßte, so ließ er auch kein Mittel unversucht, um die in Afrika immer noch furchtbaren Donatisten unterdrükken zu helfen. Auf seinen Betrieb wurden die Rebellen erst zu friedlichen Unterhandlungen eingeladen, wo man ihnen die Hand zur Aussöhnung brüderlich darreichen wollte; aber als sich auf dem Wege der Güte nichts von ihnen erhalten ließ, da rieth er selbst, so wenig er ein Freund des Religionszwanges und Blutvergießens war, zur Härte gegen sie. Endlich (411) ward zu Karthago unter Vorsitz eines kaiserlichen Kommissarii ein feierliches Religionsgespräch zwischen den Katholischen und Donatisten veranstaltet, bei dem von beiden Seiten an dreihundert Bischöfe und von

katholischer Seite Augustin selbst zugegen waren. Aber als auch dieser letzte Schritt des friedlichen Entgegenkommens fruchtlos blieb, da mußten die kaiserlichen Befehlshaber die unglücklichen Schwärmer mit Feuer und Schwerdt verfolgen, um so mehr, da durch den Einfall der Vandalen die Besitzungen der Kaiser in Afrika ohnedieß schon genug bedroht waren. Was nun noch die Donatisten zu ihrer Vertheidigung unternahmen, das waren die letzten fruchtlosen Anstrengungen einer allmälig hinsterbenden Parthei.

So unermüdet thätig sich auch Augustin bei diesen Streitigkeiten gezeigt hatte, so stand ihm doch noch ein Kampf bevor, bei dem sich sein Glaubenseifer in dem höchsten Glanz zeigen sollte, nämlich der Kampf mit den Pelagianern. So wenig sich auch, nach dem Tode der Hauptanführer in diesem Streit, länger von einer abgesonderten Parthei dieses Namens sprechen läßt, so gewinnt doch die Geschichte der Pelagianischen Streitigkeiten für jeden denkenden Christen dadurch einen hohen Grad von Interesse und Wichtigkeit, daß die Lehre von der Natur und Würde des Menschen, so wie von unserer eigenen Kraft zum Guten bei dieser Gelegenheit diejenige Ausdehnung und Gestalt erhalten hat, in der wir sie noch immer, selbst in unsern protestantischen Handbüchern der christlichen Glaubenslehre aufgestellt finden. Wir sprechen es bis auf den heutigen Tag dem heiligen Augustin nach, wenn wir von der Erbsünde im strengsten Sinne des Worts reden und mit Hintenansetzung aller entgegenstehenden Aussprüche der Bibel, unsere moralische Umkehrung

und Besserung von unserm eigenen freien Willen unabhängig machen. — Ein brittischer Mönch Pelagius, der in Rom eben so sehr seines unsträflichen Lebenswandels und seiner großen Belesenheit in den alten Philosophen und Moralisten wegen angesehen, als seines lauten Tadels gegen die in allen Ständen herrschende Sittenlosigkeit wegen bei dem Klerus verhaßt war, fand dort in dem irländischen Mönch Cälestius einen sehr scharfsinnigen Freund, mit dem er besonders in der festen Überzeugung zusammentraf, daß der Mensch in. sich Kraft genug habe, um moralisch gut und christlich fromm zu werden. Bei der Eroberung Roms durch den Gothenkönig Alarich flüchteten beide Freunde nach Afrika, wo sie vielen Beifall mit der Lehre fanden, daß wir unter dem Beistande Gottes durch unsern eigenen Fleiß in der Heiligung und durch eine gewissenhafte Benutzung unserer Anlagen und Kräfte zum Guten immer freier von Fehlern werden könnten. Nur den bequemen Moralisten unter den Afrikanischen Kirchenlehrern stand eine Lehre nicht an, die den Menschen aus seinem trägen Seelenschlummer aufschreckt und ihm den Kampf mit sich selbst zur dringenden Christenpflicht macht: Sie hatten sich schon längst bei der Behauptung sehr wohl befunden, daß vor allen Dingen die göttliche Gnade, d. h. die geheime heiligende Kraft der äußerlichen Kirchengebräuche dem natürlichen Unvermögen des Menschen zur Erlangung einer vollkommenen Tugend zu Hülfe kommen müsse. Schon bei dem Ausbruch der ersten Unruhen über diese einander entgegengesetzten Meinungen war Pelagius nach Palästina gereist, wo

man

man dem unbescholtenen Mann um so williger beipflichtete, weil man sich dort von keiner vorgefaßten Meinung blenden ließ; aber in Karthago ward sein Freund Cölestius von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, seitdem Augustin den ganzen Occident in Bewegung setzte, um die beiden Mönche um den Ruf der Rechtgläubigkeit zu bringen. Besonders mußte der alte Hieronymus, der damals zu Bethlehem in frommer Eingezogenheit lebte, auf seinen Betrieb die Palästinensischen Bischöfe vor dem ketzerischen Mönch warnen; aber während man diesen in Afrika verdammte, wurde er in Palästina auf mehrern Synoden freigesprochen. In Rom war man nach abwechselnder Laune bald wider bald für den Pelagius, bis es endlich den afrikanischen Bischöfen auf einer großen Versammlung zu Karthago (418) gelang, ihr über acht Lehrsätze des Pelagius ausgesprochenes Anathem durch einen kaiserlichen Befehl unterstützt zu sehen. Nun mußten auch die römischen Bischöfe in die Verdammung des unschuldig leidenden Mannes einwilligen, der von jetzt an durch den ganzen Occident als Ketzer betrachtet wurde. Wer unter den abendländischen Bischöfen den eigenmächtigen Schritt jener Synode nicht gutheißen wollte, der verlohr sein Amt und wenn in Kurzem der ganze Streit als abgethan und entschieden angesehen wurde, so war das vorzüglich das Verdienst Augustins, der als das Orakel der afrikanischen Kirche einen Aufsatz nach dem andern gegen die verhaßten Pelagianer ausstreute. Von dem Schicksal des Pelagius und Cölestius erfährt man weiter nichts, aber ihre liberalen Meinungen haben

sich in der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten, so wenig sich auch die Vertheidiger desselben jemals zu einer abgesonderten Parthei bildeten. — Die Lehre von der Erbsünde, für die Augustin bei diesem ganzen Streit mit dem wildesten Partheigeist focht, war ursprünglich eine afrikanische Provinziallehre gewesen und nur seit diesen Händeln zu einer allgemeinen Glaubenslehre erhoben worden. Die Afrikanischen Kirchenlehrer wollten schon seit dem dritten Jahrhundert einen ausdrücklichen Ausspruch des neuen Testaments für die Behauptung gefunden haben, daß wir alle ohne Unterschied schon in dem ersten Sünder Adam gesündigt hätten und daß von ihm herab die innere Sünde durch die Eltern auf die Kinder fortgeerbt sei. Dem Augustin konnte es nicht schwer werden, diese Behauptung in sein System aufzunehmen, denn er hatte schon immer von einer natürlichen Fortpflanzung der Seelen gesprochen und daran ließ sich nichts leichter, als die Lehre von einer ähnlichen Fortpflanzung der Sünde anknüpfen, zumal da man sich die Sünde als eine gänzliche Verderbniß der Seele dachte. Die Sünde gehört also nach Augustins System zur Natur des Menschen; der sich selbst überlassene Mensch muß sündigen, weil er nicht anders kann, er ist unvermögend, sich durch seine eigene Kraft aus dem Schlamm des moralischen Verderbens herauszuarbeiten. Soll er sich bekehren und besser werden, so muß eine Kraft von außen hinzukommen. Das ist denn die göttliche Gnade, die denjenigen Sünder, dem sie nun einmal nach Gottes Willen zu Theil geworden ist, auf eine unwiderstehliche Weise bearbeitet. Pelagius

und seine Freunde sahen nur zu bald ein, wie sehr eine solche Lehre der natürlichen Trägheit des Menschen schmeichelte und ihn bei dem Werke der Besserung immer gemächlicher machen mußte. Sie lehrten also dagegen: Adam hat durch seine Sünde nur sich selbst geschadet, und es würde ungerecht sein, wenn Gott die Sünde dieses ersten Sünders auch dessen Nachkommen anrechnen wollte. Vielmehr werden wir alle so gebohren, als Adam vor dem Fall beschaffen war, aber wir sündigen, so wie er, aus Schwachheit, worin er uns denn mit dem ersten Beispiel vorangegangen ist. Indessen hat der unverdorbene Mensch noch immer Kraft genug in sich selbst, um der Sünde Widerstand zu leisten und durch Befolgung der Gebote Jesu Christi ewig selig zu werden. Ist es nur sein ernstlicher Wille, den Versuchungen in und außer ihm unverdrossen zu widerstehen, dann kann er auch des Beistandes Gottes, oder der göttlichen Gnade, gewiß sein. Nur verspreche er sich von diesem Beistande nicht etwa eine übernatürliche Veränderung seines eigenen Willens; die göttliche Gnade ist keinesweges unwiderstehlich, sondern sie besteht bloß in den Belehrungen und Hülfen, die Gott ihm in der Natur, wie in der Offenbarung angedeihen läßt. Übrigens ist es wahre Gotteslästerung, wenn man eine Prädestination, oder einen unbedingten göttlichen Rathschluß über die künftige Seligkeit oder Verdammniß der Menschen annimmt. Unser Schicksal nach dem Tode wird sich ganz und gar nach unserm hier auf Erden geführten Wandel richten.

So hitzig nun auch dieser ganze Streit zwischen

Vernunft und Unvernunft, besonders von Augustins Seite geführt ward, so machte er doch bei Weitem nicht so viel Sensation, als der gegen das Lebensende Augustins (430) ausbrechende Nestorianische Streit. Man vergaß bald den weniger wichtigen Artikel von der Erbsünde und von den übernatürlichen Gnadenwirkungen Gottes, sobald die so lange und so hart durchkämpfte rechtgläubige Lehre von der Gottheit Jesu Christi in Gefahr zu sein schien. An einen Angriff auf diese Lehre dachte aber eigentlich der Syrer Nestorius gar nicht einmal, als er in Konstantinopel, wo er zum dortigen Patriarchat erhoben worden war, den Ausdruck „Gottesgebährerin" von der Maria keinesweges gebraucht wissen wollte. Vielmehr war es gerade ein Beweis seiner orthodoxen Wachsamkeit über die göttliche Natur Christi, wenn er sich einem unvorsichtigen Sprachgebrauch der abendländischen Christen widersetzte, bei dem sie ihm zu sagen schienen, daß Christus, als die zweite Person in der Gottheit, von einem Menschen hätte gebohren werden können. Nur wußte er freilich nicht, daß man im Occident die beiden Naturen in Christo absichtlich vermischte, um die volle Gottheit Christi gegen die verhaßten Arianer recht eifrig in Schutz zu nehmen. Zu seinem Unglück hatte er an seinem Kollegen, dem Patriarchen Cyrillus in Alexandrien, einen eifersüchtigen Auflauerer, dem jeder Vorwand zur Verketzerung erwünscht war, um diesen seiner Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit wegen allgemein geschätzten Nebenbuhler zu stürzen. An Helfershelfern in Konstantinopel konnte es dem ränkevollen, heimtükkischen Pfaffen nicht fehlen, weil der

der dortige Klerus schon immer mit zurückgehaltenem Neide den zweiten Syrer, nach Chrysostomus, an seiner Spitze gesehen hatte. Kurz — man zögerte nicht, den unschuldigen Patriarchen als einen Neuerer, als einen Feind der Gottheit Christi und der Maria zu verschreien und ein heimlich aufgewiegelter Presbyter mußte sogar öffentlich gegen seinen Vorgesetzten predigen. Unterdessen erfuhr Nestorius, daß Cyrillus sich unter der Hand in seinen Episteln an den afrikanischen Klerus die bittersten Ausfälle gegen ihn erlaubt hatte, besonders seitdem er bemerkt hatte, daß fast alle ägyptischen Mönche auf Seiten des Nestorius waren, und nun geriethen beide Patriarchen in einen heftigen Briefwechsel. Cyrillus wandte sich an den römischen Bischof Cälestin, um seine Parthei durch dessen Beitritt zu verstärken und dieser war verwegen genug, den Nestorius, von dessen Behauptung er gar nicht einmal unterrichtet war, auf einer Synode zu Rom mit dem Verlust seines Patriarchats zu bedrohen, wofern er nicht binnen einer Frist von zehen Tagen widerrufen haben würde. Des lieben Friedens wegen zeigte sich nun Nestorius bereitwillig, den Ausdruck Gottesgebährerin stehen zu lassen, wenn man ihn nur auf eine vernünftige Art erklären wollte; aber Cyrillus setzte seine lieblosen Konsequenzen und Verfluchungen so lange gegen ihn fort, bis man sich höheren Orts endlich nothgedrungen sahe, (431) die dritte ökumenische Synode zu Ephes auszuschreiben. Cyrillus, der schon vorher mit dem römischen Bischof über die Verdammung des Nestorius übereingekommen war, hatte eine Menge ihm ergebener Bischöfe, Mönche, Ma-

trosen, Bauern u. s. w. mit sich nach Ephes geschleppt und indem er den Vorsitz auf der Versammlung mit Gewalt an sich riß, trat er zugleich als Kläger und Richter gegen seinen Nebenbuhler auf. Der vom kaiserlichen Hofe zu dieser Synode bevollmächtigte Minister sahe sich sogar den Beleidigungen des übermüthigen Menschen ausgesetzt, als er ihn bewegen wollte, die Ankunft des Patriarchen von Antiochien und der übrigen morgenländischen Bischöfe abzuwarten und Nestorius ward ohne weitere Umstände als ein Schänder und Lästerer der göttlichen Majestät Christi, ja als ein zweiter Judas verdamnt, ehe man noch seine eigene Vertheidigung angehört hatte. Unterdessen kam aber der Antiochenische Patriarch mit seinen Bischöfen an und hielt nun seinerseits eine zweite Synode, auf der Cyrillus mit seinen Freunden als Ketzer verdammt und exkommunicirt wurde. Nun beruhte also alles auf die höhere Entscheidung und diese fiel leider! zum Besten des boshaften Cyrillus aus. Alles stürmte auf den Kaiser Theodosius II. ein, um ihm die Absetzung des unschuldigen Nestorius abzudringen — die bestochenen Minister, die Pulcheria, die Schwester des Kaisers und vor allen Dingen ein Aufruhr in Konstantinopel, den die gedungenen Mönche zu Gunsten Cyrills angezettelt hatten. So wenig sich der Kaiser für die Orthodoxie der einen oder der andern Parthei erklärte, so hielt man nun doch das „Gottesgebärerin" für höheren Orts authorisirt und so ward denn der dogmatische Sprachgebrauch der herrschenden Kirche mit einem neuen Ausdruck nach dem andern bereichert. — Aber Theodosius hatte sich sehr

geirrt, wenn er durch diesen gewaltsamen Schritt die Ruhe in der Kirche wiederhergestellt zu haben glaubte. Wie es bei gelehrten, besonders bei theologischen Streitigkeiten nun einmal zu geschehen pflegt: man vergaß den ursprünglichen Gegenstand des Disputs und aus dem Streit über Sachen ward ein Streit der Personen! Für des Nestorius Rechtgläubigkeit ward von den Gegnern der Ephesinischen Synode nicht mehr gestritten, sondern die Asiatischen Bischöfe, besonders die aus dem Antiochenischen Sprengel, fochten von jetzt an für ihre zu Ephes so tief gekränkte Ehre und wollten den Cyrillus nur darum nicht für orthodox gelten lassen. Als dieser nun aber weiter kein Interesse dabei fand, seine ehemals nur dem Nestorius entgegengesetzten Behauptungen länger zu vertheidigen, so fand auch hier eine Aussöhnung Statt und der von Freunden und Feinden verlassene Nestorius trieb sich nun mehrere Jahre im Exil herum, wo er als ein Opfer der Bosheit und der priesterlichen Tükke ein höchst unstetes und quaalvolles Leben führen mußte. Wer sich ferner noch im römischen Reiche als ein treuer Anhänger dieses unglücklichen Märtyrers erfinden ließ, der verlohr Amt und Brot und ward von den kaiserlichen Gesetzen mit aller Strenge verfolgt. Ganze Schaaren morgenländischer Christen verließen ihr undankbares Vaterland, das sie thörigt genug! einem herrschsüchtigen Patriarchen zu Gefallen aus seinem Schooße verstieß und retteten sich in das persische Reich, wo die Nachkommen derselben bis auf den heutigen Tag als eine abgesonderte Christenparthei leben. Man nennt sie sehr unschicklich Nestorianer,

denn ob sie gleich den Nestorius als einen großen Kirchenlehrer schätzen und das Dekret der Ephesinischen Synode für ungerecht erklären, so betrachten sie jenen doch nicht als das Haupt ihrer Parthei und legen überhaupt auf die Lehre von den Naturen in Christo keinen besondern Werth. Sie waren im Grunde gar keine Ketzer, sondern nur unzufriedene Emigranten, die ein gewisser Barsumas, Lehrer einer Schule zu Edessa in Mesopotamien, zu einer für sich bestehenden Gesellschaft vereinigte, der er eine ordnungsmäßige kirchliche Einrichtung und eine eigene Hierarchie gab. Er ward auch der erste Bischof seiner Parthei, die noch immer ihre eigenen Patriarchen hat; er sorgte für die späteste Dauer derselben, indem er in ihrer Mitte Schulen zur Bildung künftiger geschickter Lehrer und Missionarien stiftete und sie heißen jetzt am richtigsten Chaldäische Christen von der Gegend, wo sie am häufigsten angetroffen werden.

Während jener Nestorianischen Unruhen in Asien dauerten in Gallien die Pelagianischen Streitigkeiten fort. Augustin selbst war vor der Ephesinischen Versammlung gestorben; vielleicht zu seinem Glück, denn auch er kam schon in den Verdacht irriger Lehren. So wie er überhaupt bei seinem Polemisiren gern auf das entgegengesetzte Extrem übersprang, so hatte er auch, um nur den Pelagianern schnurstracks zu widersprechen, bei dem Werke der Besserung so sehr alle Selbstthätigkeit des Menschen ausgeschlossen, daß er nicht nur in Hinsicht auf unsre ewige Seligkeit, sondern sogar in Ansehung unsrer Bekehrung und Tugend Alles auf einen unbeding-

ten Rathschluß Gottes (Prädestination) zu gründen schien. Seine Anhänger in Afrika und Gallien ließen geradezu den Menschen nicht nur zur ewigen Seligkeit oder Verdammniß, sondern sogar zur Tugend oder zum Laster von Ewigkeit her prädestinirt sein. Solche harte, empörende Behauptungen mußten bei jedem unbefangenen Freunde der Moralität Widerspruch finden; aber nirgends fanden sie ihn so einstimmig und in einem so hohen Grade, als bei den Gallischen Lehrern, die vom Orient aus mit den gemäßigtern Grundsätzen von der menschlichen Natur und von der freien Mitwirkung unsers eigenen Willens bei dem Werke der Selbstbesserung bekannt worden waren. So bildete sich allmälig eine Mittelparthei zwischen den strengen Augustinianern und den strengen Pelagianern, die man anfangs noch zu den letztern rechnete, oder auch wohl Massilianer nach ihrem Hauptsitz Massilien (Marseille) nannte, die aber späterhin, nach der Analogie des Namens Semiarianer, durchgängig Semipelagianer hießen. Aber aus Leuten, die sich keinesweges von der herrschenden Kirche trennten, deren orthodoxen Lehrbegriff sie vielmehr überall vertheidigten, hätte man eigentlich keine neue Parthei machen sollen; sie äußerten bloß ihre laute Unzufriedenheit mit den harten Ausdrükken Augustins und der Augustinianer über die Prädestination und die göttliche Gnade. Die liberalen Grundsätze dieser Leute haben sich durch die helldenkenden Theologen unter allen christlichen Religionspartheien bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, ohne daß sich ein besonderer erster Urheber und Stifter derselben

nahmhaft machen ließe. Ihr System — wenn man anders die Aussprüche der gesunden Vernunft bei ihnen so nennen will — lautet dahin, daß der erste Schritt zur Besserung, nämlich der Entschluß, das Böse zu meiden und das Gute zu wollen, und zu thun, von unserm freien Willen abhängt. Durch diesen eigenen freien Entschluß machen wir uns dann des göttlichen Beistandes, oder der sogenannten Gnade Gottes, erst fähig und würdig und allerdings kann es ohne diese mitwirkende Gnade Gottes weder einen Glauben an Christum, noch eine christliche Besserung geben. Die Freunde dieser Grundsätze nannten alle Anhänger der entgegenstehenden strengen Augustinischen Grundsätze von ihrer charakteristischen Prädestinationslehre Prädestinatianer, ohne daß wir dabei an eine besondere Parthei dieses Namens, die wirklich niemals existirt hat, denken dürfen. Der Streit selbst hat sich bis ins sechste Jahrhundert erhalten, was aber den Gegenstand desselben betrifft, so scheint man damit noch immer nicht aufs Reine gekommen zu sein. Mögte da nun immerhin, wie das bei Gegenständen aus der übersinnlichen Sphäre nicht anders zu erwarten ist, ein jeder seine ihm eigenthümliche Vorstellungsweise haben und nach Belieben ausschmükken, wenn man sich nur dabei nicht in bloße Spiele des Witzes und in leere Wortgefechte verlieren wollte, bei denen nur zu leicht die höchst einfache und tröstliche Lehre Jesu vergessen wird, daß einem jeden, der es mit seiner Besserung und moralischen Veredelung ernstlich meint, der höhere Beistand Gottes durch Unterricht und andre Erwekkungsmittel gewiß nicht entgehen werde!

Daß das Christenthum bei so heftigen und langwierigen Streitigkeiten im Schooß der Kirche und bei den fortdauernden Überschwemmungen des römischen Reichs durch die barbarischen Völker germanischen Ursprungs dennoch an Ausbreitung gewinnen konnte, war allerdings zu bewundern. Die rohen Völker Germaniens, die sich bei ihrer herumziehenden Lebensart schaarenweise aus ihren alten Wohnsitzen verdrängten, um an den Reichthümern der römischen Provinzen Antheil nehmen zu können, waren bei aller ihrer Rohheit denn doch gelehrig genug, um von den Römern mit einer bessern Staatsverfassung zugleich eine neue Religion anzunehmen. Die Burgunder in Gallien, die Vandalen, Sueven, Alanen in Spanien und Afrika gingen in Menge zum Christenthum über, ohne daß sich irgend ein Missionär nahmhaft machen ließe, der das Bekehrungsgeschäft bei ihnen betrieben hätte. Sonst liefert uns freilich die Geschichte Proben genug von dem unermüdeten Bekehrungseifer der Christen des fünften Jahrhunderts, wie er noch immer bei Juden und Heiden sein Heil versuchte, und wenn nicht die Politik diesem Eifer zu Hülfe kam, so mußten doch wenigstens Wunder dabei mitgewirkt haben. Als ein solcher Wundermann, der besonders in der Gegend des Libanon Proselyten in Menge machte, wird der berühmte Mönch Simeon genannt. Ihm schien es noch nicht Auszeichnung genug zu sein, daß die bisherigen Mönche und Eremiten auf Bergen, in Hölen, Klüften, Gräbern, hohlen Bäumen u. s. w. ihre Lebenszeit zugebracht hatten; er erfand eine ganz neue Art von Mönchskomödie, indem er sich

eine hohe Säule zu seinem beständigen Aufenthaltsort wählte. Hier stand er unter freiem Himmel bald auf einem Fuß, bald auf zwei Füßen und indem er seines Gleichen in ausdauerndem Fasten suchte, war er zugleich auf immer höhere Säulen bedacht, bis er endlich auf einem Koloß von vierzig Ellen seinem Gott um so näher zu sein glaubte. Man sollte sichs kaum als möglich denken, daß eine so alberne Säulenheiligkeit Bewunderer und Nachahmer in Menge finden konnte, wenn man nicht wüßte, daß sogar Kirchenlehrer von Verdienst und Ansehen sich zu Lobrednern solcher Thorheiten gebrauchen ließen. Der Bischof Theodoretus zu Cyr in der Nähe von Antiochien, ein Mann, dessen Schriften noch immer als wichtige Beiträge zur Kirchengeschichte und zur Erklärung der Bibel lesenswerth sind, schämte sich nicht, eine höchst langweilige, sogenannte gottselige Geschichte zu schreiben, worin er die albernen Mährchen und Possen von mehr, als dreißig Einsiedlern, zur Bewunderung seiner abergläubischen Leser auftischt.

Aber man vergißt solche gehirnlose Schwärmereien wieder zu einer Zeit, wo vorzüglich die hartnäkkigsten Streitigkeiten mit den sogenannten Ketzern alle Aufmerksamkeit und alles Interesse auf sich ziehen und wo man sich in vollem Ernst anderthalb Jahrhunderte hindurch der subtilsten Kleinigkeiten wegen verlästert und verfolgt, bis endlich auch hier die Hoftheologie mit ihren Machtsprüchen gewisse als orthodox gestempelte Formeln und Ausdrükke heiligt und einem jeden katholischen Christen als eine unabweichliche Glaubensnorm aufdringt. Es sind

die sogenannten Monophysitischen Streithändel, die um die Mitte des fünften Jahrhunderts in Konstantinopel ausbrachen, von da aus das Gebäude der ganzen katholischen Kirche bis in seine Grundfesten erschüttert und die katholische Kirchendogmatik mit einem neuen Artikel von der Art der Vereinigung der beiden Naturen in Christo vermehrten. Ein Privatstreit, der von dem ersten Urheber der Eutychianische genannt zu werden pflegt, gab zu diesen wilden Unruhen Veranlassung. Ein siebenzigjähriger Abt Eutyches in einem Kloster bei Konstantinopel hatte auf der ökumenischen Synode zu Ephes mit ganzer Seele die Parthei seines Freundes Cyrillus gegen den Nestorius genommen. Um den Mangel an aller Gelehrsamkeit durch den Ruhm der Rechtgläubigkeit bei sich zu ersetzen, ließ er sichs recht angelegen sein, den Ephesinische Lehrbegriff bei jeder Gelegenheit zu verfechten; aber je schulgerechter er sich bei seiner eifrigen Widerlegung der Nestorianischen Irrthümer auszudrükken glaubte, desto mehr lud er den Verdacht eigener Irrlehre auf sich. Besonders erregte es einen Anstoß, als er (448) mit der Behauptung auftrat, es sei in Christo nur Eine Natur vorhanden gewesen, nachdem sich die göttliche mit der menschlichen Natur in ihm zu Einer vereinigt habe. Auf diesem Wege wollte er recht glücklich dem Vorwurf entgehen, als trenne er, wie Nestorius, die beiden Naturen in Christo so sehr, daß er zwei Personen in ihm anzunehmen schiene, und daher sprach er geradezu nur von Einer Natur in Christo. Eigentlich behauptete er nur, was schon ehemals angesehene Kirchenlehrer, ein Athanasius

und Cyrillus gelehrt hatten; aber dem Abt sollte nicht ungeahndet hingehen, was man an jenen berühmten Bischöfen nicht gerügt hatte, zumal da hier die morgenländischen Bischöfe eine Gelegenheit suchten, sich seines heftigen Widerstandes gegen den Nestorius wegen an ihm zu rächen. Mochte auch der alte Mann seine Behauptung noch so vernünftig dahin erklären, daß er dabei bloß die Trennung und Zertheilung des Einen Christus in zwei verschiedene Personen habe verhüten wollen; — genug er sollte nun einmal durchaus eine Vermischung und Verwandlung der beiden Naturen gelehrt und die volle Menschheit Christi, so wie die Wirkungen derselben in dessen Leben geläugnet — kurz: eine der Nestorianischen geradezu entgegengesetzte Ketzerei behauptet haben. Anstatt daß man hier vor allen Dingen dem leeren Wortstreit und der unnützen Spielerei mit dem Ausdruck Natur, den jeder Theil anders verstand, hätte auf den Grund gehen sollen, ward der Greis erst bei Hofe und dann bei dem Patriarchen Flavian zu Konstantinopel angeklagt, der ihn auch auf einer Synode unverhörter Sache als einen Ketzer verdammte und seines Amts entsetzte. Den Abt hätte man wohl bald genug vergessen; aber zum Unglück für den ewig unterbrochenen Kirchenfrieden machten, außer jenem Flavian, noch die beiden Patriarchen Leo zu Rom und Dioskurus zu Alexandrien die Sache des Eutyches zu ihrer eigenen Sache. Eutyches fand nämlich bei dem erstern kein Gehör, als er ihn um die Aufnahme in die Kirchengemeinschaft bat, weil Leo schon vorher mit seinem Kollegen in Konstantinopel über den

ſtreitigen Punkt ſo ganz und gar einerlei Meinung geweſen war, daß er in einem eigenen Schreiben an ihn die Theorie von der Menſchwerdung Chriſti, von den beiden Naturen und der Art ihres Beiſammenſeins in der Perſon des Erlöſers auf das Genaueſte entwikkelt und haarſcharf beſtimmt und begrenzt hatte. Deſto leichter fand der Verläumdete in Alexandrien Gehör, wo Dioſkurus nicht nur die Ehre ſeines Vorgängers Cyrillus, auf den Eutyches ſich berufen hatte, retten, ſondern ſich auch über ſeine beiden Kollegen ein oberrichterliches Anſehen anmaßen wollte. Durch den Einfluß der Kaiſerin Eudoxia ward denn auch hier vermöge eines kaiſerlichen Machtſpruchs (449) eine Synode zu Epheſus anberaumt, wo das über den Eutyches ausgeſprochene Verdammungsurtheil abermals revidirt werden ſollte. Außer den großen Prälaten des Reichs, die in Perſon oder in ihren Abgeordneten erſchienen, fanden ſich zugleich über hundert andre Biſchöfe ein und der herrſchſüchtige Dioſkur hatte vor allen Dingen dafür geſorgt, daß ganze Schaaren von Mönchen, Soldaten, Pöbel — kurz, was ſich nur von Klienten des Eutyches auftreiben ließ, den Verſammlungsort umringten, um im Nothfall den Streit über Worte mit ihren Fäuſten zu entſcheiden. Aber dieſe Mühe nahmen ihnen die heiligen Väter ſelbſt ab; denn als ſich nur erſt Eutyches zum Niceniſchen Glaubensformular bekannt hatte, verlangte der präſidirende Dioſkurus, daß man in die Freiſprechung des Abts und in die Verdammung des Flavian unbedingt einwilligen ſollte, wofern man nicht bis zum Abend eingeſchloſſen bleiben und ſich den härteſten Züchtigungen

aussetzen wollte. Ja, es kam endlich von Worten zu Schlägen und der Tumult stieg so hoch, daß Flavian bald nach der Synode für die hier erlittenen Mißhandlungen mit seinem Leben büßen mußte. Kurz — wenn der wildeste und entehrendste Verfolgungsgeist je in einer heiligen Versammlung mit dem größten Ungestüm gewüthet hatte, so war es auf dieser, die man seitdem vorzugsweise die Ephesinische Räubersynode genannt hat. Aber eine solche Entscheidung mußte natürlich Übel ärger machen und obgleich Kaiser Theodosius II. selbst in den Fluch und in die Absetzung aller Gegner der Synode einwilligte, so ging doch sogleich nach seinem Tode mit der bisherigen Hoftheologie eine wichtige Veränderung vor. Leo in Rom brachte es nämlich durch seinen Einfluß bei der neuen Kaiserin Pulcheria dahin, daß (451) die sogenannte vierte ökumenische Synode zu Chalcedon gegenüber Konstantinopel höheren Orts ausgeschrieben ward. Hier waren über sechshundert, mehrentheils morgenländische Bischöfe zugegen, und nur durch die abgeordneten kaiserlichen Staatsbediente ließen sich die versammelten Väter von den Ausbrüchen eines wilden Geschreis zurückhalten. Wenn Eutyches damals zu Ephes im Tumult für rechtgläubig erklärt worden war, so ward er hier in einem andern Tumult als Ketzer verdammt und sein Patron Dioskurus abgesetzt und verwiesen. Besonders erlebte aber Leo die große Freude, daß sein früheres Schreiben an den verstorbenen Flavian über die Menschwerdung Christi als Norm der Orthodoxie bei der Abfassung eines neuen Glaubensformulars zum Grunde gelegt

ward,

ward, so daß es dem Dogma von der Person Christi die in der katholischen Kirche herrschende Form geben half. Vermittelst des neuen Symbolums dieser Chalcedonensischen Synode sollte nämlich durch die genaueste Bestimmung der Art der Vereinigung der beiden Naturen in Christo aller fernere Streit über diesen subtilen Glaubensartikel auf ewige Zeiten beigelegt und künftig bei Strafe der Absetzung und des Kirchenbannes den Chalcedonischen Vätern von jedem rechtgläubigen Christen so nachgesprochen werden: „in Christo sind zwei Naturen unvermischt und unverwandelt, und doch ungetheilt und unabgesondert so vereinigt, daß nur Eine Person und nur Eine Substanz da ist.“ So wie also die Glaubensformulare der beiden ersten ökumenischen Koncilien dazu dienen sollten, um das Verhältniß des Sohnes und heiligen Geistes zum Vater und überhaupt das Geheimniß der Trinität genauer zu bestimmen, so ward durch die Aussprüche der beiden letzten großen Synoden das gegenseitige Verhältniß der beiden Naturen in Christo scharf begrenzt. Zu Nicäa und Konstantinopel hatte man den Arianern und Macedonianern, zu Ephes und Chalcedon den Nestorianern und Monophysiten einen ewigen Krieg erklärt. Am Schluß dieser Versammlung ward Eutyches auf kaiserlichen Befehl aus Konstantinopel verwiesen und Dioskurus starb drei Jahr später im Exil.

Einen glücklichern Ausgang der Synode zu Chalcedon hätte sich der römische Patriarch Leo kaum wünschen können; denn nun dürfte er sichs doch sagen, daß eigentlich Er allein der ganzen Christen-

heit im römischen Reich eine allgemeingeltende Vorschrift der Orthodoxie gegeben habe. Und so war er denn überhaupt Meister in der Kunst, sich überall wichtige Verbindungen zu verschaffen, besonders bei Hofe; wo er sich durch Frauenzimmer einzuschmeicheln wußte. Den Ehrennamen des Großen haben ihm dankbare Nachfolger seiner nie rastenden Thätigkeit wegen beigelegt, mit der er bei allen kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit die Vorrechte und das Übergewicht des Stuhls Petri möglichst geltend zu machen gesucht hat. Kein Pabst hat fleißiger gepredigt, als dieser, besonders dann, wann neben andern Ketzern vor allen Dingen die verhaßten Manichäer, die sich seit Augustins Zeiten in Italien festgesetzt und durch den Schein der Enthaltsamkeit, Frugalität und Simplicität beliebt gemacht hatten, mit strengen Kontroversreden niedergedonnert werden mußten. Galt es irgendwo eine Erweiterung seines hierarchischen Wirkungskreises, dann lebte und webte er wie in seinem Element und bei einer solchen Gelegenheit wußte er dem schwachen Kaiser Valentinian III. die unerhörte Verordnung abzulauschen, daß wegen der Würde des Apostels Petri, als des Vorgängers der römischen Bischöfe und wegen des Ansehens der Stadt Rom künftig ein jeder römischer Bischof als das Oberhaupt der Kirche respektirt und der mindeste Ungehorsam gegen seine Befehle und Entscheidungen als ein bürgerliches Verbrechen bestraft werden sollte. Freilich ist eine so einleuchtend despotische und erschlichene Verordnung bald wieder in Vergessenheit gekommen, aber ein übermüthiger, herrschsüchtiger Nachfolger konnte sich denn doch zu seiner Zeit ein-

mal darauf berufen! — Bei so vielen gerechten Anlässen zur höchsten Freude konnte es indessen der unersättliche Leo kaum verschmerzen, daß die Synode zu Chalcedon nicht nur den Rang seines Nebenbuhlers in Konstantinopel nach ihm bestätigte, sondern ihm überdieß noch seinen Kirchensprengel und seine Jurisdiktion in Asien beträchtlich erweiterte. Seine Beredsamkeit die bei den Barbarenkönigen Alarich und Genserich Wunderdinge verrichtete, scheiterte hier einmal, und bei seinen feinsten und schlausten Gegenvorstellungen ward er unabläßig mit kahlen Höflichkeiten abgespeist. Nun mußte aber wenigstens allen fernern ähnlichen Eingriffen in seine oberpriesterliche Gewalt vorgebaut werden, und dazu erwählte er das Mittel, daß er sich von jetzt an seinen bestimmten Geschäftsträger in Konstantinopel hielt, der ihn von der geringsten Veränderung in der Atmosphäre des Hofes augenblicklich unterrichten mußte; ein Mittel, von dem die spätern Pabste bis auf Karl des Großen Zeiten mit Glück Gebrauch gemacht haben. — Übrigens ist es merkwürdig, daß dieser immer geschäftige Leo sein Augenmerk auch auf die merklich in Verfall kommende Sittlichkeit unter den Laien richtete und daher die Verordnung ergehen ließ, daß man künftig nicht bloß, wie bisher, vor der ganzen Gemeine ein öffentliches Bekenntniß seiner Sünden, sondern nun auch bei geheimen Vergehungen, die fernerhin geheim bleiben sollten, den Priestern ein geheimes Bekenntniß derselben ablegen sollte. Er hatte dabei die gute Absicht, zu verhüten, daß manches wichtige Verbrechen nicht aus Furcht vor der öffentlichen Kirchenbuße verschwiegen bleiben

möchte; aber diese Ohrenbeichte, wie sie späterhin hieß, ist in der Folge von den eigennützigen Priestern nur zusehr zur Befestigung ihres Anseheus und zur Vermehrung ihrer Einkünfte gemißbraucht worden. Und was konnten überhaupt dergleichen Palliativmittel zu einer Zeit fruchten, wo sich auch der gröbste Sünder die Strafe für sein Verbrechen mit Geld abkaufen konnte und wo zu diesem Behuf schon eine förmliche Sündentaxe eingeführt war? Jetzt hätten die geistlichen Seelenärzte zu ätzenden Radikalmitteln greifen müssen, da der Schaden der Unmoralität schon krebsartig zu werden anfing; nur wenn freilich leider! die Ärzte selbst an dem Übel schwer darnieder lagen, wenn die Geistlichen selbst ein höchst ärgerliches Leben führten, Ehebruch trieben und die Zeit mit allerhand magischen Gaukeleien zubrachten, dann ließ sich an keine ernstliche Ausrottung der moralischen Seuche denken! Die strengsten Disciplingesetze auf den Synoden waren fruchtlos und der brave Presbyter Salvianus in Marseille ward nicht gehört, wenn er seinen Zeitgenossen in zwei lesenswerthen Schriften bis zur höchsten Evidenz bewies, daß alles das unnennbare Ungemach, das Gothen, Hunnen, Vandalen u. s. w. über Gallien, Spanien und Afrika verhingen, nichts anders, als ein gerechtes Strafgericht Gottes wäre, der über die himmelschreienden Sünden seiner Kinder zürnte. Jedes seiner Worte ward durch die Erfahrung bestätigt, besonders, seitdem die arianischgesinnten Vandalenkönige Genserich und Hunerich über die katholische Kirche in Afrika eine schwere Verfolgung verhingen, bei welcher die gottesdienstlichen Gebäude geschleift

und die Geistlichen bis zum Tode gemartert wurden.

Was aber das einreißende Sittenverderbniß noch um Vieles erhöhen mußte, war das ärgerliche Beispiel, das die angesehensten Bischöfe des Reichs bei den fortgesetzten monophysitischen Unruhen gaben. Die katholische Parthei hatte sich mit der angenehmen Hoffnung geschmeichelt, daß die ökumenische Synode zu Chalcedon dem Streit auf immer ein Ende gemacht haben würde. Aber das hat noch keine Kirchenversammlung bewirkt, am wenigsten die Chalcedonische, die vielmehr den Saamen zu neuen Zwistigkeiten ausstreute. Eutyches war sehr bald vergessen, aber desto heftiger stritt man sich nun über den in Chalcedon festgesetzten Lehrbegriff und die ganze Christenheit theilte sich in die beiden Hauptpartheien der Freunde und Feinde der Chalcedonischen Synode. Leider! blieb auch hier wieder der Streit nicht bei den Bischöfen und übrigen Geistlichen stehen, sondern die Mönche, die jede Parthei für sich geworben hatte, wußten den Pöbel so glücklich mit ins Spiel zu ziehen, daß der unselige Wortstreit in einen förmlichen Religions- und Bürgerkrieg ausbrach. Palästina, Ägypten und Syrien waren die Hauptscenen dieses schrecklichen Schauspiels. In Jerusalem zettelten Mönche, die von der Synode dorthin gekommen waren, einen wilden Aufruhr an, bei dem sie einen aus ihrer Mitte mit Gewalt zum Patriarchen einsetzten. Zu Ehren der einfachen Natur Christi und aus Rache über die Aussprüche der Chalcedonischen Väter ward nun durch das ganze übrige Palästina gesengt, gemordet und geplündert,

bis man endlich höheren Orts den Unruhen mit Gewalt steuerte. Desto wilder ging es aber in Alexandrien her, wo man sich unmöglich mit einer Versammlung aussöhnen konnte, die den einen Patriarchen von Ägypten noch im Grabe beschimpft und den andern bei seinem Leben auf das ärgste gemißhandelt hatte. Man übte hier die größten Grausamkeiten gegen den gesetzmäßig bestellten katholischen Patriarchen aus und wählte sich im Aufruhr den Presbyter Timotheus Älurus zum monophysitischen Patriarchen. Und so trugen denn auch in Syrien die müssigen Mönche die Fakkel der Zwietracht umher, so sehr auch der größte Theil der dortigen Bischöfe der Synode anhing. Ein Mönch aus Konstantinopel, Peter mit dem Beinamen der Gärber, hatte sich in Antiochien eingeschlichen und verlangte, die ganze Stadt sollte in dem feierlichen Kirchenliede mit ihm singen: „Heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger ewiger Gott, der du für uns gekreuzigt bist!“ — Einige Jahre hindurch herrschte nun die Monophysitenparthei allerdings in jenen drei Provinzen, bis sich endlich (482) der Kaiser Zeno von seinem Patriarchen Acacius zu Konstantinopel dazu gebrauchen ließ, alle monophysitischen Bischöfe ohne Unterschied ihrer Ämter zu entsetzen. Nur in Alexandrien blieb ein eifriger Freund der Monophysiten, ein gewisser Petrus Mongus Patriarch, und er und Acacius, als die Häupter beider Partheien suchten nun den friedfertigen Kaiser für ein Aussöhnungsprojekt zu gewinnen. Beide setzten nämlich in des Kaisers Namen ein Schreiben an die Christen in Ägypten und in den zunächst liegenden afrikani-

schen Provinzen auf, welches das Einigkeitsedikt oder die Vereinigungsformel (Henotikon) des Kaisers Zeno genannt zu werden pflegt. Hierin wurden das Nicenisch-Konstantinopolitanische Glaubensformular und das Anathem gegen Nestorius und Eutyches ausdrücklich bestätigt, die zweifache Homousie Christi mit dem Vater seiner Gottheit, mit uns seiner Menschheit nach anerkannt, doch so, daß er nur Einer, nicht Zwei sei. Absichtlich hatte man hier den bisherigen Zankapfel — die Autorität der Chalcedonischen Synode und Leos dogmatisches Schreiben an Flavian unberührt gelassen und die charakteristischen Ausdrükke in und aus zwei Naturen mit Stillschweigen übergangen. Das Edikt ward zunächst nach Alexandrien geschickt, um dort, als in dem Hauptort des Streits, den Frieden sogleich wieder herzustellen. Petrus Mongus war hier zwar natürlich der Erste, der unterschrieb, und dadurch von Neuem zu seinem Patriarchat gelangte; aber geschweige, daß im Übrigen das Henotikon die Ruhe hätte wiederherstellen sollen, gab es nur zu einem neuen Streit im Orient und Occident Anlaß. Die Zahl der Bischöfe und übrigen Kirchenlehrer, die es billigten, verlohr sich gegen die überwiegende Menge der Unzufriedenen, denn das Edikt fand so wenig bei den strengen Monophysiten, als bei den katholischen Christen Beifall. Die erstern wollten das Andenken der ihnen verhaßten Chalcedonischen Synode ganz und gar vertilgt wissen; den Letztern war die in dem Schreiben sichtbare Nachgiebigkeit gegen die Ketzer und Gleichgültigkeit gegen die Synode und gegen den römischen Bischof anstößig, und so ent-

standen nun durch den unglücklich eingeschlagenen Mittelweg der gütlichen Aussöhnung aus zwei streitenden Partheien gar drei, nämlich: außer den beiden schon bestehenden eine dritte von Agyptischen Geistlichen, die sich von dem Petrus Mongus seines zweideutigen Hin- und Herschwankens wegen lossagten und nun eine eigene Parthei ohne Anführer unter dem Namen der Hauptlosen (Akephaler) bildeten. Außer Agypten kam denn überdieß noch Syrien von neuem in Aufruhr, weil der eifrige Monophysit, Peter der Gärber, durch die Unterschrift des Edikts das Patriarchat in Antiochien zum dritten Mal wiedererlangt hatte. — Im Occident ward nun aber gar noch das unglückliche Aussöhnungsprojekt die Veranlassung zu einem förmlichen Friedensbruch zwischen der griechischen und lateinischen Kirche. Der römische Bischof, der vor Kurzem unter die Herrschaft Odoacers, des Fürsten der Heruler, gekommen war und sich seitdem nach der Byzantinischen Hoftheologie weniger zu bequemen brauchte, bemerkte es mit Verdruß, daß sich sein verhaßter Nebenbuhler in Konstantinopel bei der ganzen Sache mit dem Henotikon zuviel Ansehen und Einfluß angemaßt hatte. Er veranstaltete daher eine Kirchenversammlung zu Rom, auf der Akacius abgesetzt und mit dem Banne belegt ward, ohne daß dieser herrschsüchtige Schritt in Konstantinopel die mindeste Veränderung hervorbrachte. Ein anderer Bischof zu Rom, Gelasius I., setzt seine Meinung über die zwei Naturen in Christo in einer eigenen berühmten Abhandlung auseinander und ist durchaus zu keiner Aussöhnung mit seinen Kollegen zu bewegen, ja, er wagt es so-

gar, dem griechischen Kaiser zu bedeuten, daß er in Glaubenssachen den Bischofen überhaupt und den römischen insbesondere einen unbedingten Gehorsam leisten müsse.

Es ist merkwürdig, daß die christlichen Könige unter den barbarischen Nationen ihr Ansehen gegen die Geistlichen ihres Reichs besser geltend zu machen wußten, als die griechischen Kaiser. Es erregte in Rom große Freude und in der ganzen Christenheit eine lebhafte Sensation, als man erfuhr, daß der mächtige Frankenkönig Klodwig nicht, wie die übrigen Anführer der Barbaren, zum arianischen, sondern zum katholischen Lehrbegriff mit einem großen Theil seiner Unterthanen feieierlich übergegangen sei. Das fränkische Reich, dessen Stifter er genannt werden muß, enthielt außer dem größten Theil des neuern Frankreichs noch die Niederlande bis an den Rhein hin, einen beträchtlichen Theil der Schweiz und von Deutschland die Länder auf den beiden Rheinufern. Wunder mußten, wie gewöhnlich, bei der Bekehrung dieses furchtbaren Monarchen mitgewirkt haben; aber eigentlich war sie das Werk seiner christlichen Gemalin und der schlauen fränkischen Geistlichkeit, die es dem kriegführenden Könige zur Bedingung machte, das Christenthum anzunehmen, wenn ihm Christus den Sieg über seine furchtbarsten Feinde, die Alemannen am Oberrhein und Mayn verschaffen würde. Der Sieg erfolgte wirklich bei der Stadt Zülpich im Köllnischen Gebiet und der Erzbischof Remigius zu Rheims wartete nicht einmal die gewöhnliche Taufzeit zwischen Ostern und Pfingsten ab, sondern ehe noch dem Könige sein

Gelübde wieder leid werden konnte, war er auch schon mit vielen Tausenden seiner Unterthanen aufs Feierlichste getauft. Der Himmel selbst mußte diese seegensreiche Begebenheit verherrlicht haben, denn er sandte, nach der Erzählung der freudetrunkenen Priester, eine schneeweiße Taube herab, die in ihrem Schnabel das berühmte Rheimische Flâschgen mit dem geweihten heiligen Ölkrug, womit Klodwig nicht nur getauft, sondern auch so, wie alle seine Nachfolger, zur Königswürde gesalbt worden ist. Zugleich überreichte ihm ein Engel das französische Schild mit dem Lilienwapen und die purpurfarbene Reichsfahne (l'oriflamme), die der kriegerischen Nation späterhin so viele Siege erkämpfen half. Genug! die Nation folgte in Kurzem dem Beispiel ihres Königs und die willige Unterwürfigkeit, mit der die wilden Gallier von jetzt an ihrem christlichen Regenten ergeben waren, trug dazu bei, daß den König sein wichtiger Schritt nicht wieder gereute. Diesen ersten katholischen König unter den Barbaren haben denn auch die dankbaren Päbste, vorzugsweise vor allen Kaisern und Königen, den Namen des allerchristlichen Königs ertheilt, so wie auch die französischen Könige seit dem funfzehnten Jahrhundert von Rom aus mit dem ausschließenden Ehrentitel der erstgebohrnen Söhne der Kirche begnadigt worden sind. Klodwigs Übergang zur katholischen Kirche hatte denn auch die wichtige Folge, daß die von ihm besiegten Westgothen und Burgunder ihre arianische Ketzerei mit dem katholischen Glauben vertauschten, denn mußte der Glaube nicht der wahre sein, der Reiche zerstören und Schlachten gewinnen

half? Aber wenn dieser allmächtige Glaube auch nur noch so stark gewesen wäre, daß er die rohen Völker an Kopf und Herz kultivirt hätte! Der christliche Barbar lallte dem Priester sein Glaubensbekenntniß nach und spielte als Christ mit dem religiösen Tand des äußerlichen Gottesdienstes, wie er als Heide mit seinem Götzen gespielt hatte, ohne daß hier der Einfluß des Christenthums auf die Milderung der Sitten auch nur einigermaßen sichtbar gewesen wäre. Dagegen fand der Klerus bei den Franken und Gothen weniger seine Rechnung, als seine Brüderschaft in griechischen Reich sie fand. Klodwig war ganz und gar wilder Soldat und roher Despot; er wollte nicht bloß der Beschützer, sondern auch der Herr und Gesetzgeber der Kirche seines Reichs sein; daher mußten die Bischöfe Alles nur durch Bitten von ihm zu erlangen suchen. Noch gegen das Ende seines Lebens berief er sie zu einer Kirchenversammlung nach Orleans, wo er ihnen die Gegenstände zur Berathschlagung selbst vorlegte und keinen ihrer Beschlüsse für gültig anerkannte, der nicht erst durch seine Bestätigung geheiligt worden war. Eben so verfuhr der Ostgothische König Theodorich mit der Geistlichkeit seines Reichs, besonders mit den römischen Bischöfen, seitdem er sich durch die Besiegung der Heruler zum Beherrscher von ganz Italien emporgeschwungen hatte. Bei einer streitigen Bischofswahl in Rom machte er den Schiedsrichter, und nach seinem Willen versammelten sich die Wählenden zu einer Synode, auf der für eine ordnungsmäßige Wahl gesorgt werden mußte.

So war denn das sechste Jahrhundert der christ-

lichen Kirche herangerückt, ohne daß die weltlichen Regenten mit ihrer Macht und die Bischöfe durch ihren Einfluß der Kirche den längst ersehnten Frieden hätten wiederschenken können. Besonders waren es die Mönche, die die Flamme der Zwietracht, wo sie sich einmal zu legen schien, von Neuem anfachten, seitdem diese privilegirten Müßiggänger die unermüdeten Trabanten ränkevoller Bischöfe geworden waren und kein Mittel unversucht ließen, um den Pöbel zur Theilnahme an den theologischen Händeln zu bewegen. Das ärgerlichste Sittenverderbniß, so wie eine schnöde Verachtung alles Wissenswerthen und jeder gemeinnützigen Thätigkeit ward unter diesen Leuten so allgemein, daß man durch die ganze Christenheit einer endlichen Reform des Mönchswesens sehnlichst entgegen sahe. Was die größten Kirchenversammlungen durch ihre Beschlüsse und die weltlichen Regenten durch ihre Gesetze nicht hatten bewirken können, das brachte zuletzt ein einziger Mann zu Stande, der mit Recht ein Wohlthäter seiner Zeitgenossen genannt werden kann. Der berühmte Benedikt, aus Nursia in Umbrien gebürtig, war in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts durch seinen exemplarischen Lebenswandel in einer einsamen Gegend bei Rom zu einem so großen Ruf der Heiligkeit gelangt, daß er schon dort der Stifter mehrerer Klöster ward. Er verließ aber nach einigen Jahren jene Gegend und ging nach dem heutigen Neapel, wo er sich den hohen Berg Kassinus, an dessen Fuß eine Stadt gleiches Namens lag, zu seinem neuen Aufenthalt wählte. Nachdem er hier mit seinem Begleiter einen Tempel des Apollo

und alle Überreste des heidnischen Götzendienstes zerstört hatte, fing er den Bau eines Klosters an, das aber erst, nach vielen von den Verehrern dieses Mannes ersonnenen Kämpfen mit dem Teufel vollendet werden konnte. Gegen das Ende dieses Jahrhnnderts haben die Longobarden und im neunten Jahrhundert die Araber dieses Klosters zerstört, bis endlich aus den Trümmern desselben das weltberühmte Kloster Kassino oder Monte Kassino hervorging, das ein Muster für alle andere Klöster geworden ist. Das große Verdienst, dos sich Benedikt um seine Mönche erwarb, bestand darin, daß er ihnen eine neue Regel gab, wodurch er sie allmälig von ihrer zügellosen, umherschweifenden Lebensart entwöhnen, und zu der alten Strenge zurückführen wollte. Diese Regel hält die weise Mittelstraße zwischen einer übertrieben strengen und zu laxen Lebensart. Anstatt bei den Mitgliedern seines Ordens auf die unnatürlichen Büßungen und Selbstkasteiungen zu dringen, wodurch die morgenländischen Mönche ihren Körper auszumergeln und zu allem Guten untüchtig zu machen pflegten, schränkte er das gemeinschaftliche Beten, so wie das stille, in sich gekehrte Nachdenken und Selbstbeschauen nur auf einige Stunden des Tages ein. Die übrige Zeit vertheilte er zwischen Handarbeiten, Studiren und Unterweisung der Jugend, um nur den Müssiggang, die Wurzel alles Übels, bei seinen Mönchen auszurotten. Wenn er auf der einen Seite eine wohlthätige Gemeinschaft der Güter einführte, so hielt er mit derselben Strenge auf eine gleichförmige Simplicität in der Kleidung und Pflege des Körpers,

jedoch sollte es den Äbten frei stehen, nach Maaßgabe des Klimas oder der individuellen körperlichen Beschaffenheit einzelner Ordensbrüder von der allgemeinen Regel eine Ausnahme zu machen. — Der helldenkende Mann starb gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts, aber er lebt noch jetzt in den wohlthätigen Folgen der durch ihn bewirkten Reform des Mönchswesens im Occident. Durch die arbeitsamen Hände der zahllosen Mönche, die nach seiner Regel lebten, sind in Italien, England und Frankreich so manche verödete Distrikte urbar gemacht, Moräste ausgetrocknet und Wälder in fruchtbare Äkker verwandelt worden. Bei dem gänzlichen Verfall der Wissenschaften in den Jahrhunderten der Geistesbarbarei und Unwissenheit flüchteten, zugleich mit der Gelehrsamkeit, die Künste und Handwerke in die Klöster der Benediktiner, von wo aus sich dann die gemeinnützigen Kenntnisse dieser Art allmälig wieder über Europa verbreiteten. Da nach der Vorschrift des Stifters das Studiren zu den Hauptgeschäften dieser Mönche gehörte, so verdanken wir ihrem fleißigen Abschreiben der in den Klosterbibliotheken ruhenden Handschriften die Erhaltung so manches klassischen Schriftstellers des griechischen und römischen Alterthums und ihren gelehrten Bemühungen die besten Ausgaben der Schriften der griechischen und lateinischen Kirchenväter. Bei ihren schätzbaren Kenntnissen sind die Benediktiner in der Folge die Lieblinge der Fürsten des Occidents geworden, die ihnen die wichtigsten Ämter im Staat anvertrauten, indessen die Mönche des Orients bei ihrer müssigen Lebensart ihren schwärmerischen Projekten nach-

hingen und sich bei den blutigen Zänkereien über Glaubenssachen als Aufwiegler des fanatischen Pöbels gebrauchen ließen.

Denn leider! hatten diese Zänkereien noch immer kein Ende und besonders zogen sich die leidigen Monophysitischen Unruhen bis ins siebente Jahrhundert hinein. Da sich hier der Streit um die Erörterung spitzfindiger Fragen drehte, so war es kein Wunder, daß müssige Köpfe immer mehrere solcher Fragen aufwarfen und daß sich die Monophysiten bei der verschiedenen Beantwortung derselben in neue Partheien trennten. Wenn auch einmal ein griechischer Kaiser den bei solchen theologischen Fehden heilsamsten Weg einschlug, daß er den Streit als Polizeisache behandelte und jede Gewaltthätigkeit der einen Parthei gegen die andere streng untersagte, ohne sich weiter um die Rechtgläubigkeit der Meinungen zu bekümmern: so beging wieder der unwissende Kaiser Justin den unpolitischen Fehler, daß er den Freunden der Chalcedonischen Synode den Sieg über ihre Gegner zu verschaffen suchte. Diese unterhielten nun ihrer Seits eine gefährliche Verbindung mit Rom, wo man von der Synode nichts wissen wollte; die gedungenen Mönche wiegelten den Pöbel in Konstantinopel und in andern Städten auf und nur erst nach den gewaltsamsten Schritten von Seiten der Regierung konnte der Chalcedonische Lehrbegriff dort die Oberhand gewinnen. Nun retteten sich die Monophysiten vorzüglich nach Alexandrien, wo sie sich über die albernsten Fragen entzweiten, z. B. ob der Leib Christi verweslich oder unverweslich sei, ob er sich seinen Lei-

den nach den Gesetzen der menschlichen Natur nur freiwillig, oder nothgedrungen unterworfen habe, ob er vielleicht Manches nicht gewußt habe u. s. w. Zum Unglück für den Frieden der Kirche bestieg Justinian (527) den griechischen Kaiserthron und gebrauchte, während seiner beinahe vierzigjährigen Regierung, die unweisesten Mittel, um die Ruhe wiederherzustellen. So sehr es ihm auch an allen theologischen Kenntnissen fehlte, so gern spielte er doch den Theologen auf dem Thron und mischte sich aus Eitelkeit und ehrgeitziger Selbstgenügsamkeit unmittelbar in die Streithändel der Kirchenlehrer. Wenn es irgendwo auffallend sichtbar war, daß der Kaiser immer nur wie ein wankendes Rohr zwischen der orthodoxen und heterodoxen Parthei in der Mitte stand, so war es bei dem sogenannten Dreikapitelstreit, der nur als ein Zwischenspiel der großen Monophysitischen Tragödie zu betrachten ist. Der Patriarch Mennas in Konstantinopel hatte nämlich mit Verdruß bemerkt, daß sich der Bischof Theodorus von Cäsarien in Kappadocien bei dem Kaiser immer mehr und mehr einschmeichelte. Da er nun die enthusiastische Vorliebe des kaiserlichen Günstlings für die Schriften und Lehrsätze des Origenes kannte, so griff er ihn gerade bei der empfindlichsten Seite an, indem er sich höheren Orts ein Verdammungsurtheil über mehrere Lehrsätze des berühmten Kirchenvaters erschlich. Dieß reitzte die Rache des Günstlings, der nun seine Neider dadurch recht tief zu kränken suchte, daß er der von ihnen so hochverehrten Synode zu Chalcedon einen harten Stoß versetzte. Er stellte nämlich dem schwachen Kaiser vor;

daß

daß die Monophysiten die Beschlüsse jener Synode nur darum nicht annähmen, weil dort gewisse Schriften der verstorbenen Bischöfe Theodorus von Mopsvhesta, Ibas von Edessa und Theodoretus von Cyr für rechtgläubig anerkannt worden wären, ob sie gleich ganz deutliche Spuren Nestorianischer Ketzerei enthielten. Der vom Kaiser selbst längst ersehnte Kirchenfrieden könnte gar nicht ausbleiben, sobald jene drei Kapitel in den Synodal-Beschlüssen aufgehoben und das Anathem über die Schriften der genannten Männer ausgesprochen würde. Wirklich erfolgte ein Edikt, worin besonders Theodorus noch im Grabe als Ketzer beschimpft und einige Schriften der beiden andern Männer anathematisirt wurden. Was Justinian bei einigen ruhiger Überlegung hätte vorhersehen können, traf nun ein: das kaiserliche Edikt veranlaßte einen neuen Lermen. Die morgenländischen Bischöfe, die sich nun einmal in die Byzantinische Hoftheologie schikken gelernt hatten, unterschrieben es zwar ohne Widerrede, aber desto hartnäkkiger lehnten sich die Afrikanischen dagegen auf, weil sie die Ehre der Chalcedonischen Synode durchaus ungekränkt wissen wollten. Der römische Bischof Vigilius war so lange auf ihrer Seite, als er sich in Italien vor dem Kaiser sicher glaubte; dieser ließ ihn aber nach Konstantinopel kommen und brachte es durch Ernst und Liebe dahin, daß er seinen Urtheilsspruch gegen die drei Kapitel öffentlich herausgab. Dadurch ward nun der laute Unwille der gesammten abendländischen Geistlichkeit, selbst der römischen Kleriker, gegen den schwachen Prälaten angeregt; man hielt Kirchenversammlungen gegen

ihn, vertheidigte die drei Kapitel in öffentlichen Schriften und belegte sogar den Vigilius mit dem Kirchenbann, so daß dieser am Ende den schwer errungenen Vorzug des apostolischen Stuhls aufs Spiel zu setzen fürchten mußte. In diesen Bedrängnissen brachte ers beim Kaiser dahin, daß zur Aussöhnung der erbitterten Partheien eine Synode gehalten ward, hinter deren allgemeinen Ausspruch er gegen die Vorwürfe seiner zahllosen Feinde Schutz finden konnte. Vigilius durfte nun zwar jenen ärgerlichen Urtheilsspruch wieder zurücknehmen, aber der eigensinnige Kaiser war so weit davon entfernt, sein ehemaliges Edikt zu widerrufen, daß er es vielmehr, auf einer großen Versammlung zu Konstantinopel (553) zu einem allgemeingeltenden Kirchengesetz erheben ließ. Vigilius gab nun zwar eine Schrift zu Ehren der drei Kapitel heraus: aber der Bann jener Versammlung und die Drohungen des Kaisers bestimmten ihn doch dahin, daß er endlich nachgab, und diese Nachgiebigkeit haben denn auch seine Nachfolger bewiesen. So hatte also Justinian durch sein thörigtes Theologisiren den Krieg in der Kirche wo möglich noch befördert; ja selbst gegen das Ende seines Lebens, in seinem achtzigsten Jahr gab er sich als ein rüstiger theologischer Gesetzgeber dem allgemeinen Gelächter Preis. Er hatte nämlich von dem Streit unter den Monophysiten über die Verweslichkeit und Unverweslichkeit des Leibes Christi gehört und um allem fernern Disputiren darüber plötzlich ein Ende zu machen, befahl er in einem besondern Edikt, man sollte künftig an die Unverweslichkeit des Leibes Christi glauben und

sagen: „Christus hungerte nur darum, weil er es so gewollt hat.“ Diese einzige Grille des Kaisers kostete manchen Lehrer sein Amt und wer weiß, wie viel ihnen gefolgt wären, wenn er nicht zum Heil der Kirche endlich (365) gestorben wäre?

Unterdessen sich die Monophysiten immer noch in Ägypten, Syrien und Armenien aufrecht erhielten, schwächten sie sich doch auch wieder sehr durch die mancherlei Streitigkeiten, die in ihrem Innern vorfielen. Nachdem die platonische Philosophie, die den Gegnern des Christenthums und den Ketzern einen sichern Rückhalt gewährt hatte, in Verfall gekommen war, setzten sich die Theologen auf das Steckenpferd der Aristotelischen Philosophie, die denn doch auch bis auf die Zeiten der Reformation an der Tagesordnung geblieben ist, weil sie besonders zur Erfindung theologischer Subtilitäten, Distinktionen und Terminologien die Hand bot. Daß dem Theologen die Philosophie überhaupt, nicht gerade dieses oder jenes Schulsystem, eigentlich dazu dienen sollte, um seinen Verstand aufzuklären und ihn bei der Auslegung der Bibel auf den zweckmäßigsten Gebrauch seiner gelehrten Kenntnisse hinzuführen — daran dachte jetzt kein Mensch, sondern man hatte sich besonders aus der aristotelischen Dialektik ein theologisches Streitsystem, ein Gewebe metaphysischer und dialektischer Spitzfindigkeiten gebildet, von dem man sich in einem so streitsüchtigen Zeitalter die besten Dienste versprechen konnte. Mit Hülfe dieser Streitkunst bewiesen unter andern die Monophysiten, daß es ungereimt wäre, zwei Naturen in Christo anzunehmen, weil das nothwendig auch zwei Personen

in ihm voraussetzte. Besonders trat hier ein berühmter Lehrer der Grammatik und Philosophie zu Alexandrien, Johannes Philoponus an die Spitze seiner Parthei, indem ihm die aristotelische Philosophie, die er auf das Emsigste studirt hatte, besonders geschickt dazu zu sein schien, um den monophysitischen Glauben gegen den Chalcedonischen Lehrbegriff in Schutz zu nehmen. Aber zu seinem Unglück verfiel er selbst darüber in eine neue Ketzerei. Er behauptete nämlich: „man müsse in der Gottheit der Zahl nach drei Personen oder Individuen unterscheiden und insofern durchaus keine numerische Einheit annehmen; aber der Natur oder Gattung nach seien diese drei allerdings nur Eins, und insofern müsse man in der Gottheit von einer specifischen Einheit sprechen.“ Aber dies vermehrte nur die Verwirrung des unseligen Dreieinigkeitsstreits durch eine neue Subtilität und, die wenigen Anhänger des Mannes abgerechnet, beschuldigte ihn nun Alles des Tritheismus als wollte er drei verschiedene Götter annehmen. Vergebens veranstaltete er ein Religionsgespräch zu Konstantinopel; dennoch haftete der Vorwurf der Ketzerei auf ihm und der Streit zog sich bis ins siebente Jahrhundert hinein. — Da auf die Art nun einmal ein philosophischer und theologischer Partheigeist unter den Monophysiten eingerissen war und durchaus kein gemeinschaftliches Interesse die verschiedenen Sekten derselben mehr aneinander knüpfte, so würden sie wahrscheinlich von der katholischen Kirche in Kurzem ganz aufgerieben worden sein, wenn ihnen jetzt nicht ein gewisser Jakobus Baradäus eben das geworden wäre, was

Barsumas den chaldäischen Christen gewesen war. Dieser Scythische Mönch ward nämlich von seiner Parthei zum Bischof von Edessa gewählt, mit der ausdrücklichen Vollmacht, nach Art der katholischen Metropoliten überall neue Bischöfe zu weihen, weil ihnen die früheren entweder ausgestorben, oder zur Zeit der Verfolgungen untreu geworden waren. Er lief also zu Fuß mit dem höchsten Enthusiasmus durch alle Provinzen des Orients, vorzüglich durch Ägypten, Syrien, Mesopotamien und Armenien, vereinigte die zerstreuten Brüder, söhnte die entzweiten mit einander aus, setzte überall Bischöfe, Ältesten und Kirchendiener ein, stiftete eine neue Ordnung der Dinge und kirchliche Verfassung und hinterließ nach einer sieben und dreißigjährigen unermüdeten Thätigkeit seine Parthei in einem blühenden Zustande. Seit dieser Zeit ist die Trennung der Monophysiten von der herrschenden Kirche gleichsam auf ewige Zeiten vollendet worden, die Parthei erhielt ihr eigenes Patriarchat in Antiochien. Bei dem dankbaren Andenken an den verdienstvollen Reformator nennt sie sich noch jetzt die Jakobiten, so wie die in Ägypten lebenden die koptischen Christen zu heißen pflegen. Als die Araber im siebenten Jahrhundert den Orient überschwemmten, nahmen sie sich der Jakobiten, als einer dem griechischen Kaiserhofe abgeneigten Religionsparthei, thätig an und was es jetzt noch von Christen in den morgenländischen Provinzen giebt, das sind in der Regel Jakobiten oder Chaldäische Christen.

So hatte denn also endlich die katholische Kirche den Sieg über alle ihre Feinde davon getragen,

aber während solcher harten Kämpfe versäumten sie die Gelegenheit nicht, ihren Lehrbegriff auch zu den nichtchristlichen Völkern des Occidents überzutragen. Schon im Sterbejahr Justinians breitete ein irländischer Mönch Kolumba mit Hülfe einiger Mönche das Christenthum unter den Pikten, den Bewohnern der Schottischen Hochländer aus und stiftete dort mehrere Klöster. Dreißig Jahre später kam auch das südliche England an die Reihe. Die alten Britten, die schon im vierten Jahrhundert Christen geworden waren, riefen bei dem Verfall der römischen Macht in England die Sachsen und Angeln, germanischen Ursprungs, gegen die Schotten und Pikten, die Bewohner des nördlichen Theils ihrer Insel, in der Mitte des fünften Jahrhunderts zu Hülfe. Als aber diese Seeräuber ihren heidnischen Götzendienst mit Gewalt einführten, mußten sich die alten christlichen Einwohner vor ihnen in die Walliser Gebürge flüchten. Jetzt im sechsten Jahrhundert ward aber die Ausbreitung des Christenthums auch unter den barbarischen Angelsachsen durch folgende Veranlassung erleichtert: Ethelbert, König von Kent, einer der sieben Könige, die sich in das römische Brittannien getheilt hatten, mußte seiner Gemalin, einer christlich-fränkischen Prinzessin, freie Religionsübung verstatten. Der damalige Pabst Gregor der Große brannte vor Begierde, die Bewohner Englands in den Schooß der römischen Kirche aufzunehmen und sandte deshalb mit dem Ausgange des sechsten Jahrhunderts einen Benediktinermönch Augustin mit vierzig Mönchen seines Ordens nach Brittannien. Es ward dem unverdrossenen, ruhmsüchtigen Abt

nicht nur verstattet, bei seinem feierlichen Einzug auf der Insel ein silbernes Kreuz und ein Bild Christi vor sich her tragen zu lassen, sondern es gelang ihm auch, den König selbst mit vielen Tausenden seiner Unterthanen zur christlichen Taufe zu bewegen. Zum Lohn für diese folgereichen Bemühungen weihte ihn der Pabst zum Erzbischof der Angelsachsen und räumte ihm die wichtige Freiheit ein, mehrere von den alten heidnischen Gebräuchen der Neubekehrten entweder ganz stehen zu lassen, oder ihnen doch bloß den christlichen Anstrich zu geben. Denn, was die römischen Bischöfe dieser und aller folgenden Zeiten für die Verbreitung des reinen Christenthums zu thun schienen, das thaten sie eigentlich nur für die Erweiterung der Macht und des Einflusses des apostolischen Stuhls in Rom. Aber die Überwindung des Angelsächsischen Heidenthums ward dem eifrigen Augustin nicht halb so schwer, als die Unterwerfung der alten brittischen Kirche unter die Oberherrschaft des römischen Bischofs, denn von einem Bischof in Rom, der ihnen Gesetze vorschreiben könnte, hatten sie bis dahin noch nie etwas gehört und bei den kirchlichen Gebräuchen, die ihre Missionarien aus dem Orient ehemals bei ihnen eingeführt hatten, z. B. bei der Feier des Osterfestes zu Einer Zeit mit den Juden, verblieben sie mit der steifsten Hartnäkkigkeit. — Indessen war es doch auch schon Erweiterung des geistlichen Gebiets der Päbste, wenn nur der katholische Glaube immer tiefere Wurzel schlug. Im großen fränkischen Reich bekannte man sich nun schon zum Nicenischen Lehrbegriff und wo nur die Waffen des glücklichen Beli-

sar, des Feldherrn Justinians, die Macht der Vandalen und Ostgothen in Afrika, Italien und Sicilien zerstörten, da breitete der Sieger zugleich den Nicenischen Glauben mit Gewalt aus. Nur in Oberitalien hatte der Arianismus unter der Regierung der ihm günstigen Longobarden bis jetzt über seinen furchtbaren Nebenbuhler triumphirt, bis sich auch jetzt ein König dieses Volks durch seine Gemalin für die katholische Orthodoxie gewinnen ließ. Eben so gingen die Sueven und Westgothen zur rechtgläubigen Kirche über und die Geistlichkeit dieser Reihe trat nun mit den römischen Bischöfen in die genauste Verbindung, um in Lehrbegriff, Gebräuchen und Verfassung Alles mit der römischen Kirche übereinstimmend zu machen.

Je mehr auf diese Art das geistliche Gebiet der Bischöfe in Rom an Ausdehnung gewann, desto eifriger lauerten sie allen Schritten ihrer Nebenbuhler in Konstantinopel auf. Gregor der Große schrie sogleich über Anmaßung und herrschsüchtige Projekte, als er hörte, daß sich sein Kollege in der kaiserlichen Residenz einen ökumenischen Patriarchen nannte. So wenig es ihm unbekannt sein konnte, daß den Patriarchen im alten und neuen Rom dieser Ehrentitel schon ehemals von den Bischöfen ihrer Diöcesen beigelegt worden war, um sie dadurch als die allgemeinen Vorsteher ihrer ganzen patriarchalischen Diöcese zu bezeichnen, so warf er ihm dennoch unter den gehässigsten Ausdrükken vor, daß er sich auf diesem Wege zum Alleinherrscher in der Christenheit aufwerfen wollte, und als er nun mit seinen bittern Klagen nirgends Gehör fand, so wählte er für sich selbst

den recht grell abstechenden Titel eines Knechts der Knechte Gottes, um seine eigenen herrschsüchtigen Projekte unter der Maske der Demuth desto sicherer verbergen zu können. — Auch dieser Pabst hat sich denn, wie einer seiner Vorgänger Leo, durch seine Betriebsamkeit für das Wohl der katholischen Kirche und für das Beste des apostolischen Stuhls den Ehrennamen des Großen erworben, ob er jenem gleich an Kenntnissen weit nachstehen mußte. Was er für die Kultur der verwilderten Geistlichkeit seiner Diöcese gethan hat, verdient an und für sich alles Lob, aber man sieht denn doch aus dem berühmten Handbuch der Pastoraltheologie, das er zu ihrem Besten aufsetzte und das sogar von gekrönten Häuptern übersetzt worden ist, daß es ihm noch gar sehr an den richtigen Begriffen von der Würde und den Pflichten eines christlichen Religionslehrers fehlte. Überhaupt war er in religiöser Aufklärung noch weit zurück, wie man aus seinem blinden Bekehrungseifer, aus seiner Unduldsamkeit gegen Ketzer und Schismatiker und aus seiner grenzenlosen Vorliebe für das Mönchswesen sieht. Daneben war er ein Verächter aller Gelehrsamkeit und mit albernen Vorurtheilen gegen die sogenannten profanen Wissenschaften, besonders gegen Philosophie und Mathematik eingenommen; ja es wird ihm sogar nachgesagt, daß er mehrere klassische Werke des alten Griechenlands und Roms, die sich in der Palatinischen Bibliothek befanden, unter andern auch einen Livius habe verbrennen und überdieß manche Werke der Kunst habe niederreißen lassen. Desto mehr war er ein Freund des Aberglaubens und der Mährchensucht;

er sprach viel von dem nahe bevorstehenden Ende der Welt, glaubte daß durch Gebet und gute Werke Alles ausgerichtet werden könnte und wollte einmal selbst durch seine Fürbitte bei Gott die Seele des verstorbenen Kaisers Trajan aus der Hölle errettet haben. Man erzählte sichs auch, daß ihm auf sein Gebet bei dem Grabmahl Hadrians ein Engel erschienen sei, der mit seinem Schwert die damals in der Stadt wüthende Pest vertrieben habe, wovon die späterhin in jener Gegend errichtete Festung die Engelsburg genannt ward. Die absurdesten Heiligenlegenden und Wundermährchen fanden an diesem Papst gewiß einen treuen Verehrer, der von seinem hohen Standpunkt herab, auf dem er Millionen als Muster vorleuchtete, das Reich des Aberglaubens und der Unwissenheit aus allen Kräften verbreitet hat. Ihm verdankt die Lehre vom Fegefeuer diejenige Ausbildung und Ausschmükkung, in der sie sich noch immer in dem römisch-katholischen Kirchenglauben findet. Zwar hatte schon Klemens von Alexandrien seine aus der pythagoräisch-platonischen Philosophie entlehnten Ideen von einem Reinigungszustande der abgeschiedenen Seelen in seinen Schriften vorgetragen und Origenes und Augustin dieselben Ideen zum Range einer christlichen Glaubenslehre erhoben; aber Gregor half sie denn doch zuerst möglichst ausschmükken und weiter verbreiten. Er machte nämlich einen Unterschied zwischen den gröbern Sünden und geringern Vergehungen. Auf jene ließ er nach dem Tode einen Zustand der Verdammniß folgen, von den letztern behauptete er aber, daß jeder Mensch, der nicht schon in dieser Welt dafür gebüßt hätte,

nach dem Absterben des Körpers in einem Mittelzustande zwischen Verdammniß und Seligkeit dafür büßen müsse, ehe er zum Genuß der ewigen Glückseligkeit gelangen könne. Diesen Mittelzustand beschreibt er als eine Läuterung und Ausbrennung durch Feuer, wovon alsdann der Name Fegefeuer gewöhnlich geworden ist. Es ist nicht zu läugnen, daß eine solche Fiktion in jenem Zeitalter der Barbarei und des höchsten Sittenverderbnisses ihren guten moralischen Nutzen haben konnte, aber leider! haben auch die Priester darin sehr bald ein fruchtbares Hülfsmittel zu ihrer eigenen Bereicherung, so wie zur Erweiterung ihres Wirkungskreises entdeckt. Eben so dachten sie jetzt auf die Entstellung des ehrwürdigen gottesdienstlichen Gebrauchs des Abendmahls. Schon mit dem bloßen Namen dieser Handlung war die Veränderung vorgegangen, daß man seit dem vierten Jahrhundert in der lateinischen Kirche statt des Abendmahls häufig die Messe sagte, weil dort die Katechumenen gegen das Ende des Gottesdienstes vor der Haltung des Abendmahls mit einem im Lateinischen ähnlich klingenden Ausdruck entlassen zu werden pflegten. Aber jetzt nach zwei Jahrhunderten geschahe leider! noch mehr, daß eben die Handlung, die ehemals für den feierlichsten christlichen Religionsgebrauch galt und von der die Ausschließung zu den empfindlichsten Kirchenstrafen gehörte, gar sehr in Verfall gerieth, weil sie jetzt nicht mehr, wie ehemals, nur zu gewissen Zeiten des Jahrs, sondern sonntäglich, ja am Ende gar täglich gefeiert wurde. Auf die Art kam es denn dahin, daß da es öfters an theilnehmenden Laien fehlte, die Priester diese

Handlung allein feierten, wozu der Grund zu den sogenannten stillen oder Privatmessen gelegt ward. Man hielt es schon für hinreichend, wenn nur der Kleriker bei dem Abendmahl Gott ein Opfer für die Sünden der Menschen darbrächte. Denn daß das Abendmahl Opfer hieß und in der That als eine Opferhandlung, als ein Ersatz für die jüdischen Opfer betrachtet wurde, war jetzt schon gar nichts Ungewöhnliches; vielmehr suchte man der Feier desselben Alles, bis auf das zufälligste Ceremoniell einer Opferhandlung ähnlich und die Laien mit der Idee vertraut zu machen, als würde hier in dem geweihten Brot und Wein der Leib Christi jedesmal von Neuem für die Kommunikanten geopfert. So sank allmälig dieser ehrwürdige Ritus zu einer bloß mechanischen Operation der Priester herab; man ließ diese Diener Gottes das Meßopfer für sich verrichten, und da die geheiligten Mittelspersonen zwischen dem zürnenden Gott und den sündigen Menschen nichts umsonst thaten, so eröffnete sich ihnen hier eine neue, reiche Quelle des Erwerbs. Hatte man sichs nun einmal so bequem gemacht, daß man die Haltung des Abendmahls von den Priestern allein für hinreichend hielt, so war auch der Schritt zu den sogenannten Seelenmessen bald gethan, denn konnte nicht der Priester für die Verstorbenen das Opfer eben so gut darbringen, als für die Lebenden? Und was hatten die Hinterbliebenen für eine höhere Pflicht, als mit Hülfe solcher Todtenmessen die Seelen ihrer verstorbenen Verwandten und Freunde aus dem Reinigungsfeuer zu erlösen, in dem sie sonst vielleicht ewig hätten schwitzen müssen? — Daß nun Gregor der

Große solche und ähnliche Verfälschungen des ehrwürdigsten christlichen Religionsgebrauchs zuerst erfunden und eingeführt haben sollte, läßt sich freilich nicht behaupten, da er eine Menge wirklich heidnischer und jüdischer Feierlichkeiten bei der Messe schon vorfand; aber er war denn doch der Erste, der diesen leeren Ceremonien dadurch ein gesetzliches Ansehen in der Kirche gab, daß er sie in seine berühmte Abendmahlsliturgie (canon missae Gregorianus) aufnahm, wo er dergleichen religiöse Possenspiele, die unzähligen Formulare für die Litaneien u. s. w. mit einer Pünktlichkeit vorschrieb, daß sein Kanon bis auf den heutigen Tag in der römisch-katholischen Kirche für die höchste, unabweichliche Richtschnur bei der Meßfeier gilt. Außerdem empfahl er durch Beispiel und ausdrückliche Vorschriften die heidnische Pracht beim Gottesdienst, richtete förmliche Singechöre ein, nach deren Muster an andern Orten mehrere dieser Art angelegt wurden und brachte das läppische Prozessionswesen in der katholischen Kirche zuerst im Gang. So einfältig und abergläubisch indessen auch dieser Papst in Gegenständen der Religion erscheint, so viel Klugheit und feine Politik äußerte er da, wo es auf die Erweiterung des Ansehens und des Einflusses seines Stuhls ankam. Wenige römische Bischöfe haben ihren wirklichen Stolz unter der Maske der Bescheidenheit so geschickt zu verbergen gewußt, als er; wenige schienen sich so willig, als er, dem Befehl ihrer Landesherren zu unterwerfen und erreichten im Stillen denn doch ihren Zweck. Er war z. B. der Erste, der die unter dem Namen des Palliums bekannte Binde, die die

Bischöfe über ihrem bischöflichen Schmuck zu tragen pflegen, ohne Vorwissen des Kaisers austheilte, und zwar als ein Zeichen der Abhängigkeit von dem apostolischen Stuhl. Seine Nachfolger sind diesem Beispiel treulich gefolgt und haben späterhin mit diesen Lappen, die nur in den Augen des Pöbels einen hohen Werth hatten, einen sehr einträglichen Handel getrieben.

Drittes Buch.

Mit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts ward das griechische Kaiserthum durch mancherlei Stürme von innen und von außen erschüttert. In der Kaiserfamilie herrschte die größte Uneinigkeit und ein neuer Kaiser verdankte in der Regel nur der Ermordung des Vorgängers seine eigene Erhebung auf den Kaiserthron. So war denn auch Heraklius in einem Aufstande zur Regierung gekommen und er hatte wenigstens das Glück, den furchtbarsten Feind seines Reichs, die Perser zu demüthigen. Aber plötzlich erlitt sein Reich und damit zugleich die christliche Kirche einen tödtlichen Stoß und zwar von einer Seite her, von der man es gar nicht vermuthet hätte. In einem unbedeutenden Winkel der Erde, in Arabien, spinnt sich eine Revolution an, die sich mit einer nie gesehenen Schnelligkeit ausbreitete und das Gebiet des Christenthums im Morgenlande sehr einschränkte. Das Haupt dieser Revolution, Muhammed ward in Mekka, der Hauptstadt des steinigten Arabiens, im Schooß eines vornehmen Geschlechts der Araber

gebohren. Sein Onkel, der nach dem frühen Tode der Eltern Vaterstelle bei ihm vertreten mußte, hielt ihn vorzüglich zur Handlung an, die damals der Haupt-Erwerbzweig seiner Nation war. Je weniger seine ausgezeichneten natürlichen Talente durch eine zu frühzeitige gelehrte Erziehung verbildet wurden, desto glücklicher konnten sie sich auf Reisen entwikkeln und selbst in einem Kriege gegen andre arabische Stämme that sich der junge Muhammed rühmlichst hervor. In seinem fünf und zwanzigsten Jahr ward er Faktor bei einer reichen arabischen Kaufmannswittwe, die dem schönen jungen Mann Hand und Herz darbot, als er in Angelegenheiten ihres Hauses ein wichtiges Geschäft in Syrien aufs Beste ausgeführt hatte. Bis zu seinem vierzigsten Jahre hin vertheilte er seine Zeit unter Arbeiten und Betrachtungen in der Einsamkeit, wo er seinem angebohrnen Hange zur religiösen Schwärmerei ungestört nachhängen konnte. Hier gerieth er denn auf das Projekt, Reformator der Religion seiner Landsleute zu werden und seine nie ruhende feurige Einbildungskraft spiegelte ihm mancherlei göttliche Eingebungen vor. Je mehr er in der Kenntniß der Menschen um sich her und in der Kenntniß seiner selbst fortschritt, desto mehr reifte in seiner Seele der Entschluß, eine neue Religionsparthei zu stiften und zur Ausführung desselben besonders die Leichtgläubigkeit seiner Nation zu benutzen. Sei's nun, daß er dabei sich selbst betrog, oder nur die wundersüchtige Menge für seinen Plan gewinnen wollte — genug, er sprach anfangs nur zu seiner Frau und dann zu seinen nächsten Anverwandten von gewissen göttlichen

Offen-

Offenbarungen, die er in einer Höhle bei Mekka gehabt haben wollte, bei welcher Gelegenheit ihn der Engel Gabriel, sein besonderer Gönner, für einen Apostel des Höchsten erklärt und zum Propheten seiner Nation eingeweiht hätte. Besonders war es entscheidend für ihn, daß sein eigener Schwiegervater Abubeker sich für ihn erklärte, der als das Haupt eines mächtigen Stammes von großem Ansehen und Einfluß bei der Nation war. Erst, nachdem es ihm gelungen war, seiner neuen Lehre, dem sogenannten Islam (Ergebung in den göttlichen Willen) im geheimen mehrere Anhänger zu verschaffen, wandte er sich damit auch an einige Vornehme seines Stammes, die ihn aber, wahrscheinlich aus Eifersucht und Neid, deshalb verspotteten, und mit seiner Familie öffentlich brachen. Er mußte sich nun zwar in der Nähe von Mekka, wo er sich ferner nicht mehr sicher glaubte, verbergen; aber geschweige, daß dieser ungünstige Vorfall seinen Muth hätte beugen sollen, stärkte er ihn nur zu neuen, weiter sehenden Entwürfen. Der treue Gabriel erklärte ihn einmal über das andre für den Gesandten des Höchsten, und die staunende Menge ließ sich besonders durch die frohen Aussichten auf die ewigen Belohnungen des Paradieses gewinnen und sich an das Interesse des göttlichen Mannes fester anknüpfen. Unterdessen wuchs aber die Gefahr für den gutmüthigen Schwärmer und auf Anrathen seiner eigenen Familie entfloh er in Gesellschaft Abubekers und seines Vetters Ali nach dem nahegelegenen Jatschreb, wo er schon mehrere Verehrer des Islam vorfand. Diese Flucht des Propheten (am 16ten July 622), die für sein eigenes

Schicksal, so wie für das Schicksal seiner Lehre entscheidend war, ist für seine Anhänger das erste Jahr einer neuen Zeitrechnung geworden, nämlich von Muhameds Flucht, oder der sogenannten Hegira (Hedschra) an. Jatschreb hieß seitdem Medinat al Nabi (Stadt des Propheten) und zuletzt schlechthin Medina. Bis jetzt hatte Muhamed noch keine Gewalt gebraucht, sondern mehr durch wunderbare Erzählungen von außerordentlichen Visionen die Phantasie seiner Anhänger zu beschäftigen und sich bei ihnen in den Ruf eines Vertrauten des Höchsten zu setzen gewußt. Sobald er sich nur erst von den Einwohnern Medinas, als den bittersten Feinden der Bewohner von Mekka, mit Freuden aufgenommen sahe, so dachte er auch sogleich auf die Errichtung eines Bethauses (Moschee) und gab schon jetzt dem Gedanken bei sich Raum, daß Medina einmal der Sitz seiner neuen Religion werden sollte. So sehr die Ausbreitung dieser neuen Religion bisher der herrschende Gedanke in seiner Seele gewesen war, so mußte er jetzt schon, da die Feindseligkeiten seiner Landsleute fortdauerten, auf eine gewaltsame Befestigung seines Ansehens, als des höchsten göttlichen Propheten bedacht sein; die Rache gab ihm das Schwert gegen seine Verächter in die Hand, sein Fanatismus wuchs durch den Widerstand, den er zu besiegen fand, und denjenigen, der nur Reformator seiner Landesreligion sein wollte, schien von diesem Augenblick an nur wilde Eroberungssucht bei allen seinen Handlungen zu beseelen. In mehrern glücklichen Treffen besiegte er zunächst den in dem verhaßten Mekka herrschenden Stamm und nach und nach

andre arabische Stämme, wobei Engelserscheinungen und Wundergeschichten den Muth seiner Anhänger stärken und erhöhen mußten. Er fühlte sich in Kurzem mächtig genug, um auch die benachbarten Fürsten in Briefen zur Annahme seiner neuen Religion aufzufordern und erhielt von dem Könige von Persien, ja selbst von dem griechischen Kaiser Heraklius wenigstens höfliche Antworten und Geschenke zurück. Endlich gelang es ihm, im siebenten Jahr der neuen Zeitrechnung das stolze Mekka mit dem dortigen Tempel (Caaba) zu erobern, der noch von den Erzvätern Abraham und Ismael gegründet sein sollte, und von diesem glücklichen Zeitpunkt an, wo das Heiligthum der Nation in seinen Händen und die mächtigsten Stämme ihm unterworfen waren, machte ihm die Eroberung des übrigen Arabiens wenig Mühe. Selbst ein Heer des griechischen Kaisers wurde geschlagen, überdieß noch ein Stück von Syrien erobert, und Muhamed starb im eilften Jahr der Hegira in seinem treuen Medina als das Haupt eines neuen Staats und einer neuen zahlreichen Religionsgesellschaft. — Daß sich bei einem so ausgezeichnet glücklichen Mann die Nachrichten der Zeitgenossen und der Nachwelt, die Berichte einheimischer und auswärtiger Schriftsteller öfters widersprechen müssen, ist leicht begreiflich, so wie auch das, daß die leichtgläubige Wundersucht nicht versäumt habe, das ganze Leben dieses Glaubenshelden mit dem Schleier des Wunderbaren und Geheimnißvollen zu umhüllen; aber die unpartheiische Geschichte ist es seinem Andenken schuldig zu sagen, daß Muhamed ohne Zweifel ein Mann von vielen Talenten, von

Scharfsinn, Menschenkenntniß und Politik war, die von der guten Absicht ausging, seine rohen Araber durch die Ausrottung des Götzendienstes zu kultivieren. Wenn er hier nicht das Christenthum als das beste Hülfsmittel zur Erreichung seines Zwecks wählte, so verdient er wohl Entschuldigung, da er die ächte, reine Religion Jesu nicht kannte und sie kennen zu lernen nicht Gelegenheit hatte, die armseligen Spitzfindigkeiten aber, um derentwillen die Christen des Orients sich damals zankten, nothwendig verachten mußte. Und daß er nun als vorgeblicher Prophet seine Offenbarungen mit dem Schwert ausbreitete? — Das war Folge seines Charakters und Zwang der Zeitumstände. Da er einmal die Gebrechen der Landesreligion eingesehen hatte, so konnte ihn sein lebhaftes Temperament leicht auf den Gedanken führen, er sei das zur Abschaffung jener Mängel erwählte Werkzeug Gottes und seine feurige Einbildungskraft bestärkte ihn in diesem Glauben durch vermeintliche Visionen. Oder war er vielleicht dieser gutmüthige Schwärmer nicht, der sich bei dem Allen zuerst selbst und dann wieder Andre betrog, so kannte er vielleicht seine Araber nur zu gut, daß sie nicht durch kaltes Raisonnement, sondern einzig und allein durch das Übergewicht fremder, höherer Autorität zur Ablegung des Götzendienstes zu bewegen sein würden und unter solchen Umständen schien es ihm denn ein erlaubter frommer Betrug zu sein, sich als den berufenen göttlichen Propheten darzustellen. Nicht überall und nicht lange fand er bloß mit seiner hinreißenden Beredsamkeit und mit seinem einnehmenden Äußern Eingang, vielmehr mußte er bald

Gewalt mit Gewalt vertreiben und durch kluge Benutzung der Feindseligkeiten zwischen den einzelnen arabischen Stämmen, der damaligen Schwäche des griechischen Kaiserthums und der innern Zerrüttung im persischen Reich ward sehr natürlich mit der Zeit aus dem bloßen Proselytenmacher ein glücklicher Eroberer. Den Kühnen begünstigt das Glück; aber daß dieser Glückliche nun auch immer der weise, schonende Menschenfreund hätte bleiben sollen, den wir uns von dem Stifter einer Religion als unzertrennlich denken, das war von einem Manne nicht zu erwarten, der die nationale Leidenschaftlichkeit noch nicht bei sich unterdrükken gelernt und überhaupt nur erst eine niedrige Stufe moralischer Vollkommenheit erreicht hatte. — Genug! er hat sein Ziel erreicht und den Arabern eine Religion gegeben, die uns nur durch eine einzige schriftliche Urkunde überliefert worden ist. Der Koran (Sammlung, Lesebuch), die Bibel der Muhamedaner, enthält die mündlichen Religionsvorträge und angeblichen Offenbarungen Muhammeds, wie sie vor dieser Sammlung theils in einzelnen schriftlichen Aufsätzen, theils im Gedächtniß seiner Zuhörer zerstreut existirten. Auch in diesem bunten Gemisch von Glaubens- und Sittenlehren, von Erzählungen und Gebeten erkennt man den Mann von Talenten und feuriger Einbildungskraft, dessen Mangel an Geschmack und Beurtheilungskraft aber schon in dem schwülstigen, prächtigen Stil sichtbar ist. Die orthodoxen Muhammedaner halten diesen Koran im strengsten Sinn des Worts für inspirirt, nämlich dem Muhammed von Gott durch den Engel Gabriel eingegeben; Mu

hammed habe dieses Buch, das schon von Ewigkeit her existirte, nur erst der Welt bekannt gemacht. — Was nun die Religion Muhammeds selbst betrifft, so sieht man aus ihrem Inhalt, daß sie eine Universalreligion für alle Partheien sein sollte; denn sie enthält außer dem reinen Naturalismus und Deismus der alten Landesreligion, nach Abzug alles Polytheistischen in derselben, noch einige positive Sätze des Juden- und Christenthums, wie sie Muhammed aus dem Umgange mit Juden und Christen kennen gelernt hatte. An der Spitze des ganzen Religionsgebäudes steht der Hauptsatz: „es ist nur Ein Gott und Muhammed ist sein höchster Prophet.“ Von der Vorsehung spricht der Koran in den erhabensten Ausdrükken des alten Testaments, nur daß er die sogenannte Prädestinationslehre enthält, die die Muhammedaner von jeher zu einer unverzeihlichen Vernachlässigung ihres eigenen körperlichen Wohls verleitet hat. Auferstehung, künftiges Gericht, Paradies und Hölle spielen eine Hauptfigur in dem Islam und die Muhammedaner legen die im Koran befindlichen reizenden Schilderungen des Paradieses und die mancherlei dichterischen Ausschmükkungen des künftigen Zustandes der höchsten Glückseligkeit wörtlich aus. Außerdem findet sich hier eine reiche Engeltheorie, in welche Muhammed, zum Besten des sinnlichen Haufens, alle arabischen Gespenstergeschichten und Volksmährchen von Geistererscheinungen aufnahm. Bei dem Allen respektirte er Mosen und Christum als göttliche Propheten, die vor ihm göttliche Offenbarungen bekannt gemacht hätten; nur wollte er den Stifter des Christenthums nicht für

einen Sohn Gottes gelten lassen, so wie er überhaupt der Trinitätslehre den Krieg eben so erklärte, als dem Polytheismus. Er, Muhammed, mußte erscheinen als der höchste göttliche Gesandte, als das Siegel der Propheten, um den Menschen begreiflich zu machen, daß sie die Lehren Mosis und Christi nicht nur falsch verstanden, sondern hie und da sogar auch verfälscht hätten. Beten, Almosengeben, Fasten und Wallfahrten sind die guten Werke der Muhamedaner, die sich überdieß von allem Genuß des Weins und der unreinen Thiere enthalten müssen. Beschneidung und Polygamie wurden als uralte Gebräuche beibehalten. So sehr nun aber auch Muhamed bei den ächten Moslemim (Muselmännern, Verehrern des Islam) auf blinden Glauben hindringt, so muntert er sie doch auch zu einem rechtschaffenen, tugendhaften Leben auf, und der Koran enthält lesenswerthe Empfehlungen der Tugend und eindringliche Warnungen vor dem Laster. Übrigens sind Christen und Juden geduldet, sobald sie sich nur der Herrschaft der Muhammedaner unterwerfen und den ihnen auferlegten Tribut bezahlen. So erwarb sich also Muhammed unstreitig das große Verdienst, bei einem bedeutenden Theil des Menschengeschlechts den Glauben an Einen Gott verbreitet zu haben; und mag nun auch seine Religion mit der ächten, reinen Religion Christi die Parallele nicht aushalten, so erhob sie sich doch insofern sehr vortheilhaft über den damals herrschenden christlichen Lehrbegriff, daß sie einfacher war, sich auf wenige leichtfaßliche Lehrsätze einschränkte und von der Verehrung des höchsten Wesens alle die

fruchtlosen Streitigkeiten entfernte, die den Geist der Christen verwirrten und das Herz derselben leer ließen.

Die glücklichen Fortschritte, die die Waffen der begeisterten Saracenen nach Muhammeds Tode unter der Anführung geschickter Feldherren machten, waren nur zu einer Zeit möglich, wo ihre Nachbarn in der größten Uneinigkeit lebten und wo besonders das orientalische und occidentalische Kaiserthum durch die Einfälle der Barbaren, durch Sittenverderbniß, durch schwache Regenten, treulose Statthalter und Befehlshaber aufs Äußerste geschwächt waren. Und wie konnte wohl die christliche Kirche auf die treue Anhänglichkeit ihrer Mitglieder rechnen zu einer Zeit, wo der Despotismus der Klerisei die Laien aufs Äußerste niederdrückte und die ganze Gesellschaft durch die ärgerlichsten Religionsspaltungen zerrüttet war? Der Erste, der sich an die Spitze der von religiösem Enthusiasmus ergriffenen und an knechtischen Gehorsam gewöhnten Araber stellte, war Abubeker, der Schwiegervater Muhammeds, den man den ersten Khalifen oder rechtmäßigen Nachfolger Muhammeds zu nennen pflegt. Als solcher war er nur in Allem das Haupt der Nation, die höchste Instanz in weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten, Fürst, Oberpriester und zugleich höchster Ausleger des Korans. Nachdem er zwei Jahre hindurch in Syrien und Persien glücklich gewesen war, folgte ihm der berühmte Omar, der während seiner zehnjährigen Regierung durch die Eroberung von ganz Syrien und Persien, von Palästina und Ägypten den Grund zu dem furchtbaren Chalifat legte. Der Befehl, die

unschätzbare Bibliothek der Ptolomäer in Alexandrien zu verbrennen, charakterisirt den rohen Eroberer hinreichend. Jakobiten und Chaldäische Christen haben bei allen diesen Eroberungen eine Rolle mitgespielt, indem sie den Siegern bei der Unterdrükkung der katholischen Christen hülfreiche Hand darboten. Im achten Jahrhundert haben sich die Saracenen von Afrika aus über ganz Spanien und Portugall ausgebreitet und späterhin sogar die Küsten von Frankreich und Italien beunruhigt, bis sie endlich durch die europäischen Regenten auf ihre Besitzungen im Morgenlande eingeschränkt worden sind. — So sehr auch Muhammed seine Anhänger an einen blinden Glauben, an eine knechtische Unterwerfung unter die Vorschriften des Islam gewöhnt hatte, so brachen doch gleich nach seinem Tode Streitigkeiten unter ihnen aus, die so wie bei den Juden erst politischen Ursprungs waren und nachher die Religion mit in ihr Interesse zogen. Die erste Veranlassung zur Zwietracht lag darin, daß Abubeker und Ali gleiche Ansprüche auf das Khalifat zu haben glaubten. Der erstere drang zwar mit seinem mächtigern Anhange durch, aber der letztere gelangte denn doch endlich bei dem vierten Wechsel des Khalifats zur Regierung und seit dieser Zeit erhielt sich eine ewige Erbfeindschaft zwischen den beiden Familien. Mit der Zeit arteten nun diese politischen Partheien in Religionspartheien aus; denn die Anhänger Abubekers setzten dem Koran noch mündliche Überlieferungen an die Seite, die sich aus Muhammeds eigenem Munde unter ihnen fortgepflanzt haben sollten. Sie hießen Sonniten oder Sunniten, weil jene

Tradition die Sonna oder Sunna genannt wird; so wie sie dagegen ihre Feinde, die Anhänger Alis, die Schiiten d. h. die Irrgläubigen, Sektirer nennen. Jene erstern sind die zahlreichern, denn zu ihnen gehören die Türken, Araber, Tatern Afrikaner und die Indianer im Mogolischen Reich, dagegen sich die letztern vorzüglich nur unter den Persern finden, die als Ketzer von den Wallfahrten nach Mekka ausgeschlossen sind.

Man hätte glauben sollen, daß mit der Auswanderung der Jakobiten der nun fast zwei Jahrhunderte hindurch bis in die feinsten Subtilitäten getriebene Streit zwischen den Katholiken und Monophysiten sein glückliches Ende erreicht haben würde. Aber gerade im Anfange des siebenten Jahrhunderts brach er noch einmal mit erneuerter Lebhaftigkeit aus, weil die Katholiken noch immer nicht das Projekt aufgeben wollten, die große Monophysitenparthei in den weiten Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Zu einem solchen Vereinigungsversuch bot Kaiser Heraklius selbst um so williger die Hand, da ihm die Aussöhnung der streitenden Partheien zu einer Zeit nicht gleichgültig sein konnte, wo er die Kräfte seines Staats gegen den furchtbaren Perserfeind ungetheilt bräuchen zu können wünschte. Aber leider! gab auch hier wieder der Vereinigungsversuch zu einer neuen Spaltung, zu dem sogenannten Monotheletenstreit Anlaß. Der Kaiser hatte sich nämlich, auf seinem Zuge gegen die Perser, in Armenien mit dem dortigen Patriarchen Paullus, dem Haupt der Monophysiten in Armenien, unterredet und von ihm gehört, daß die Anerkennung der

Einheit des Willens in Christo am Ende wohl einen Vereinigungspunkt zwischen den Orthodoxen und Monophysiten abgeben könnte. Er hatte nämlich in den Schriften der frühern katholischen Kirchenväter Stellen gefunden, in denen sie sich ausdrücklich nur für Einen Willen in Christo erklärten; dieß war denn nach damaliger theologischer Denkart Grund genug, zu glauben, diese Meinung sei in der That wahr und rechtgläubig. Sergius, Patriarch von Konstantinopel, hatte gegen diese Meinung nichts einzuwenden, so sehr er sonst ein eifriger Anhänger der Chalcedonischen Synode war und wirklich ließen sich jetzt schon mehrere Bischöfe beider Partheien zur Anerkennung der Einheit des Willens in Christo willig finden. Der Kaiser, der seiner Sache gewiß zu sein glaubte, ließ endlich (630) den Befehl ergehen, man solle künftig lehren, „daß in Christo, nach der Vereinigung der beiden Naturen, nur Ein Wille und nur Eine Wirkung desselben sei" Auch der damalige Patriarch in Alexandrien bequemte sich dazu, mehrere Jakobiten in Ägypten gingen zur katholischen Kirche über, und so wäre denn nun durch die Übereinstimmung der wichtigsten Prälaten im Reich die Rechtgläubigkeit der neuen Meinung außer allen Zweifel gesetzt gewesen, wenn nicht plötzlich ein unbedeutender griechischer Mönch Sophronius in die Gluth geblasen hätte. Dieser unnütze Mensch war gerade in Alexandrien bei der Aufnahme der Jakobiten in den Schooß der katholischen Kirche zugegen und dort fiel es ihm ein, jenen nun schon durchgängig angenommenen Satz als Heterodoxie zu verschreien. Als Mönch würde er zwar

mit seinem Geschrei keine große Sensation gemacht haben; aber zum Unglück für den Frieden der Kirche ward er Patriarch in Jerusalem und nun erklärte er sich in einer Synodalepistel an die übrigen Patriarchen sehr nachdrücklich gegen die Verfechter jenes ketzerischen Satzes. Die Monotheletische Meinung sei eigentlich der baare monophysitische Irrthum, bloß in einer veränderten Gestalt aufgestutzt; denn zwei Naturen in Christo setzten nothwendig auch zwei Willen und zwei Wirkungen desselben voraus. Diese Epistel kam denn auch in die Hände des römischen Bischofs, der sich aber mit seinem Kollegen in Konstantinopel schon früher dahin vereinigt hatte, man könne in Christo allerdings nur Einen Willen annehmen, jedoch sollte man diesen zunächst immer von der Einen Person in Christo herleiten, anstatt im Allgemeinen von Einem oder zwei Willen in ihm zu sprechen. Und so ward es denn immer sichtbarer, daß der ganze Streit, wie gewöhnlich, von der Zweideutigkeit und Unbestimmtheit in den Ausdrükken herrührte. Die Monotheleten schoben nämlich Christo Einen Willen zu, insofern nach der Vereinigung der beiden Naturen in Einer Person diese Eine Person natürlich auch nur Einen Willen gehabt haben könnte; dagegen ihre Feinde jede Natur in Christo besonders wirken ließen und den menschlichen Willen in ihm ausdrücklich dem göttlichen subordinirten. Sophronius starb zwar nach einigen Jahren, aber die Sache hatte nun schon einmal zu viel Aufsehen gemacht, und der Kaiser glaubte dem völligen Ausbruch des Streits durch seine Dazwischenkunft zuvorkommen zu müssen. Er erließ daher (638) das

berühmte Edikt Ekthesis, das aber leider! mehr ein Glaubensbekenntniß war, indem es eine förmliche Auseinandersetzung der kaiserlichen Meinung enthielt. Er billigte zwar die Lehre von dem Einen Willen, verbot aber schlechthin, künftig von Einem oder zwei Willen und Wirkungen derselben in Christo zu sprechen. So weit die Macht des Heraklius reichte, stieß freilich die Einführung des Edikts auf keine Schwierigkeiten, aber der römische Bischof, der jetzt zunächst unter den longobardischen Königen stand, zeigte sich desto widersetzlicher. Er belegte auf einer Synode in Rom den Monotheletismus mit dem Bann und wollte sogar die Ekthesis wieder aufgehoben wissen; aber in Konstantinopel, wo unterdessen ein neuer Regentenwechsel neue Unruhen angeregt hatte, achtete man auf solche Dinge gar nicht mehr. Indessen wurden aber die Unruhen über die Ekthesis immer bedenklicher; Mönche und Bischöfe predigten dagegen, und besonders drohte in Afrika ein förmlicher Aufruhr auszubrechen, als der neue Kaiser Konstans II. sich genöthigt sahe, mit seinem Machtwort dazwischen zu treten, damit sein Reich, das durch die glücklichen Fortschritte der Araber schon sehr viel eingebüßt hatte, durch solche innern Zerrüttungen nicht noch mehr geschwächt werden möchte. Er hob also vor allen Dingen (648) die verhaßte Ekthesis auf und gab nun das neue Edikt Typus heraus, worin er mit kluger Regentenvorsicht ganz und gar nicht Partheï nahm. Anstatt irgend eine der beiden entgegengesetzten Meinungen zu billigen oder zu verwerfen, gebot er beiden Partheien ohne Ausnahme Stillschweigen und bedrohte jeden Ruhestörer mit

bürgerlichen Strafen. Aber leider! hatte sich schon jetzt in den Köpfen der Theologen die Idee eingenistet, daß sich weder Fürsten, noch Obrigkeiten um ihre Streitigkeiten bekümmern dürften und sollte auch die Ruhe des Staats darunter leiden. So partheilos auch der Kaiser in seinem Edikt gesprochen hatte, so erklärten es doch die Feinde der Monotheletischen Meinung für eine heimliche Vergünstigung ihrer Gegner und der übermüthige römische Bischof Martin I. wagte es sogar, auf einer großen Synode in der Laterankirche zu Rom das Anathem nicht nur über alle verstorbenen und lebenden Häupter der Monotheleten und über die ganze Parthei, sondern sogar über die beiden kaiserlichen Edikte Ekthesis und Typus auszusprechen. Ja, er ging in seiner Unverschämtheit so weit, die Beschlüsse der Synode, außer den katholischen Bischöfen, dem Kaiser selbst zu überschicken, wiewohl er in seinem Schreiben denn doch nur von den schlechten Rathgebern sprach, die den Kaiser zu einem so voreiligen Schritt verleitet hätten. Aber Konstans glaubte, an dem tollkühnen Prälaten ein Exempel statuiren zu müssen und nachdem er durch abgeschickte Truppen nach Konstantinopel geschleppt worden war, wurde er dort im Gefängniß wie der gemeinste Verbrecher behandelt. Hier hätte er denn auch seinen Übermuth wahrscheinlich mit dem Leben büßen müssen, wenn nicht sein großmüthiger Kollege in der Stadt, uneingedenk des auch über ihn ausgesprochenen Bannfluches, auf dem Sterbebette für ihn gebeten hätte, so daß er noch mit der Landesverweisung begnadigt ward. Dasselbe Schicksal hatten denn auch die übrigen

Ruhestörer und man schwieg nun von beiden Seiten, nicht aus Überzeugung eines Bessern, sondern aus Furcht vor der kaiserlichen Strenge.

Einen so harten Schlag hatten die Bischöfe in Rom bis jetzt noch nicht erfahren, der ihnen um so ungelegener kommen mußte, da sie bei ihren Bemühungen für die Erweiterung ihres geistlichen Wirkungskreises jetzt mehr, als jemals, von dem Glück begünstigt wurden. Besonders schlug das christliche Missionswesen ganz und gar zu ihrem Vortheil aus, denn Verbreitung des Christenthums hieß schon damals nichts anders, als Verbreitung des Ansehens der Päpste und des Kirchenrituals. Besonders war ihr Augenmerk auf die neue englische Kirche gerichtet, seitdem sich auf der brittischen Insel die sieben Angelsächsischen Könige mit dem größten Theil ihrer Unterthanen zur Annahme des Christenthums bequemt hatten. Mit dem Bekehrungsgeschäft war es auch bald gethan; denn hatten sich die Leute nur erst taufen lassen, so führte man sogleich, ohne sich weiter bei dem Unterricht in den Wahrheiten der neuen Religion aufzuhalten, das ganze Kirchenceremoniell, die bischöfliche Gewalt und das Mönchswesen bei ihnen ein. Die Hauptsorge der Bekehrer ging dahin, daß die neue Kirche von den römischen Bischöfen abhängig gemacht und Alles bei ihr auf ächt römischen Fuß geformt wurde. Nur ward ihnen die Sache nirgends so schwer gemacht, als gerade bei den alten Britten, die mit steifer Anhänglichkeit an ihren hergebrachten kirchlichen Gebräuchen hingen. Von ihrer abweichenden Osterfeier waren sie nur erst in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts

abzubringen, seitdem einer ihrer Könige erfahren hatte, daß der Vorgänger der römischen Bischöfe, der Apostel Petrus, die Schlüssel zum Himmelreich allein besitze und er dort nach seinem Tode nicht eingelassen zu werden fürchtete, wenn er es mit den Nachfolgern des Apostels verdürbe. Noch später gelang es den geistlichen Machthabern in Rom, die bei ihnen übliche Art, das Haar zu bescheeren, auch bei dem englischen Klerus einzuführen. In der griechischen Kirche beschoren sich nämlich die Priester den ganzen Kopf, in Schottland nur das Oberhaupt von einem Ohr zum andern, in der römischen Kirche ließen sie sich auf dem Scheitel eine cirkelförmige Platte, als ein Bild der Dornenkrone Christi scheeren und nannten dieß die priesterliche Tonsur des heiligen Petrus, so wie jene die Tonsur des Paulus hieß. So unbedeutend die ganze Sache zu sein schien, die man nur den heuchlerisch demüthigen Mönchen abgelernt hatte, soviel hielten doch die Kleriker darauf, um sich auch darin von den Laien auszuzeichnen, und in Rom ruhte man nicht eher, als bis sich die englische Priesterschaft auf römischen Fuß zu Ehren Gottes das Haar bescheeren ließ, damit neben der Tonsur Petri zugleich der Glaube an ihn und seine Nachfolger und Stellvertreter auf dem heiligen Stuhl immer tiefer und tiefer Wurzel schlagen möchte. Überdieß ward bei den Engländern unsre heutige Dionysianische Zeitrechnung in Jahren nach Christi Geburt und mit dem Gregorianischen Gesang zugleich der Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst eingeführt. Seitdem nämlich die lateinische Sprache aufgehört hatte, die Sprache des gemeinen

Lebens

Lebens zu sein und sich, durch die Vermischung mit den Sprachen der eingewanderten Völker in die italienische, französische und spanische Sprache umgebildet hatte, ward sie doch beim Gottesdienst immer noch als eine heilige Sprache beibehalten, weil die liturgischen Vorschriften eines Leo und Gregor überall Eingang gefunden hatten und die Missionarien in der Regel nur dieser Sprache mächtig waren. In der Folge behielt man sie bei, um mit der Sprache Roms zugleich die Herrschaft des dortigen Statthalters Christi zu verbreiten und den gemeinen Mann in einer für seine Despoten vortheilhaften Dummheit zu erhalten.

Aus dem Schooße dieser den römischen Bischöfen so treu ergebenen englischen Kirche gingen denn nun auch die meisten Missionarien für Deutschland aus. Die englischen Mönche brachten den größten Eifer und die meiste Beharrlichkeit zu einem so schweren Geschäfte mit, und sie konnten sich den Deutschen mit ihrer Muttersprache immer noch verständlicher machen, als die Italiener mit der ihrigen. Viel gethan mußte in Deutschland werden, da die Völker am Rhein und an der Donau ihr ehemaliges Christenthum unter den Verwüstungen des Krieges fast ganz wieder aufgegeben hatten; indessen fanden denn doch die Bekehrer an der weltlichen Macht gewöhnlich einen sichern Rückhalt. Der starke Arm der Regenten war zu ihrer Unterstützung bereit, weil politische Absichten in der Regel die geheimen Triebfedern solcher allgemeinen Bekehrungen waren. Und Mönchen mußte ein solches Geschäft immer noch am leichtesten werden; denn ihnen ging ja der

Geruch der Heiligkeit und der Wunderkraft voraus, der durch die in dem damaligen deklamatorischen Kirchenstyl geschriebenen Mönchslegenden möglichst erhöht ward. Mönchen zollte der blinde Haufe beinahe göttliche Verehrung; denn leider! machten Hang zu Wundermährchen und kindische Andächtelei schon einmal den Charakter der Religiosität dieses Zeitalters aus. — Drei irländische Mönche Kolumba, Gallus und Kilian arbeiteten mit großem Eifer an der Bekehrung der Schwaben, Baiern, Franken und Helvetier, und wo es ihnen nur erst gelungen war, mit ihrem neuen Glauben Eingang zu finden, da sorgten sie auch sogleich für die Einrichtung von Klöstern, die die zarte Pflanze des Christenthums gegen äußere Stürme beschützen sollten. An Thätigkeit und immer regem Bekehrungseifer ließen sich aber diese Irländer von dem angelsächsischen Mönch Willibrord noch übertreffen, der mit zwölf Mönchen am Ende des siebenten Jahrhunderts in der Gegend des heutigen Utrecht übersetzte, um die wilden Friesen und Flandern um Antwerpen herum und längst der Küste der Ostsee zu bekehren. Zwar fand er bei seinem Unternehmen an dem damaligen fränkischen Reichsverweser Pipin, dem Urgroßvater Karls des Großen eine mächtige Stütze; aber es gehörte doch warlich! keine gemeine Seele dazu, um den Gefahren unter so rohen Völkern zu trotzen. Zum Lohn für seine mühevolle Arbeit ward er von dem Papst zum Erzbischof ernannt und erhielt den, den Franken unterworfenen Theil von Friesland zu seiner Diöcese.

Auf die Art sahen die römischen Bischöfe schon

so manchen heißen Wunsch ihres Herzens erfüllt, nur war der ärgerliche Monotheletenstreit immer noch nicht feierlich beigelegt worden. Sie entschlossen sich also, ihre Sprache gegen den griechischen Kaiser herabzustimmen und ihn um die Ausrottung des Monotheletismus zu bitten. Mit dieser Bitte fanden sie denn auch bei Konstantin dem Bärtigen ein um so geneigteres Gehör, da der Kaiser das Läppische dieses unnützen Gezänks recht tief fühlte und die Aussöhnung zwischen den beiden Kirchen recht ernstlich betreiben wollte. Er veranstaltete also (680) in seiner Residenz und zwar im kaiserlichen Pallast eine große Kirchenversammlung, bei der er selbst präsidirte und die Prälaten der christlichen Kirche theils in Person, theils in ihren Abgeordneten zugegen waren. So sehr hier auch Alles das Ansehen eines unpartheiischen, bloß gelehrten Religionsgesprächs haben sollte, so zeigte sichs doch nur zu bald, daß der Kaiser schon vorher gegen die Meinung der Monotheleten eingenommen worden war. So wie man ehemals die Erklärungen früherer Kirchenväter für den Einen Willen in Christo gesammelt hatte, so hielt es nun nicht schwer, die entgegengesetzten Äußerungen anderer beizubringen. Und so war es denn endlich bei den Theologen dahin gekommen, daß sich alles Räsonnement bei theologischen Streitigkeiten auf die Aussprüche früherer Kirchenlehrer und Synoden stützte. Die sogenannte Tradition entschied hier Alles, sie war die höchste Richterin in Glaubenssachen geworden und die Bibel? — lag bei den Kirchenversammlungen nur zum Schein auf dem Tisch, aber kein Mensch that einen

Blick hinein. Nachdem die heiligen Väter in Konstantinopel die Zeit mit Nebendingen verbracht hatten, wurden (wie gewöhnlich) die fünf ältern ökumenischen Koncilien von Neuem bestätigt, das Anathem über alle verstorbenen und lebenden Monotheleten-Häupter und Monotheleten ausgesprochen und endlich in dem neuen Glaubensformular erklärt, daß „in der einigen Person Christi zwei Willen und zwei Wirkungen derselben unterschieden werden müßten; nur dürfe man sich beide Willen nicht als im Widerspruch miteinander begriffen denken, sondern vielmehr den menschlichen Willen als dem göttlichen unterworfen. Beide Willen und Wirkungen seien nämlich in Christo eben so vereinigt gewesen, als sich das Chalcedonische Glaubensformular über die Art der Vereinigung der beiden Naturen in Christo ausgedrückt hatte: unvermischt und unverwandelt, und doch ungetheilt und unabgesondert.“ Zuletzt trat der Kaiser selbst den Beschlüssen der Synode bei und gab ihnen durch die Androhung bürgerlicher Strafen das Ansehen und die Würde von Reichsgesetzen. Und so verschwinden denn die Anhänger des Monotheletismus nach und nach im römischen Reich, weil die angedrohte Strenge wirklich gebraucht wurde, und die folgenden Kaiser mit den römischen Bischöfen die Dekrete der Synode durchgängig aufrecht zu erhalten suchten. Nur im Orient, als dem Vaterlande der Hypothese, erhielt sie sich auch am längsten, denn dort fand sie unter dem Schutz der Saracenen in dem den griechischen Kaisern entrissenen Palästina, Syrien und Ägypten einen sichern Zufluchtsort. Vorzüglich hat sich ein Überrest der Monotheleten bis

auf den heutigen Tag in den Gegenden des Libanon und Antilibanon unter dem Namen der Maroniten erhalten. Nur haben sie im zwölften Jahrhundert ihrer Monotheletischen Ketzerei förmlich entsagt und sich mit der römischen Kirche vereinigt, so daß man in Rom ein eigenes Kollegium der Maroniten zur Bildung ihrer jungen Geistlichkeit stiftete. Der um die orientalische Literatur sehr verdiente Assemann gehört zu ihren berühmtesten Glaubensgenossen.

Nun erst mit dem Ausgange des siebenten Jahrhunderts war es in der griechischen Kirche endlich einmal recht lebhaft gefühlt, daß man sich auf den letzten Synoden immer nur mit der Beilegung der Glaubensstreitigkeiten beschäftigt und darüber die Kirchenzucht ganz und gar vernachlässigt hatte. Es war ein dringendes Bedürfniß geworden, die in die äußerliche Kirchenverfassung eingeschlichenen Mißbräuche und Irrungen auszumerzen und in dieser Absicht veranstaltete Kaiser Justinian II. (692) die von dem Orte der Versammlung sogenannte Trullanische Synode, die als ein Supplement zu den beiden letzten Synoden in Konstantinopel betrachtet werden sollte. Hier war man denn vor allen Dingen darauf bedacht, geschärftere Vorstellungen für eine bessere Disciplin festzustellen und zugleich der tief gesunkenen Moralität unter Klerus und Laien wieder aufzuhelfen. Man suchte den allgemeinen Lastern der Unzucht, der Unmäßigkeit, des Betrugs u. s. w. durch neue Kirchengesetze entgegenzuarbeiten, weil es schon so weit gekommen war, daß die Geistlichen Schenken hielten, Wucher trieben und mit den

Juden unter einer Dekke steckten. Aber was halfen die bestgemeinten Verordnungen gegen solche grobe Ausbrüche der Unsittlichkeit, so lange man nicht die Quelle der Laster verstopfte, so lange der Glaube allgemein blieb, daß man durch ascetisches Leben, durch Almosen und Freigebigkeit gegen Geistliche, Kirchen und Klöster auch die gröbsten Sünden wieder gut machen könnte? Man sündigte vor wie nach, um so mehr, da man auch neben solchen Verordnungen ungestört fortsündigen konnte. Die höhern Geistlichen ließen die niedern durchlaufen, sobald sich diese nur keine Eingriffe in ihre Rechte erlaubten, und die letztern drückten dann aus Dankbarkeit bei den Ausschweifungen ihrer Vorgesetzten gern einmal wieder ein Auge zu; die Laien durften es aber am wenigsten mit ihren Despoten verderben. Woran man aber bei dem Allen in Konstantinopel gedacht hatte, daß man sich durch diese Synode den römischen Bischof zum Feinde machen würde, das erfolgte wirklich bald darauf. In Rom fand man es nämlich sehr anstößig, daß den Ältesten und niedern Klerikern die Erlaubniß gegeben worden war, im Amt die Ehe wenigstens fortsetzen zu dürfen und daß man zugleich alle sogenannten apostolischen Verordnungen als ächt und gültig bestätigt hatte, obgleich der römischen Kirche nicht alle anständig waren. Noch ärgerlicher schien es, daß man auf der Synode dem Patriarchen zu Konstantinopel einerlei Vorrechte mit seinem Kollegen in Rom zuerkannte und am Ende gar das in der römischen Kirche übliche Sonnabendsfasten förmlich untersagte. Der römische Bischof Sergius I. weigerte sich daher, die Dekrete

zu unterschreiben und bekannt zu machen und er würde wahrscheinlich einerlei Schicksal mit seinem Vorgänger Martin I. gehabt haben, wenn nicht der Kaiser bald darauf abgesetzt worden wäre.

So brach denn nun das achte Jahrhundert der christlichen Kirche an und noch immer wollte ihr der langersehnte Genius des Friedens nicht zulächeln. Vielmehr erhob sich in dem berüchtigten Bilderkrieg eine ganz neue Art des Streits, bei dem es nicht, wie ehemals, irgend ein abstraktes Dogma der Theologie galt, sondern wo Vernunft mit Unvernunft ächte christliche Gottseligkeit mit abergläubischer Stupidität kämpften. Weder Bischöfe, noch andre Lehrer der Kirche gaben hier die Losung zum Streit, sondern Kaiser und Könige standen im Kampf mit Kaiserinnen, Mönchen und Pöbel, indessen sich die Bischöfe unter die Partheien getheilt hatten. Das Glück wechselte hier übrigens eben so plötzlich, als bei den Arianischen Händeln und am Ende des Streits büßten die griechischen Kaiser Rom und ihre übrigen Besitzungen in Italien ein, so wie sich dagegen die römischen Bischöfe und die fränkischen Könige bei dieser Gelegenheit den Weg zur Erweiterung ihrer Macht und zu ansehnlichen Besitzungen gebahnt haben. — Die Veranlassung zu dem ganzen langwierigen und höchst stürmischen Streit gab der gottesdienstliche Gebrauch und die Verehrung der Bilder von den ehrwürdigsten und heiligsten der verstorbenen Christen. Daß die Christen vor dem vierten Jahrhundert in ihren Bethäusern Bilder Christi und der Apostel, Märtyrer und anderer Heiligen aufgestellt, oder sie wohl gar gottesdienstlich

verehrt haben sollten, läßt sich mit keiner Thatsache beweisen. Vielmehr mußten sie sich davon frei erhalten, um sich nicht den heidnischen Götzendienern gleich zu machen und den Judenchristen kein gerechtes Ärgerniß zu geben, die hierin eine Übertretung eines ihrer wichtigsten Gebote verabscheut hätten. Erst im vierten Jahrhundert machte man den Anfang damit, die Bilder der Apostel und anderer heiligen Männer, so wie die Abbildungen biblischer Geschichten hie und da in den Kirchen aufzustellen, damit sich der sämmtliche Hause an diesen anschaulichen Erinnerungsmitteln erbauen möchte; aber noch dachte niemand an irgend eine Verehrung solcher Bilder, vielmehr spotten die Kirchenväter jener Zeit noch ganz unbefangen über den Bilderdienst bei den Heiden. In den beiden folgenden Jahrhunderten nahm wenigstens die Anzahl der Heiligenbilder in den Kirchen zu, besonders ward Maria mit dem Jesuskinde im Arm von den Orthodoxen seit der Zeit mit großem Eifer verehrt, da sie bei den Nestorianischen und Monophysitischen Streitigkeiten für die Mutter Gottes feierlich erklärt worden war. Im sechsten Jahrhundert küßte man schon die Bilder, fiel vor ihnen nieder, beräucherte sie mit Weihrauch, schmückte sie aus und richtete besonders seine Gebete an sie, weil man des festen Glaubens war, daß sich die Heiligen auch nach ihrem Tode für die Angelegenheiten dieser Welt interessirten und daß ihr Fürwort bei Gott sehr wirksam sei. Wie sich der Aberglaube schon längst an die Reliquien der Heiligen gehängt hatte so ergriff er nun mit dummer Andacht ihre Bilder und nachdem man sichs erzählte, daß

durch die letztern eben so, wie durch die erstern, Wunder verrichtet worden wären, so ging die ursprüngliche Verehrung des Heiligen unter seinem Bilde, nach einer bei der Menge ganz gewöhnlichen Verwechselung, in die wirkliche Anbetung des Bildes selbst über. Natürlich schlich sich dieser eigentliche Bilderdienst ganz allmälig ein; aber die Mönche haben den ganzen Aberglauben gewiß aus allen Kräften unterstützt, um auf diesem Wege ihre erbaulichen Malereien desto leichter und theurer absetzen zu können. — Gegen solche Mißbräuche hatten nun schon seit längern Zeiten mehrere vernünftige Christen mit Recht geeifert, aber sie waren bis jetzt nicht gehört worden. Endlich entschloß sich der griechische Kaiser Leo III., der Isaurier, ein Regent von tiefen Einsichten, dem Unfuge ernstlich zu steuren. Er erließ (726) den Befehl, daß mit den Bildern nicht ferner Abgötterei getrieben werden sollte, und um dieß wirklich zu verhüten, ließ er die Bilder anfänglich nur höher hängen, damit wenigstens die eine Art der abergläubischen Verehrung — das Küssen derselben aufhören möchte. Aber der Aberglaube hatte schon zu tief gewurzelt und das Volk glaubte, der Kaiser wolle mit den Bildern zugleich die ganze christliche Religion umstürzen. Mönche und Klerus versäumten auch ihrerseits nicht, den Pöbel aufzuhetzen und zu unruhigen Bewegungen aufzureizen, so daß sich der Kaiser entschließen mußte, seinen Befehl zu schärfen, und die meisten Bilder aus den Kirchen ganz wegnehmen zu lassen. Leider! ging er hiebei zu rasch zu Werke, und hatte das Schicksal aller hitzigen Reformatoren — er ward überall verlästert,

besonders von der Geistlichkeit, die es ihm nicht vergeben konnte, daß er nicht erst ihre Beistimmung auf Synoden eingezogen hatte. Gleich anfangs widersetzte sich ihm der Patriarch seiner Residenz, der mündlich und schriftlich das Brennen der Lichter und das Räuchern vor den Bildern vertheidigte und behauptete, man könne ja den ketzerischen Läugnern der Menschwerdung Christi kein kräftigeres Argument entgegen setzen, als den abgebildeten Christum! Er begünstigte daher die in Konstantinopel entstandenen Unruhen so lange, bis ihn der Kaiser absetzen mußte. Noch bedenklicher war der Widerstand, den der kaiserliche Befehl in Rom und in dem übrigen Gebiet des Kaisers in Italien fand. Der damalige römische Bischof Gregor II. schilderte den Kaiser überall als den wahren Antichrist und Ketzer, und als Leo es vergebens versucht hatte, sich seiner Person zu bemächtigen, so wagte es der übermüthige Prälat, die gröbsten und ungezogensten Briefe an ihn zu schreiben. Er behauptete hier, daß der heilige Petrus im abendländischen Reich schon durchgängig als ein irdischer Gott verehrt würde, es denn am Ende wohl vieles Blutvergießen kosten möchte, wenn der Kaiser es ferner wagen wollte, die Religion zu verfälschen, und sich in kirchliche Angelegenheiten zu mischen. Die armen gedrückten Italiener könnten gegen einen solchen Tyrannen nichts besseres thun, als daß sie Christum anriefen, ihm den Teufel über den Hals zu schikken! Die Idololatrie ließe sich denn doch recht gut vertheidigen, denn die Bilder seien schon zur Zeit Christi und der Apostel verehrt worden und die Verehrung der Bilder sei noch nirgends in

wahre Abgötterei ausgeartet; bis jetzt würde ihnen keinesweges göttliche Ehre erwiesen. Sein Nachfolger Gregor III. belegte sogar die Gegner des Bilderdienstes mit dem Bann und ließ die Bilder in den römischen Kirchen wieder aufstellen.

Und nun war endlich der merkwürdige, entscheidende Augenblick gekommen, wo die Macht der griechischen Kaiser in Italien auf immer vernichtet werden sollte. Da eine Flotte, die Leo nach Italien schickte, um den Bischof nach Konstantinopel zu bringen, unterweges verunglückt war, hielt er sich an den liegenden Gründen desselben in Illyrien, Sicilien und Kalabrien schadlos, und legte den Theil des römischen Kirchensprengels, der ausserhalb Italien in den ihm unterworfenen Ländern lag, dem Gebiet seines Patriarchen in der Residenz zu. In der Noth nahm Gregor thörigterweise zu den Longobarden seine Zuflucht; aber er mußte es nur zu bald erfahren, daß Römer und Longobarden unversöhnliche Feinde waren. Die vermeintlichen Erretter behandelten Rom so hart, daß der geängstigte Bischof bei dem fränkischen Reichsverweser Karl Martell Hülfe suchen mußte; aber er starb noch, ehe er eine beruhigende Antwort erhalten hatte, und der Reichsverweser folgte ihm schon in demselben Jahr. Desto fester war das Freundschaftsbündniß, das der folgende römische Bischof Zacharias mit dem Karolingischen Hause schloß, nämlich mit Pipin, dem Sohn Karl Martels. Die fränkischen Reichsverweser hatten sich schon seit vielen Jahren auf die Regierung des Reichs einen so großeu Einfluß zu verschaffen gewußt, daß die eigentlichen Regenten des Lan-

des zu bloßen Titular- und Schattenkönigen herabgesunken waren. Aber Pipin wollte dem einfältigen Childerich, auch noch diesen letzten Schatten von Macht nehmen, und war also ernstlich darauf bedacht, vor allen Dingen das abergläubische Volk zu gewinnen, damit es sich nicht von den eifersüchtigen Großen des Reichs aufhetzen ließe. Dazu ließ sich der Einfluß des römischen Bischofs bequem gebrauchen; denn die Franken, die doch größtentheils gallischen Ursprungs waren, hatten aus ihrem ehemaligen Heidenthum eine große Ehrfurcht gegen die Druiden, ihre Priester, in das Christenthum mit herüber gebracht, besonders gegen die römischen Bischöfe, die bei ihnen die Stelle ihrer ehemaligen Oberpriester vertraten, an die sie sich in allen verwikkelten Fällen zu wenden pflegten. Der Oberdruide in Rom, sprach nach ihrer Vorstellung, an Gottes Statt, und besonders zog sein Bannstrahl in ihrem Urtheil die schrecklichsten Folgen nach sich. Im Vertrauen auf diesen Glauben seiner Landsleute, brachte Pipin eine Versammlung der Reichsstände zusammen, in der man endlich dahin einig wurde, dem Oberdruiden Zacharias durch eine Gesandschaft die Frage vorzulegen: ob es wohl recht gethan sei, einen untüchtigen König vom Thron zu stoßen, und einen würdigen Mann an dessen Stelle zu setzen, wofern sich dieser schon längst um den Staat verdient gemacht habe. Da Zacharias gegen Longobarden und Griechen Hülfe brauchte, so fiel seine Antwort natürlich zu Pipins Vortheil aus, und dieser ward nun durch einen gemeinschaftlichen Beschluß der Reichsstände, auf den fränkischen Königsthron erhoben.

Dieses bloße Gutachten des römischen Bischofs ist in spätern Zeiten von den Freunden des Papstthums dahin ausgelegt worden, als könne ein Papst nach Belieben Fürsten ab- und einsetzen. Der folgende römische Bischof Stephan III. wußte wenigstens die Freundschaft des neuen Königs zu seinem Vortheil zu benutzen, und als die Furcht vor den anrükkenden Longobarden bei ihm aufs höchste stieg, reiste er in eigner Person mit einem ansehnlichen Gefolge zu Pipin hin, den er mit seinen Söhnen Karl und Karlmann zu Königen der Franken und zu römischen Patriciern feierlich salbte. Aus Dankbarkeit kam nun der Usurpator Pipin zweimal mit einem Heere über die Alpen, bis er endlich den Longobarden-König nöthigte, dem römischen Stuhl das Eroberte wieder herauszugeben. Überdieß machte Pipin dem Stephanus (756) die berühmte Schenkung an weltlichen Besitzungen, deren Umfang sich jetzt, bei dem Mangel der Schenkungsurkunde, nicht mehr genau bestimmen läßt. Am wahrscheinlichsten rechnet man dahin das Exarchat von Ravenna und die sogenannte Provinz Pentapolis, oder fünf Städte am adriatischen Meer. — So war es denn also endlich dahin gekommen, daß aus den Männern, die ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, Aufseher und Lehrer einer christlichen Gemeine seyn sollten, weltliche Fürsten, Länderbesitzer und die ersten Prälaten in der Christenheit wurden. Der Fürstbischof in Rom war nun nicht länger ein Vasall der griechischen Kaiser, und mit diesem Augenblick hörte aller Einfluß der letztern auf die Besetzung des apostolischen Stuhles auf. — Aber, was noch wichtiger ist, durch diese Begeben-

heit ward zugleich der Übergang aus der aristokratischen Verfassung der katholischen Kirche in die monarchische allmälig verbreitet. Die Patriarchen zu Alexandrien, Jerusalem und Antiochien sind Unterthanen der Saracenen geworden, und haben, als solche, ihren Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten der christlichen Reiche verlohren. Der furchtbare Nebenbuhler in Konstantinopel ist zwar immer noch ein Mann von Bedeutung, aber er reicht denn doch nicht an den römischen Prälaten, der jetzt schon das Ansehen eines höchsten Gesetzgebers in der katholischen Kirche erhält, indem das Sammlen seiner Kirchengesetze und Kirchenverordnungen immer mehr Mode wird. Der afrikanische Bischof Creskonius machte den Anfang damit, daß er die päpstlichen Verordnungen in seiner neuen Sammlung nicht so, wie bisher üblich war, den Schlüssen der Synoden an die Seite setzte, sondern sie vielmehr durch einander vermischte. Dazu kam, daß man in Rom jetzt ein Mittel gefunden hatte, den Wirkungskreis der übrigen Bischöfe nach Belieben einzuschränken, indem man die Klöster eximirte, d. h. sie der Jurisdiktion und Oberaufsicht der Bischöfe entzog, in deren Sprengel sie lagen. Die Mönche befanden sich sehr wohl dabei, denn nun konnten sie ohne ihre lästigen Aufseher mehr nach Willkühr leben, und die Schätze ihrer Klöster flossen nicht weiter in die bischöfliche Kasse; die Päpste erhielten aber an solchen, ihrer unmittelbaren Obhut unterworfenen Mönchen, desto treuere Trabanten, und weideten sich zugleich an der frohen Aussicht,

daß einmal mit der Zeit der ganze Occident ihr Sprengel werden könnte.

Was aber das Emporsteigen der römischen Fürstbischöfe noch um Vieles beförderte, waren die Bekehrungen, oder Fortpflanzungen des römischen Kirchenrituals, die jetzt im achten Jahrhundert so recht methodisch betrieben wurden. Unter den Missionarien, die Deutschland aus England, Schottland und Irland erhielt, ragte vor allen übrigen der Engländer Winfried (Wunfried) hervor, der der deutschen Kirche nicht nur ihre erste fortdauernde Verfassung gab, sondern auch den Grund zur Oberherrschaft der römischen Bischöfe über die deutschen Gemeinen legte. Zwar gab es schon vor ihm blühende Gemeinen am Rhein und an der Donau, und er hat auch das Christenthum nicht überall durch Deutschland verbreiten können; aber er heißt doch vorzugsweise der Apostel der Deutschen, weil er nicht nur eine neue feste Kirchenverfassung sondern auch mehrere Bißthümer und Klöster bei ihnen einführte. Ohngeachtet seiner vornehmen Abkunft zeigte sich doch früh ein überwiegender Hang zum Mönchsleben bei ihm, und er erhielt in einem Benediktinerkloster die gewöhnliche Mönchserziehung und Mönchsbildung. Seine strenge Lebensart und Proben einer ausgezeichneten Beredsamkeit verschaften ihm bald ein großes Ansehn bei seinen Landsleuten, und er hatte die beste Aussicht auf die vornehmsten Kirchenämter in seinem Vaterlande. Dennoch verließ er dasselbe, weil er von Begierde brannte, sich gleich den andern englischen Mönchen um die Ausbreitung des Christenthums Verdienste zu erwerben. Er setzte also

mit zwei andern Benediktinern nach Friesland über, wo indessen sein erster Bekehrungsversuch mißglückte, weil der damalige Herzog der Friesen dem Christenthum nicht günstig war. Anstatt aber dadurch muthlos zu werden, suchte er in Rom seine Bestätigung zum Missionär unter den Ungläubigen nach, und erhielt die ausgedehnte Vollmacht, überall unter den Heiden das Christenthum nach den Vorschriften der römischen Kirche auszubreiten. Mit Aufträgen und Reliquien beladen, wandte er sich nun zu den Baiern, Thüringern und Friesen; bei den letztern machte er jetzt glückliche Fortschritte, weil ein ihm günstigerer Herzog an der Spitze der Nation stand. Nachdem er auch von den Hessen viele bekehrt hatte, ging er nach Rom zurück, wo ihn Gregor II. zum Bischof der neugestifteten Kirchen einweihte und ihm den bedeutungsvollen römischen Namen Bonifacius beilegte, unter dem er nun in der Geschichte beständig vorkömmt. Dafür leistete er auch am Grabe des heiligen Petrus dem apostolischen Stuhl seinen Huldigungseid, und verließ Rom mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die fränkischen Herzoge und Grafen und an alle Herren Bischöfe und übrigen Kleriker diesseits des Rheins in Sachsen und Thüringen. Besonders wirksam waren die Schutzbriefe und Vollmachten, womit ihn Karl Martell ausrüstete und es gelang ihm bei den Hessen und Thüringern mit ausgezeichnetem Glück die letzten Überreste des Heidenthums auszurotten, und sie für die Lehren und Gewohnheiten der römischen Kirche zu gewinnen. Dafür ward er alsbald zum Erzbischof der Deutschen ernannt und von Rom aus mit

dem

dem Pallium beschenkt. Nun wandte sich sein rastloser Bekehrungseifer abermals zu den Baiern, und er errichtete die Bißthümer zu Salzburg, Freisingen, Passau und Regensburg, die man als die kirchlichen Festungen des neugegründeten Christenthums in jenen Gegenden betrachten muß. Eben so stiftete er die Bißthümer zu Wirzburg, Erfurt, Eichstädt u. s. w., unterhielt einen beständigen Briefwechsel mit den Päpsten, weil er ohne ihre ausdrückliche Genehmigung als ein gehorsamer Diener der römischen Kirche keinen Schritt von Bedeutung wagen wollte. Bei dem allen ward er von den fränkischen Reichsverwesern kräftig unterstützt, weil ihnen viel daran gelegen seyn mußte, daß in ihren Ländern eine feste kirchliche Verfassung gegründet, und dort ihre eigenen landesherrlichen Gerechtsame in Kirchensachen auf immer sicher gestellt wurden. Bonifacius sorgte daneben für neue Klöster, die man als die Erziehungs- und Bildungsseminarien für den jungen Klerus betrachten kann, und unter diesen legte er den meisten Werth auf das nachmals so berühmte Kloster zu Fulda, das zwischen seinen Hessen, Thüringern, Sachsen und Franken so recht in der Mitte lag. Am Ende ward denn das Bißthum Mainz zu einem Erzbißthum und zum Sitz eines Metropolitan erhoben, und der wakkere Heidenbekehrer nicht nur damit, sondern auch mit dem Primat über ganz Germanien beehrt. Aber er genoß sein Glück nicht lange, denn als er noch, als siebenzigjähriger Greis, die hartnäkkigen Friesen bekehren wollte, ward er mit seinem Gefährten (755) von einem wilden Haufen erschlagen. Man schaffte den Leichnam nach dem geliebten

Fulda; bei seinem Grabe erzählte man sich viel von Wundern, der Märtyrer ward unter die Heiligen versetzt und das Kloster gelangte zu großen Reichthümern. Ehrgeiz und Frömmigkeit hielten diesen unermüdet thätigen Mann bei seinem vierzigjährigen mühvollen Bekehrungsgeschäft aufrecht, und man muß es dankbar erkennen, daß er zur Kultur der Deutschen viel mitgewirkt hat. Er bildete den verwilderten Klerus, verbesserte das Mönchswesen durch die Verbreitung der wohlthätigen Regel Benedikts, und brachte durch die Einführung des hierarchischen Systems Deutsche, Angelsachsen und Franken einander näher, so daß nun erst ein heilsames gegenseitiges Verkehr unter ihnen möglich ward. Aber wenn er nur nicht bei dem Mangel an eigner Aufklärung das Reich des Aberglaubens in Deutschland verbreitet, und die deutsche Kirche in ein Verhältniß der drükkendsten Abhängigkeit von den Päpsten versetzt hätte, unter dem sie bis auf Luthers Zeiten seufzen mußte, der endlich das eiserne Joch des päbstlichen Despotismus zu zerbrechen wagte!

Zu eben dieser Zeit, als die römischen Bischöfe auf die Erweiterung ihres geistlichen Gebiets eifrigst bedacht waren, arbeiteten auch die Lehrer der katholischen Kirche dahin, sich ihre unter harten Kämpfen errungenen Besitzungen auf dem Felde der Glaubenslehre durch ein Aneinanderrükken derselben zu sichern. Man versuchte es jetzt, die Dogmen der rechtgläubigen Kirche philosophisch zu bearbeiten, und in einen systematischen Zusammenhang zu bringen, in welcher das eine zur Unterstützung des andern dienen sollte. Der erste, der sich hier auszeichnete, war der grie-

chische Mönch Johannes von Damaskus, der in seiner „genauen Auseinandersetzung des rechtgläubigen Lehrbegriffs“ die erste christliche Dogmatik geliefert hat. Es enthält dieses Werk in der Kürze alles dasjenige, was von dem vierten bis zum siebenten Jahrhundert auf Kirchenversammlungen, und von den Kirchenvätern über den christlichen Glauben gelehrt, geschrieben und entschieden worden war. Hier sollte einmal in das zerstreute Einzelne ein philosophischer Zusammenhang gebracht, und die, aus der Aristotelischen Philosophie entlehnten Vernunftbeweise auf mehrere rechtgläubige Dogmen zur Gründung eines neuen dogmatischen Lehrgebäudes angewendet werden. Gerade diejenigen Artikel, die das Zeitinteresse für sich hatten, weil sie nun schon eine lange Reihe von Jahren hindurch hin und her bestritten worden waren, z. B. die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Person Christi und von den Naturen in ihm, sind hier mit ermüdender Weitschweifigkeit bearbeitet worden, dagegen die Dogmen von der heiligen Schrift, von der Sünde, von dem Glauben und von der christlichen Besserung nur ganz leicht berührt werden. Indessen ist dieses Werk, bei aller seiner Ungleichförmigkeit in Sachen und Ausdruck, dennoch zur Kenntniß des Lehrbegriffs dieser Zeiten überaus wichtig, um so mehr, da es in der griechischen Kirche lange ein klassisches Ansehn behalten hat. — Aber freilich hatte man in dieser Kirche für solche gelehrte Arbeiten gerade jetzt wenig Sinn, wo der ärgerliche Bilderstreit mit neuer Heftigkeit ausbrach. Kaiser Konstantin V., der Sohn des Isauriers Leo, beobachtete zwar das strenge System seines

Vaters, aber nun gerieth auch Alles in Aufruhr und trennte sich in die beiden Hauptpartheien der Bilderknechte oder Bilderdiener, so wie der Bilderstürmer und Bilderzerbrecher. Man focht mit der größten Wuth gegen einander, stürmte nicht nur die Kirchen, sondern sogar die Häuser der Bilderverehrer und zerschlug die Bilder, wo man sie nur vorfand. Nur mit Mühe gelang es dem Kaiser, einen gefährlichen Aufruhr in Konstantinopel zu dämpfen, und da er wußte, daß die Griechen in Religionsangelegenheiten vorzüglich auf das Ansehn der Kirchenversammlungen bauten, schrieb er (754) eine große Synode zu Konstantinopel aus. Hier waren über dreihundert, größtentheils morgenländische Bischöfe zugegen; aber von den fünf Patriarchen der Christenheit nahm keiner an den Verhandlungen Antheil. Der römische Bischof schickte keinen Abgeordneten hieher, weil er voraus sah, daß die Synode doch nicht nach seinem Wunsch zum Besten des Bilderdienstes entscheiden würde, und weil ihm der griechische Kaiser bei seinen neuen Verbindungen mit den fränkischen Königen sehr gleichgültig geworden war. In Konstantinopel war der patriarchalische Stuhl gerade damals unbesetzt, und die drei übrigen Patriarchen standen unter saracenischer Herrschaft, die ihnen den Antheil an einer Synode in dem feindlichen griechischen Reiche ohnmöglich machte. Kaum waren indessen sechs Monate verflossen, so hatte die Versammlung auch schon ihr Anathem mit voreiliger Hitze über alle Bilderverehrer ausgesprochen, und demnach ward inkonsequent genug! die Anrufung der Heiligen anbefohlen. Um den Aussprüchen der Synode Autorität zu verschaf-

sen, gebrauchte Konstantinopel alle Strenge der weltlichen Macht; aber die halsstarrigen Mönche suchten den Zunder der Zwietracht unter das Volk eifrigst auszustreuen, und die auswärtigen Patriarchen und Bischöfe nahmen von der Versammlung gar keine Notiz. — Unterdessen kam nun auch endlich einmal im Occident die Sache wegen des Bilderdienstes zur Sprache, und der fränkische König Pipin, den der griechische Kaiser durch eine Gesandschaft dazu aufgemuntert hatte, veranstaltete deshalb ein Religionsgespräch in der Nähe von Paris. Von dem Ausgange der dortigen Verhandlungen ist uns gar nichts Gewisses bekannt geworden, aber wahrscheinlich schlug man schon damals den Mittelweg ein, der späterhin unter Karl dem Großen beobachtet ward, daß man sich nämlich eben so lebhaft gegen die Bilderstürmerei, als gegen die gottesdienstliche Verehrung der Bilder erklärte. Wenigstens ist man diesem System der Mäßigung in Ansehung des Bilderdienstes in Franken und in dem übrigen Deutschland, so wie in Spanien und England bis auf Karls Zeiten treu geblieben, so sehr auch die römischen Bischöfe für den Bilderdienst eiferten, und ihn sogar auf einer Synode zu Rom feierlichst in Schutz nahmen. — Im griechischen Kaiserthum ward bis auf Konstantins V. Tod gegen die Bilderverehrer mit gleicher Strenge verfahren, so daß die Mönche diesen Kaiser als den größten Unmenschen geschildert haben, um so mehr, da er ihren privilegirten Müssiggang sehr ernstlich einzuschränken suchte. Sein Sohn und Nachfolger Leo IV. trat in die Fußtapfen seines Vaters und Großvaters, jedoch schärfte er die

frühern kaiserlichen Befehle gegen den Bilderdienst nicht eher, als bis er sogar unter seinen eignen Hofbedienten Bilderanbeter entdeckte. Von seiner Gemalin Irene ließ er sich scheiden, seitdem er bemerkt hatte, daß dieses aus Intrigue, Aberglauben und Bigotterie zusammengesetzte Weib zugleich eine leidenschaftliche Verehrerin der Bilder war. Aber er starb schon im folgenden Jahr, nicht ohne den Verdacht heimlich beigebrachten Giftes, und nun riß die herrschsüchtige Irene, zum Unglück für die gute Sache der Aufklärung, die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn Konstantin VI. an sich. Um sich bei dem Klerus und Volk einzuschmeicheln, und des Besitzes des Staatsruders desto gewisser zu werden, begünstigte sie den Bilderdienst, und nachdem sie ihren eignen Sohn eine Zeit lang aufs schimpflichste behandelt und endlich auch ihn aus der Welt geschaft hatte, warf sie sich zur Regentin des griechischen Kaiserthums auf. Nun war die Wiederherstellung des Bilderdienstes ihr Hauptaugenmerk geworden, nur ließ er sich denn doch nicht sogleich öffentlich in Schutz nehmen, weil seit den vorigen Regierungen noch viele Feinde desselben, besonders in Konstantinopel lebten. Aber von einer ökumenischen Synode ließ sich hier viel versprechen, und hierauf mußte ihre Kreatur, ein Staatsbedienter Tarasius, das Volk allmälig vorbereiten, indem er das Patriarchat in Konstantinopel nur unter der gewissen Aussicht auf eine solche Versammlung annehmen wollte. Die ersten Anstalten zu einer Versammlung in Konstantinopel selbst, zu der der römische Bischof seine Abgeordneten schon gesandt hatte, wurden von den Bi-

schöfen der Gegenparthie glücklich vereitelt; aber endlich (787) kam denn doch eine große Synode zu Nicäa zu Stande, bei der über dreihundert Bischöfe und unzählige Geistliche, Mönche und auch Staatsbediente zugegen waren. Unter des Tarasius Vorsitz fügte sich hier Alles nach dem Wunsch der Kaiserin; die Ignoranz und Unverschämtheit der Hofparthie siegten ohne Widerstand, und nachdem man die Beschlüsse der ältern Synode zu Konstantinopel unter Konstantin V. wieder aufgehoben hatte, ward in einem einstimmigen Dekret festgesetzt, daß die Bilder Christi, der Maria, der Engel und aller Heiligen überall wieder aufgestellt werden sollten. Eigentliche gottesdienstliche Verehrung, wie sie nur dem höchsten Wesen zukömmt, sollte ihnen zwar nicht erwiesen werden, wohl aber eine ehrenvolle Anbetung durch Kniebeugen, Küssen, Erleuchtung und Beräucherung derselben. Durch Absetzung und andre bürgerliche Strafen sorgte die Kaiserin für die Aufrechthaltung dieses Dekrets, bis sie endlich selbst ins Exil wandern mußte. — Unterdessen ging die Sache im Occident ihren vorigen Gang der Mäßigung fort. Nachdem Karl der Große unter seinem eignen Namen eine Widerlegungsschrift der nicänischen Synode, und des ganzen Bilderdienstes hatte aufheben und bekannt machen lassen, kam die Sache noch einmal auf der Generalsynode zu Frankfurth am Mayn (794) feierlich zur Sprache, da denn der Bilderdienst durch die ganze abendländische Kirche einstimmig verworfen ward. Die Bilder sollten zwar fernerhin als Zierrath in den Kirchen geduldet werden, jedoch

ward jede Art der Verehrung derselben, so wie alle Bilderstürmerei aufs ernstlichste untersagt.

Aber nicht bloß in Ansehung des Bilderdienstes wichen die griechische und lateinische Kirche von einander ab, sondern auch in Ansehung der Lehre vom heiligen Geist, worüber sich jetzt zwischen den beiden Kirchen ein heftiger Streit erhob. Bei Gelegenheit der Macedonischen Ketzerei hatte man zwar auf der zweiten ökumenischen Synode zu Konstantinopel die Lehre von der Gottheit des heiligen Geistes zur orthodoxen Kirchenlehre erhoben, aber im Orient ließ man den heiligen Geist nur von dem Vater, im Occident auch von dem Sohne ausgehn. Man hatte nämlich in Spanien, wo sich der Arianismus sehr lange erhielt, am Ende des sechsten Jahrhunderts, die Ehre des Sohnes gegen die Arianer dadurch recht kräftig vertheidigen wollen, daß man in den Satz des nicänisch-konstantinopolitanischen Glaubensformulars „der vom Vater ausgegangen ist“ unmerklich noch die Worte „und von dem Sohn“ einrückte. Die Abschriften des Formulars mit diesem Zusatz vermehrten sich in Kurzem, und in der fränkischen Kirche fand man gar kein Bedenken, es auf die Art abzulesen und abzusingen, besonders da auch das Athanasianische Symbolum den heiligen Geist zugleich vom Sohn ausgehen ließ. Sobald die Griechen dies erfuhren und dabei eine Verfälschung der orthodoxen Lehre vom heiligen Geist befürchteten, ward die Sache von einer griechischen Gesandschaft bei Pipin zur Sprache gebracht; aber wenn die Griechen ihrerseits von einer unverzeihlichen Verfälschung einer der ehrwürdigsten Glaubens-

formulare sprachen, so schalten die Lateiner es ihrer seits einen arianischen Irrthum, wenn man den heiligen Geist nur durch den Sohn vom Vater und nicht zugleich auch von und aus dem Sohn ausgehen ließe. Der Streit ward indessen ernstlicher, als sichs die fränkischen Mönche auf ihren Wallfahrten nach dem gelobten Lande in Jerusalem erlaubten, das Symbolum mit ihrem Zusatz dort abzusingen und sie von den Griechen deshalb so in die Enge getrieben wurden, daß sie bei Karl dem Großen Schutz suchen mußten. Der Kaiser ließ nun in Schriften und auf Synoden die abendländische Lehre für rechtgläubig erklären und der römische Bischof entschied sich auf seine Anfrage eben so sehr für die Orthodoxie der Lehre selbst, als für die Verwerflichkeit des Zusatzes zu dem Glaubensformular.

Überhaupt nahm Karl der Große einen sehr lebhaften Antheil an allen Angelegenheiten der Kirche seines Reichs und vor allen Dingen lag ihm die Ausbreitung des Christenthums in den von ihm eroberten Ländern am Herzen. Während seiner vierzigjährigen Regierung erweiterte er das ohnedieß schon so ausgedehnte fränkische Reich nach allen Seiten hin. Er zerstörte das Reich der Longobarden in Oberitalien, nahm den Arabern einen beträchtlichen Theil von Spanien, vertrieb die Avaren aus dem heutigen Östreichischen bis nach Ungarn hin, dehnte seine Eroberungen unter den slavischen Völkern an der Elbe und der Saale aus, eroberte Friesland und Baiern und bezwang in einem Zeitraum von dreißig Jahren auf verschiedenen Feldzügen die Sachsen zwi-

schen der Elbe, Weser und dem Rhein. Durch dieses ganze ungeheure Reich wollte er nun das Christenthum zur herrschenden Religion machen, aber er verfuhr dabei ganz als wilder Krieger und gab das erste Beispiel, daß die christliche Religion mit dem Schwerdt ausgebreitet wurde. So machte er es mit den Wenden und Avaren; die härtesten Mittel gebrauchte er aber bei den Sachsen. Diese Nation, die sich im vierten Jahrhundert von ihrem ursprünglichen Sitz im jetzigen Schleswig und Holstein nach der Elbe, Weser und dem Rhein herunterzog, hatte mit den Franken der Grenzen wegen von jeher blutige Kriege geführt. Diesen ewigen Streitigkeiten wollte Karl ein Ende machen, aber es kostete ihm unglaubliche Mühe, dieses für Religion und Freiheit gleich enthusiastisch kämpfende Volk zu besiegen und zuletzt schien ihm die christliche Religion noch das einzige wirksame Mittel zu sein, um die Sachsen an den fränkischen Scepter zu gewöhnen. Da die Güte hier nichts fruchten wollte, sondern die abgesandten Lehrer von dem wilden Haufen wieder fortgejagt wurden, so schritt er zu strengern Maaßregeln. Wer sich nicht gutwillig taufen ließ, wurde am Leben gestraft und es mußten einmal fünftausend Gefangene über die Klinge springen, weil die Nation nie aufhörte, sich zu empören, sobald Karl durch anderweitige Kriege aus ihrer Nähe abgerufen ward. Bei dem Taufen ging es in der Regel sehr tumultuarisch zu und sie mußten oft heerdenweise in die Flüsse getrieben werden. Aber es war auch kein Wunder, daß sich die Sachsen so hartnäkkig weigerten, das Christenthum anzunehmen, das ihnen

als die Religion ihrer abgesagtesten Feinde äußerst verhaßt geworden war, um so mehr, da ihnen nach der Annahme derselben der Zehnte von ihren Früchten, als eine Abgabe für die Priester, mit unerbittlicher Strenge abgefordert ward, da sie vorher in ihrem Freiheitszustande ganz und gar nichts von Abgaben gewußt hatten. Nur da erst, als die Nation durch unablässige Verfolgungen und Verpflanzungen aufs äußerste geschwächt und durch die neuerrichteten Bißthümer gleichsam unter gewisse kirchliche Statthalterschaften vertheilt worden war, gewöhnte sie sich auch an gesellschaftliche Ordnung und an ein friedliches bürgerliches Leben. Zu jenen von Karl dem Großen gestifteten altsächsischen Bißthümern gehören vorzüglich Osnabrück, Paderborn, Minden und Münster in dem heutigen Westphalen; in Niedersachsen Bremen, Verden, Halberstadt und Hildesheim. Die Zeit ihrer Stiftung läßt sich jetzt nicht mehr genau angeben, um so weniger, da Karl selbst zu einigen derselben nur den ersten Grund legte, und es alsdann in so unruhigen Zeiten und unter einem so äußerst halsstarrigen Volk mit ihrer vorschriftsmäßigen Organisation sehr langsam von Statten ging. Bei dem allen sollten aber die Sachsen, nach Karls Willen, der ihnen ihre eigenen Befehlshaber und Richter gab, nach den alten Gesetzen leben, ohne daß den Bischöfen auch die weltliche Gerichtsbarkeit in ihren Sprengeln eingeräumt worden wäre. Und selbst mit der hierarchischen Subordination mochte es in Deutschland wohl noch schlecht bestellt sein zu einer Zeit, wo die Sprengel der Metropolitane und Erzbischöfe noch äußerst ausgedehnt

waren und die ihnen untergebenen Bischöfe gewöhnlich in einer solchen Entfernung von ihnen lebten, daß an Synoden gar nicht zu denken war, wodurch die niedern Bischöfe in der Abhängigkeit von den höheren hätten erhalten werden können. Zwar suchten die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Kölln die neugestifteten altsächsischen Bißthümer unter ihre geistliche Obergerichtsbarkeit zu bringen, so wie Salzburg den in Baiern und in den ehemaligen Besitzungen der Avaren errichteten Bißthümern vorgesetzt war: aber immer konnte doch die Würde und der Wirkungskreis solcher Männer nicht so bestimmt und ausgedehnt sein, als bei den Erzbischöfen in den ältern Kirchen. — Außerdem, daß Karl der Große bei seinen neuen christlichen Unterthanen durchgängig das römische Ritual in Kirchenanstalten und Gebräuchen einführte, so hat er auch durch die geschenkten Regalien und Ländereien den Grund zu den weltlichen Besitzungen des höheren Klerus in der deutschen Kirche gelegt. Aber bei dem Allen vergab er sich doch nichts von seiner oberherrlichen Gewalt über die begünstigte Geistlichkeit; er behandelte die Bischöfe als seine Unterthanen und Beamte, reformirte den Klerus nach seinem Wohlgefallen, lenkte die Frankfurter-Synode ganz nach seinem Willen und selbst der römische Bischof mußte seine Landeshoheit anerkennen, weil Rom mit dem Gebiet der Stadt nun einmal fränkischer Besitz geworden war. Aber so konnte auch nur ein Regent von seinem Glück, Ruhm und wohlgegründeten Ansehen handeln, dagegen die schwachen Nachfolger des großen Mannes es wohl erfahren mußten, wie er gegen die

herrschbegierigen und habsüchtigen Bischöfe zu freigebig gewesen war!

Überhaupt werden alle diese Bemühungen Karls des Großen für die Ausbreitung und für den Glanz der katholischen Kirche in den Augen des unpartheiischen Geschichtschreibers immer nur einen sehr zweideutigen Werth behalten; aber desto unbezweifelter müssen ihm die Verdienste dieses großen Mannes um die Beförderung der Aufklärung und um die Aufrechthaltung gelehrter Kenntnisse unter Klerus und Laien seines Reichs erscheinen. Wäre nur die undankbare Nachwelt auf dem von ihm so schön gebahnten Wege ruhig fortgewandelt, so würden wir von der Rohheit und Geistesbarbarei des Mittelalters nichts wissen! Aber, daß doch immer in der Geschichte jeder wahrhaft große Mann so isolirt da stehen muß! So wie Karl in Allem Original war, so ward er auch der erste Gründer der gelehrten und sittlichen Kultur seiner deutschen Nation, ohne daß er selbst in früheren Jahren auch nur den mindesten wissenschaftlichen Unterricht erhalten hätte. Die wirksame Vorliebe für die Wissenschaften, die ihn in seinen männlichen Jahren weit über sein Zeitalter erhob und die bei einem unermüdet thätigen, glücklichen Krieger doppelt schätzbar war, ward zuerst in Italien, während des Kriegs mit den Longobarden, bei ihm angeregt, denn Italien und England waren damals noch die einzigen Pflegerinnen der Wissenschaften, bei denen durch gute Bildungsanstalten, vorzüglich für den jungen Klerus, dem gänzlichen Ruin der Gelehrsamkeit noch einigermaßen vorgebeugt

wurde. Hier in Italien lernte er denn auch den berühmten Alkuin kennen und schätzen, der als die Seele aller Unternehmungen Karls für die Kultur seines deutschen Vaterlandes betrachtet werden muß. Dieser gelehrteste und gebildetste Mann seines Zeitalters stammte aus der Provinz York in England, wo er anfangs die gelehrte Klostererziehung genoß, bei der schon der Grund zu seiner spätern Gelehrsamkeit gelegt ward. Aber aus diesem Gange seiner ersten Bildung läßt sichs auch erklären, warum bei einem Manne, der späterhin selbst Vorsteher einer Klosterschule ward, die Gelehrsamkeit einen ganz theologischen Anstrich erhielt, bei der er auf die sogenannte Profan-Gelehrsamkeit mit Verachtung herab sahe. Sobald Karl ihn als einen vorzüglichen Kopf kennen gelernt hatte, zog er ihn auch sogleich an sich, nahm ihn mit sich nach Deutschland, wo Alkuin ihm Lehrer, Freund und Rathgeber ward. An allen Anstalten für Religion, Kirche und Gelehrsamkeit, an allen Verbesserungen des Klerus und des Schulwesens hat er den Hauptantheil gehabt, und unter einem so verwilderten Klerus, als der fränkische damals war, mit immer frohen Muth und mit gleicher Beharrlichkeit für die Ausbildung desselben zu arbeiten, war gewiß Verdienst genug. Außerdem verdankte ihm Karl seine Kenntniß des Griechischen und Lateinischen und seine Fortschritte in Logik, Rhetorik, Arithmetik und Astronomie und überhaupt enthalten die hinterlassenen Schriften dieses Mannes Proben seiner mannigfaltigen Kenntnisse, so wie zugleich Spuren einer feinern gesellschaftlichern Bildung. Was Karl der Große unter der Leitung seines Al-

kuins für die Kultur der deutschen Mutterſprache durch eigenes Beiſpiel und durch Aufmunterung gethan hat, iſt bekannt genug. Hier verdient es beſonders Erwähnung, daß er alles aufbot, um den Klerus aus ſeinem Seelenſchlummer aufzuwekken, da ſich von dieſem noch immer das Meiſte für die Aufrechthaltung der Wiſſenſchaften erwarten ließ. Da die Geiſtlichen ohne alle Sprachkenntniſſe waren und die Bibel in den Grundſprachen unmöglich verſtehen konnten, ſo munterte er ſie in eigenen Briefen zum Studium der Philologie auf, ließ Alkuin kritiſch berichtigte Abſchriften von einzelnen Büchern der Bibel aus der lateiniſchen Überſetzung beſorgen. Die Mönche wurden zum fleißigen Abſchreiben der Bücher angehalten, damit ſie auf die Art die Bibliotheken ihrer Klöſter vermehren möchten und Karl ſelbſt legte ſich zu ſeinem eigenen Gebrauch eine Bibliothek an. An ſeinem Hofe blühte eine Art von Akademie oder gelehrter Geſellſchaft, deren wichtigſtes Mitglied Alkuin war, ſo wie auf ſeinen Rath auch eine Schule im kaiſerlichen Pallaſt angelegt ward, bei der er ſelbſt als erſter Lehrer ſtand und die jungen Prinzen unter ſeinen Schülern hatte. Durch dieſes erweckliche Beiſpiel, ſo wie durch die ausdrücklichen Ermunterungen des Kaiſers ſahen ſich die Biſchöfe und Äbte genöthigt, für Kinder aus allen Ständen beſondere Bildungsanſtalten in ihren Bißthümern und Klöſtern anzulegen und außerdem noch bei den Kathedralkirchen Kathedralſchulen zur Bildung junger Geiſtlichen einzurichten. Vorzüglich blühten damals die Schulen zu Tours, Fulda, Trier, Osnabrück u. ſ. w., die ſich bis gegen Luthers Zeitalter hin in

Ruf erhalten und manchen berühmten Mann der spätern Jahrhunderte gebildet haben. Bei dem allen versäumte aber Karl die Bildung des großen Haufens keinesweges, dem er denn nicht anders, als durch Beförderung der Kultur seiner Religionslehrer beikommen zu können glaubte. Den Pfarrern legte er selbst Fragen zur Beantwortung vor und belohnte die Fähigern unter ihnen mit bessern Stellen. Sein vornehmstes Werkzeug bei dieser Sorge für geschicktere Volkslehrer war ein gewisser Paul Winfried, Warnefrieds Sohn, ein geborner Longobarde, der gewöhnlich schlechthin Paul Diakonus genannt wird, weil er späterhin als Diakonus bei der Gemeine in Aquileja stand. In Italien war er in Karls Gefangenschaft gerathen und von ihm des Landes verwiesen worden, bis ihn der Kaiser als einen zur Ausführung seiner Absichten tüchtigen Mann kennen lernte. Da man damals mit einem Pfarrer schon zufrieden sein mußte, der nur lesen konnte und sein Vaterunser, die Psalmen und Glaubensformulare im Kopf hatte, so mußte er nach Karls Vorschrift über die vorgeschriebenen Bibelabschnitte (unsre sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln) einen Jahrgang von Homilien aus den Schriften der berühmtesten Kanzelredner der katholischen Kirche sammeln. Die Sammlung fiel natürlich sehr verschieden aus, je nachdem Arbeiten eines Chrysostomus und Leo des Großen, oder eines Ambrosius, Augustins, Gregor des Großen u. a. m. darin aufgenommen worden waren. So gut aber auch Karls Absicht bei dieser Sammlung war, so hat doch auch sie wieder zu dem großen Mißbrauch Anlaß gegeben,

ben, daß durch die spätere Sammlungen der sogenannten Postillen, womit die christliche Kirche in Kurzem überschwemmt ward, die Bequemlichkeitsliebe der bequemen Pfarrer um Vieles vermehrt ward. Überhaupt war der Klerus dieser Zeit schon so tief gesunken, daß auch die besten Einrichtungen, wodurch er von Schwelgerei, Jagd und Krieg abgezogen und zu den seinem Stande gemäßen Beschäftigungen hingeleitet werden sollte, unter solchen Händen sehr bald ausarteten und gemißbraucht wurden. So kam z. B. der Bischof Chrodegang zu Metz, Karls naher Verwandter, auf den vernünftigen Einfall, den ihm untergeordneten Klerus mehr in seiner Nähe um sich her zu versammeln und ihn einer vorgeschriebenen Zucht und Ordensregel (von welchem Kanon sie Kanonici genannt wurden) zu unterwerfen. Aber so sehr auch Karl selbst diesen Mittelstand zwischen Klerisei und Mönchen begünstigte und mehrere Synoden ihn bestätigten, so ist es ja bekannt genug, wohin diese heilsame Einrichtung späterhin ausartete und wie sehr die daraus entstandenen Domherrn und Kapitularen sich die Pflege ihrer Bäuche über Alles werth und angelegen sein ließen.

So wenig man sonst im Occident für dogmatische Spitzfindigkeiten Sinn hatte und sich da gern an den Entscheidungen der griechischen Kirche genügen ließ, so erhob sich doch noch vor dem Ablauf des achten Jahrhunderts in der lateinischen Kirche ein neuer Streit über die Dreieinigkeit. Der Streit betraf nämlich die Frage: ob Christus seiner menschlichen Natur nach von Gott vielleicht nur an Soh-

nes Statt angenommen (adoptirt) worden sei und diejenigen, die sie bejahten, wurden von dieser ihrer besondern Meinung die Adoptianer genannt. Als Urheber des Streits ist der Bischof Felix zu Urgella in Spanien, in der jetzigen Provinz Katalonien zu betrachten. Dieser seiner Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit wegen allgemein geschätzte Mann trat nämlich mit der Behauptung auf, daß Christus zwar, als Gott, der Sohn Gottes von Natur, oder der wirklich eingebohrne Sohn Gottes sei, als Mensch sei er es aber nur durch Adoption, oder dessen erstgeborner Sohn durch Taufe und Wiedergeburt. Der vortheilhafte Ruf des Mannes verschaffte seiner neuen Hypothese eine Menge Anhänger unter den spanischen und benachbarten fränkischen Bischöfen, Priestern, Mönchen und selbst unter Laien, um so mehr, da bei dieser neuen Meinung in der so überaus schwierigen Trinitätslehre Alles weit verständlicher und zusammenhängender zu werden schien. Besonders vereinigte sich hierin mit ihm sein vieljähriger, vertrauter Freund, der Erzbischof Elipandus von Toledo, der nicht nur als das Haupt der spanischen Klerisei, sondern auch seiner Belesenheit in den Kirchenvätern und seines großen Eifers für die Religion wegen durch ganz Spanien überaus angesehen war. Dieser schalt in der Hitze einen ieden, der sich nicht zu seiner Meinung bekannte, einen Ketzer und achtete wenig darauf, als Papst Hadrian I. die spanische Geistlichkeit vor ihm warnte, weil er unter Saracenischer Herrschaft vor dessen Angriffen gesichert war. Seinen Freund Felix berief aber Karl der Große selbst auf eine Synode zu

Regensburg, wo er beschwören mußte, daß er Christum künftig hin immer den eigenen Sohn Gottes nennen wolle. Kaum sahe sich aber dieser wieder in Freiheit, so verließ er sein Bißthum und trug seine Meinung unter den Arabern ferner vor, so eifrig ihn auch Alkuin, auf Karls Befehl, in mehrern Schriften zu widerlegen suchte. Unterdessen kam (794) die in der Geschichte des Bilderstreits so berühmte Synode zu Frankfurt am Mayn zu Stande und das Resultat der dortigen Debatten ging, wie sichs vorhersehen ließ, dahin, daß die Adoptianische Meinung als eine gottlose Ketzerei aus der heiligen katholischen Kirche ausgerottet werden müßte. Man sprach hier von einem erneuerten Nestorianismus, indem die Anhänger jener Hypothese den Einen Christum offenbar in zwei Personen zertheilten. Der Streit ward nun noch einige Jahre hindurch schriftlich fortgeführt und zwar nach damaliger beliebter Weise, so daß von beiden Seiten die Aussprüche früherer Kirchenväter sorgfältig zusammen getragen wurden, ohne daß sich irgend jemand auf eine Kritik der aus der fehlerhaften Vulgata angeführten biblischen Beweisstellen eingelassen hätte. Desto schneller war man in Rom mit der Verdammung des Felix bei der Hand, worauf bald nachher die Kassation erfolgte, so daß er endlich in einem freiwilligen Exil sterben mußte, nachdem sein Freund Elipandus die Welt schon früher verlassen hatte. Der gute Alkuin hörte nicht auf, vergebliche Versuche zu machen, um die Adoptianer eines Bessern zu belehren und der ganze Streit hörte mit dem Tode der beiden Haupt-Theilnehmer von selbst auf,

so wie er überhaupt ein leerer Wortstreit gewesen war. Aller Zank schrieb sich einzig und allein von dem unglücklich gewählten Wort „Adoption“ her, denn in der Hauptsache — in der Anerkennung der Gottheit Christi und der Vereinigung der menschlichen Natur mit der göttlichen — waren Felix und Elipandus so rechtgläubig, wie ihre Gegner; aber diese letztern griffen nun zu gehässigen Konsequenzen, riefen alte Ketzernamen zu Hülfe, und an eine genauere Auseinandersetzung des in dem streitigen Worte enthaltenen Begriffs dachte kein Mensch in der Hitze des Streits.

Gerade das neunte Jahrhundert nach Christi Geburt fängt mit einer sehr wichtigen Begebenheit, nämlich mit Karls des Großen Erneuerung des abendländischen Kaiserthums an. Hier schließt sich zugleich die frühere Geschichte der christlichen Kirche und man steht nun an der Spitze der Kirchengeschichte des Mittelalters, die bis auf Luthers Zeiten reicht und von der Kirchengeschichte jener acht ersten Jahrhunderte für den denkenden Verehrer des Christenthums ein ganz verschiedenes Interesse hat. Zuförderst verändert sich plötzlich der Schauplatz der Kirchengeschichte — Europa wird die Hauptscene derselben und Rom der Mittelpunkt der größten und wichtigsten Begebenheiten. Was bis dahin der Hauptstoff der Erzählung gewesen ist — die vorzüglich im Orient geführten Religionsstreitigkeiten — das hört es jetzt auf zu sein. Im Occident läßt man sich nun daran genügen, ein theologisches System zu gründen und dabei die im Orient ausgebrüteten Subtilitäten in diese Dogmatik aufzunehmen.

Vor allen Dingen ziehen aber die Veränderungen, die mit der Kirche in Verfassung, gottesdienstlichen Anstalten und Gebräuchen vorgehen, die ganze Aufmerksamkeit des Forschers auf sich. Sie bildete sich nun ganz und gar zu einem besondern Staat im Staat, der auf die Angelegenheiten der Völker und Staaten einen so bedeutenden und mannigfaltigen Einfluß hat und die Herrschaft über Nationen und Regierungen so geschickt zu führen weiß, daß man nun mehr, als jemals, die politische Geschichte in die Erzählung herüberziehen muß. In der Organisation der Kirche wird jetzt zu so Manchem der Grund gelegt, was sich bis auf den heutigen Tag ganz oder doch zum Theil erhalten hat und was endlich diesem, stellenweise freilich trocknem und unfruchtbarem Theil der Kirchengeschichte ein besonderes Interesse giebt, ist das, daß man daraus erst die Nothwendigkeit und das Wohlthätige der Reformation durch Luthern recht kennen und schätzen lernt. — Die erste merkwürdige Begebenheit in dieser Kirchengeschichte des Mittelalters und zugleich die letzte wichtige Handlung Karls des Großen ist die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums. Karl besaß im Anfange des neunten Jahrhunderts so viel Länder und Reiche, als nach ihm kein europäischer Regent je wieder besessen hat: das ganze, große fränkische Reich, die sämmtlichen Niederlande, das ehemalige Longobardische Reich in Oberitalien, ein ansehnliches Stück von Spanien, Deutschland bis an die Eider, Elbe, Saale und bis an Ungarn. Der kaiserliche Titel, nach dem er überdieß noch strebte, konnte ihm freilich zu dem Allen keinen neuen Zu-

wachs an Macht geben, aber es war ihm daran gelegen, auch den ersten Rang unter den abendländischen Fürsten zu behaupten und die etwanigen Ansprüche der griechischen Kaiser auf Rom ganz und gar zu vernichten. Er wollte nicht bloß römischer Patricier, sondern auch römischer Augustus sein, wollte die höchste Jurisdiktion über Rom und über das Gebiet der Stadt besitzen, weil daran nun einmal, nach damaligen Begriffen, das occidentalische Kaiserthum zu hängen schien. So sehr sich nun auch die Sache, dem ersten Anschein nach, ganz von ungefähr fügte, so war sie doch höchst wahrscheinlich mit Papst Leo III. vorläufig verabredet und dieser ließ sich um so williger dazu finden, weil er seinen eigenen Vortheil dabei absahe. Nun ward er ja ganz unabhängig von Konstantinopel und der neue Oberherr war zu mächtig, so wie gegen die frühern Päpste zu freigebig gewesen, als daß sich nicht von ihm ein kräftigerer Schutz gegen äußere und innere Angriffe und eine mildere Behandlung erwarten ließ, als unter den jetzigen Umständen von den griechischen Kaisern zu hoffen stand. Und schon aus Dankbarkeit mußte Leo in des Königs Plan eingehen, weil er ihn so eben von einer Verschwörung errettet hatte, die gegen sein Leben und gegen seine päpstliche Würde angezettelt worden war. — Genug! Als Karl am Weihnachtsfest des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom vor dem Grabe des heiligen Petrus vom Gebet aufstand, rief ihn, wie von ungefähr und aus innerem Herzensdrang, die versammelte Menge der Geistlichen, der vornehmen Römer und des gemeinen Volks zum Augustus, oder zum

Kaiser der Römer aus und Leo krönte und salbte ihn mit seinem Sohn.

Diese bloße Ceremonie hatte zunächst für den Anwachs der päpstlichen Macht ganz und gar keine Folge, vielmehr wußte jetzt Karl seine Hoheitsrechte über Papst und Kirche so gut zu behaupteu, als ehemals; aber die Schmeichler der päpstlichen Hierarchie haben diese Begebenheit späterhin so gemißdeutet, als wäre von diesem Augenblick an Rom zur Hauptstadt des ganzen großen Reichs Karls erhoben und auf die Art gleichsam eine neue römische Monarchie gestiftet worden. In dieser neuen Monarchie sei der Papst das Oberhaupt und der Kaiser dessen Lehensträger gewesen, denn mit Krone und Scepter, als den Sinnbildern der kaiserlichen Würde habe er ja diese Würde selbst erst von jenem erhalten; der Papst hat sie, als Statthalter Gottes, von den griechischen Kaisern auf den fränkischen König übergetragen und so muß denn hier, wie überall, die weltliche Majestät der geistlichen als subordinirt betrachtet werden. — Aber von dem Allen sagt uns die Geschichte, wenn wir sie unpartheiisch befragen, gerade das Gegentheil. Karl der Große, und nicht der Papst, wurde von jetzt an als das Oberhaupt der ganzen Christenheit angesehen, er war Herr des heiligen römischen Reichs geworden. So nennt er sich selbst, und Leo, der ihn gekrönt und gesalbt hatte, nennt ihn in seinen eigenen Briefen seinen allerdurchlauchtigsten Herrn, respektirt seine Gesetze und beträgt sich durchgängig als seinen Unterthan. In Rom und dessen Gebiet, sammt den übrigen Theilen der Pipinischen Schenkung ist der Papst

bloßer Vasall und Schutzgenosse des Kaisers und hat, als solcher, nur die Untergerichtsbarkeit. Ungeachtet aller Gegenversuche von Seiten der Päpste haben die deutschen Kaiser bis ins zehnte Jahrhundert ihre landesherrlichen Gerechtsame in Kirchensachen dennoch aufrecht zu erhalten gewußt, wie dieß aus den noch vorhandenen Gesetzen der fränkischen Könige aus dem Merovingischen und Karolingischen Hause unleugbar erhellt. Alle Geistlichen ohne Unterschied mußten sich den Verordnungen der Kaiser unterwerfen, die Koncilienschlüsse erhielten nur erst durch den Beitritt der Kaiser gesetzliche Kraft, die Streitigkeiten der Bischöfe über ihre Besitzungen wurden durch die Kaiser entschieden, Kirchen und Klöster standen mit ihren Gütern unter kaiserlicher Oberaufsicht und nicht selten wurden straffällige Mitglieder des Klerus von den Kaisern bestraft. Vorzüglich übten die Kaiser das Recht der Bestätigung bei der Wahl eines neuen Papstes und selbst der schwache Sohn Karls des Großen, Ludwig der Fromme oder der Gutherzige behauptete dieses Recht, bei aller seiner Nachgiebigkeit gegen die Klerisei, eben so, wie es die griechischen Kaiser bis dahin ausgeübt hatten. Aber freilich haben die schlauen Päpste die unruhige Regierung jenes Kaisers auch wieder ganz zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen gewußt. Bei aller Herzensgüte des unglücklichen Ludwigs war denn doch sehr wenig von dem Geist seines Vaters auf ihn fortgeerbt; er war schwach, bigott nnd ein Ball in den Händen der eigennützigen und herrschsüchtigen Priester, die ihn dafür durch den zweideutigen Namen des Frommen auszeich-

ten. Am schlechtesten hatte er aber für die Ordnung und Ruhe in seinem eignen Hause gesorgt, indem er noch bei seinem Leben das Reich unter seine Söhne vertheilte. Durch diesen einen unüberlegten Schritt veranlaßte er die ärgerlichsten Spaltungen in seiner Familie, Empörungen der Söhne gegen den Vater und Streitigkeiten der Söhne unter einander. — Lothar ward Mitkaiser und eigentlicher Erbe des Reichs; Pipin, König von Aquitanien und Ludwig II. König von Baiern. Aber daß der schwache Vater späterhin zum Besten eines vierten Sohnes aus der zweiten Ehe, eine Theilung nach der andern unternahm, reizte die drei ältesten Söhne bis zu einem förmlichen Kriege. Bei dieser Gelegenheit nahmen die ränkevollen Geistlichen zum ersten mal an wichtigen, bloß politischen Händeln einen nahen Antheil. Die Bischöfe und Äbte, die durch die vielen Schenkungen, Güterbesitzer geworden waren, zogen jetzt in eigner Person mit zu Felde, und erklärten sich für die eine oder die andre Parthei. Sogar der damalige Papst Gregor IV. befand sich im Heere der Empörer, und er so wie der Erzbischof Agobard von Lyon, rechtfertigten geradezu Lothars Empörung gegen seinen Vater. Als sich endlich Ludwig durch solche Machinationen der Gegner von seinem Heere fast ganz verlassen sahe, gab er sich selbst seinen eignen Söhnen zum Gefangnen hin, und Gregor, der im Lager der Rebellen den Oberrichter spielte, diktirte ihm mit Lothar eine schimpfliche Kirchbuße. Da erst erwachte in den Gemüthern der unnatürlichen Kinder Mitleid und Reue; Ludwig ward von den übrigen Söhnen wieder in sein Reich eingesetzt, dem er noch

sechs Jahre hindurch bis zu seinem Tode ruhig vorstand, wobei er zugleich gegen den übermüthigen Prälaten in Rom seine oberherrlichen Rechte von neuem ausübte. Dies thaten denn auch seine Nachfolger Lothar und Ludwig II., besonders in Ansehung des Bestätigungsrechts neugewählter Päpste; aber dafür hielten denn diese auch ihrerseits desto strenger auf das von Pipins Zeiten herabgeerbte Recht der Kaiserkrönung, und mit dem Ablauf des neunten Jahrhunderts ward der Einfluß der deutschen Kaiser auf die römischen Angelegenheiten immer schwächer.

Überhaupt wird vom neunten Jahrhundert an, das Bestreben der römischen Bischöfe, Monarchen in der Kirche zu werden, immer sichtbarer. Ehe sie noch an eine planmäßige Unterdrükkung der weltlichen Macht denken durften, war ihr Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet, den Aristokratismus der Bischöfe zu stürzen, wobei sie nichts sehnlicher wünschten, als daß sie ihren herrschsüchtigen Operationen den Schein der Rechtmäßigkeit geben könnten. Dazu wurde ihm jetzt durch die berüchtigte Dekretalensammlung des falschen Isidorus die beste Hoffnung gemacht. Man hatte sich schon seit drei Jahrhunderten mit Sammlungen der Beschlüsse älterer Kirchenversammlungen, so wie der Dekretalen römischer Bischöfe beschäftiget, und wirklich war auch im siebenten Jahrhundert von dem allgemein geschätzten Bischof Isidorus von Sevilla eine solche Sammlung veranstaltet worden. Jetzt in der Mitte des neunten Jahrhunderts trat aber ein Betrüger mit einer selbst erdichteten Sammlung aller Dekretalen

römischer Bischöfe von Klemens Romanus bis Gregor den Großen auf, und suchte seinem Machwerk dadurch schnellern Eingang zu verschaffen, daß er dasselbe der Sammlung jenes Isidorus so beifügte, als sei es aus derselben Feder geflossen. Die frappantesten Hauptideen des Werks sind folgende: „Der römische Bischof ist als Nachfolger Petri und Stellvertreter Christi der oberste Herr, Gesetzgeber und Richter der ganzen Kirche, ohne dessen Genehmigung weder Metropolitanen noch Synoden etwas Gültiges beschließen können. Er allein kann Bischöfe richten und einsetzen, ja selbst Könige und Fürsten mit dem Bann strafen und vom Throne stoßen. Die Bischöfe, als die Augäpfel Gottes, können von Gott allein gerichtet werden; sie sind frei von Abgaben, und haben in allen Sachen, bei denen die Religion mit eingreift, z. B. in Ehesachen, Eidesangelegenheiten u. s. w. die höchste Jurisdiktion.“ So etwas sollten schon römische Bischöfe des ersten Jahrhunderts behauptet und ausgeübt haben, und das ganze Werk war vorgeblich schon zu Karl des Großen Zeiten aus Spanien herüber gebracht worden. Wahrscheinlich rührte die Fiktion von irgend einem niedern Bischof her, der sich auf die Art der lästigen Oberaufsicht seines Metropolitanen entziehen und die Jurisdiktion der Erzbischöfe den Päpsten in die Hände spielen wollte, so daß der niedere Klerus gegen seine gestrengen Herren immer in Rom eine sichere Zuflucht finden könnte. Genug! das Machwerk war da und machte selbst in einem Zeitalter, wo die Kritik der Schriften noch ein unbekanntes Land war, ein auffallendes Glück. Im deutschen Reich ward es zuerst

hervorgezogen, als sich niedre Bischöfe bei den Streitigkeiten mit ihren Metropolitanen darauf beriefen, und diese, die hier etwas ganz Unerhörtes hören mußten, nach Rom wandten. Als nun die Päpste den häufigen Anfragen über die Ächtheit der Sammlung nicht mehr ausweichen konnten, so verwarfen sie anfangs wenigstens die dagegen vorgebrachten Gründe, bis endlich Nikolaus I. den in der Geschichte der Hierarchie überaus merkwürdigen Schritt that, daß er die Ächtheit der Dekretalen insofern öffentlich anerkannte, als er sich bei seinen, für die fränkischen Bischöfe ganz neuen Anmaßungen dreist darauf berief. Der größte Theil derselben ward späterhin in das päpstliche Gesetzbuch aufgenommen, bis es endlich im sechszehnten Jahrhundert, protestantische Schriftsteller wagten, die Unächtheit des Pseudoisidorus ans Licht zu ziehen, so daß jetzt selbst katholische Schriftsteller die ganze Sammlung verwerfen. Überhaupt war dieses so recht das Zeitalter des Betruges und der albernsten Mährchen. Zu den letztern gehört z. B. auch die berüchtigte Erzählung von der Päpstin Johanna. Es hieß, daß ein junges reizendes Mädchen aus Mainz, die mit ihrem Geliebten in Athen griechische Literatur studirt hatte, unter Papst Leo IV. verkleidet nach Rom gekommen sei, und dort, unter dem Namen Johannes Angelikus, mit vielem Beifall wissenschaftliche Vorlesungen eröffnet habe. Durch mancherlei Räuke und heimliche Betrügereien gelangte sie endlich nach Leos Tode, unter dem Namen Johannes VIII. auf den päpstlichen Stuhl, und setzte den Umgang mit ihrem Geliebten heimlich fort. Aber im zweiten Jahr ihres

Papstthums wurden die Folgen davon sichtbar, indem sie bei einer öffentlichen Prozession in Rom niederkam, und gleich darauf starb. — An der Unächtheit der Erzählung zweifelt jetzt selbst kein vernünftiger Katholik mehr, da alle gleichzeitigen Schriftsteller davon schweigen, und es ausgemacht ist, daß Benedikt Leo's unmittelbarer Nachfolger war; aber über den Ursprung derselben sind von jeher die verschiedensten Hypothesen versucht worden. Am wahrscheinlichsten bleibt es noch immer, daß ein lustiger Kopf durch die Fiktion das Weiberregiment in Rom in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts lächerlich machen wollte, als mehrere Päpste unter dem Namen Johannes, nur den Kabalen einiger ränkevoller Weiber, ihre Erhebung auf den Stuhl Petri verdankten. Er fehlte aber gegen die Chronologie, und schob seine Päpstin da ein, wo weiter kein Platz für sie offen war.

Bei jenem rastlosen Streben der Päpste nach der Alleinherrschaft in der Christenheit, mußte ihr Haupt-Augenmerk immer auf die weitere Verbreitung der katholischen Kirche gerichtet bleiben, und wer sich hier als ein eifriger Apostel und Heidenbekehrer zeigte, der konnte auch auf ihre thätige Dankbarkeit rechnen. Besonders waren jetzt im Norden von Europa für einen Mann von Muth und Unternehmungsgeist Lorbeern zu brechen, denn da herrschten die wilden Normannen, ein Zweig der großen sächsischen Nation, die sich bei ihren Streifzügen auf den westlichen Küsten von Europa und bei ihren Einfällen in Deutschland, Frankreich und England furchtbar gemacht hatten. In der Mitte dieses

neunten Jahrhunderts hatten sie ihren Hauptsitz in Dännemark, Schweden und Norwegen, und einer ihrer Könige Harald ging mit vielen seiner Unterthanen zum Christenthum über, als Kaiser Ludwig der Fromme ihn nur unter dieser Bedingung gegen seine Feinde auf dem Thron unterstützt hatte. Bei der weitern Bekehrung der Norrmanen in Dännemark und Schweden war ein gewisser Ansgarius ein eben so rüstiges Werkzeug, als es Bonifacius bei den Deutschen gewesen war, daher er vorzugsweise der Apostel des Nordens genannt zu werden pflegt. Dieser Mönch aus einem deutschen Kloster, war mit König Harald nach Dännemark gegangen, und breitete dort, so wie in Schweden, unter vielen Gefahren das Christenthum mit ausgezeichnetem Glück aus. Kaiser Ludwig, der bei dieser Unternehmung seinen politischen Vortheil absahe, verhalf ihm zu dem neugestifteten Erzbißthum Hammaburg (Hamburg) und der Papst beschenkte ihn mit dem Pallium. Der unermüdet thätige Mann mußte unter den wilden Seeräubern bei den häufigen Regimentsveränderungen in ihren Reichen viele Drangsalen erdulden, bis er endlich auch zum Erzbischof von Bremen erhoben ward. Nachdem er sich, wie Bonifacius, an vierzig Jahre für das Beste der katholischen Kirche aufgeopfert, und die große Kirche in Sleaswich (Schleswig) gestiftet hatte, starb er endlich in seinem Erzbißthum Bremen. Im Grunde verdient er mehr Achtung als Bonifacius, denn er war uneigennütziger und muthvoller, als jener, ward bei seinen gefahrvollen Unternehmungen von der weltlichen Macht weniger unterstützt, und lebte nicht in

jener sklavischen Abhängigkeit als Trabant der römischen Bischöfe. Aber freilich war es denn auch nicht viel mehr, als leerer Ceremoniendienst, den er ausbreitete, so wie überhaupt das Christenthum dieser Zeit dem Heidenthum an religiösem Tand nichts nachgab. Man trug sich jetzt mehr als jemals, mit Legenden der Heiligen, denen zu Ehren schon Messen gelesen wurden; der alberne Reliquiendienst fand unter den angesehensten Bischöfen seine Verehrer, und besonders nahm die Anzahl der den Müssiggang und Aberglauben befördernden Festtage zu. Man hört jetzt von einem Michaelisfest zu Ehren des Erzengels Michael, weil man sich überhaupt seit Gregor des Großen Zeiten viel von Engelserscheinungen erzählte; zu Ehren der Reinigung der Mutter Jesu ward Mariä Lichtmesse, eine feierliche Messe bei vielen Lichtern gefeiert, ja sogar Mariä Himmelfahrt, weil der Volksglaube auch sie gen Himmel fahren ließ; es gab ein Fest aller Heiligen, aller Seelen, u. s. w. — kurz, der Gottesdienst bestand jetzt fast nur in Messenlesen und Fasten, und mit dem eigentlichen Religionsunterricht des Volks war er höchst traurig bestellt. Was Wunder, wenn sich in solchen Zeiten der Dummheit und des Aberglaubens bei der großen fränkischen Nation die sogenannten Gottesurtheile (Ordalien,) diese Beweise der rohesten Religiosität, noch immer im Gebrauch erhalten konnten, indem man bei der Feuer- und Wasserprobe, bei dem Zweikampf u. s. w. die Entscheidung eines Processes Gott selbst überließ, und wegen des armseeligen Zustandes der Justiz, die Rettung des Unschuldigen und die Rettung des Schuldigen von einer unmittelbaren

Dazwischenkunft Gottes erwartete? Und so rückten denn religiöses Possenspiel und Aberglauben ihrer unseligen Vollendung immer näher, wobei denn das Sittenverderbniß nicht zurück blieb. Ehebruch, Meineid und Mord waren unter Geistlichen und Laien ganz gemeine Sünden geworden; durch Fasten, Beten, Almosengeben u. s. w., durch Geldstrafen, wie sie in den Bußtagen vorgeschrieben waren, konnte sich der gröbste Sünder von seiner Sündenschuld wieder losmachen — kurz, der edle Zweck Jesu Christi, der Zweck der Beglükkung durch moralische Kultur, ging bei dem großen Haufen der Menschen, die sich im Mittelalter nach ihm nannten, größtentheils verlohren. — Dazu kam nun noch, daß der abergläubische Bilderdienst die Oberhand gewann. Im Occident wurde zwar öffentlich noch das System der Mäßigung beobachtet, bei dem man sich auf der weisen Mittelstraße zwischen Bilderanbetung und Bilderstürmerei zu erhalten suchte, aber der große Haufe mag denn doch wohl im Stillen mit den Bildern Abgötterei getrieben haben, da man bemerkt, daß jeder helldenkende Kopf bei Bischöfen und Äbten lauten Widerspruch fand, wenn er von einer Verehrung der Bilder nichts wissen wollte. Im Orient veranlaßte der Bilderdienst, nach Irenens Entthronung, noch immer viele Unruhen und der Aberglaube brachte dort die lächerlichsten Erscheinungen hervor. Man bat die Bilder zu Gevattern, legte den Bildsäulen der Heiligen nicht nur die neugebohrnen Kinder sondern auch das Brodt beim Abendmahl in die Arme; ja sogar der Abendmahlswein ward mit der Farbe von Heiligenbildern vermischt. Die griechischen

Kai-

Kaiser nach jenem ränkevollen Weibe, die sich dem Aberglauben entgegen setzten, wurden als Manichäer und Zauberer verschrieen, bis endlich Kaiser Leo der Armenier die Beschlüsse der zweiten nicenischen Synode feierlich aufheben und die alte Strenge gegen die Bilderanbeter gebrauchen ließ. Diesem Beispiel folgten die Kaiser nach ihm, bis es endlich abermals (832) einem Weibe der Kaiserin Theodora gelang, 842
als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes, auf einer Synode zu Konstantinopel den Bilderdienst wieder herzustellen, so daß nun nach einem Streit von beinahe hundert und zwanzig Jahren die Bilderanbeter in Orient auf immer siegten.

Bei dem Allen dauerte die alte Spannung und stille Eifersucht zwischen den Patriarchen des alten und neuen Roms fort, und die Päpste konnten es nicht vergessen, daß von der Zeit an, da sie sich unter fränkischen Schutz begeben hatten, die morgenländischen Provinzen Illyrien, Macedonien, Epirus, Achaja und Thessalonien für sie verlohren gegangen und dem Sprengel ihres Nebenbuhlers in Konstantinopel zugelegt worden waren. Aber noch war es nicht bis zu einem offenbaren Friedensbruch zwischen der griechischen und lateinischen Kirche gekommen, wozu jetzt erst ein Privatstreit zwischen Papst Nikolaus I. und dem Patriarchen Photius von Konstantinopel die Veranlassung geben sollte. Der letztere hatte nämlich durch Gunst und Kabale den rechtmäßigen Patriarchen Ignatius verdrängt, und beide wetteiserten nun um den Beifall des Nikolaus, damit jeder durch dessen Beitritt seine Gegenparthie zum Schweigen bringen könnte.

Der herrschsüchtige Papst, der durch den von ihm begünstigten Ignatius die verlohrnen Provinzen wieder zu erlangen hoffte, that den Photius unverrichteter Sache in den Bann, und exkommunicirte ihn mit seinem Anhang. Photius, der den Kaiser auf seiner Seite hatte, erwiederte Gleiches mit Gleichem, und vergaß sich in der Hitze soweit, daß er aus einer bloßen Privatsache, aus einem Amtsstreit eine allgemeine Angelegenheit der Kirche machte, und auf die Art den Grund zu einer Spaltung legte, die bis auf den heutigen Tag fortdauert. Er erließ nämlich an die Patriarchen des Orients ein Cirkularschreiben, worin er die ganze lateinische Kirche bitter tadelte wegen der Verfälschung des Artikels vom Ausgange des heiligen Geistes, wegen des Sonnabendfastens, wegen des Eheverbots der Geistlichen u. s. w. Bei einem bald darauf erfolgten Regierungswechsel mußte Photius zwar ins Exil wandern, aber nach dem Tode des Ignatius kam er doch wieder ans geistliche Ruder. Dem römischen Bischof half es nichts, daß er die Hand zur Aussöhnung darbot, um seinen Sprengel im Orient wieder zu erhalten; es blieb beim Alten, und Photius, der bei einer neuen Thronbesetzung in eine Staatsrevolution verwikkelt ward, mußte gegen das Ende des neunten Jahrhunderts im Exil sterben. — So anmaßend sich Nikolaus I. bei jenem Streit gezeigt hatte, so hört man jetzt überhaupt die Päpste hie und da eine sehr schneidende Sprache führen, welches mit als eine Folge der Dekretalensammlung des falschen Isidorus angesehen werden kann. Besonders auffallend ist der Übermuth, mit dem sich Nikolaus bei der be

rüchtigten Ehescheidungssache des fränkischen Königs Lothar II. benahm. Dieser zweite Sohn Kaisers Lothar I., dem bei der Theilung der väterlichen Länder das heutige Lothringen zugefallen war, beschuldigte seine rechtmäßige Gemalin Theutberga des Ehebruchs, und ließ sich, ob sie gleich in der Wasserprobe für unschuldig befunden worden war, auf einer Kirchenversammlung zu Achen von ihr scheiden, um seine alte Liebe, eine gewisse Waldrada heirathen zu können. Die Erzbischöfe von Trier und Kölln billigten diesen Schritt des Königs; aber Theutberga nahm nun zu Kaiser Karl dem Kahlen, dem Onkel Lothars, und zu Nikolaus I. ihre Zuflucht, der hier die erwünschte Gelegenheit fand, zur Aufdekkung eines wirklichen Bubenstücks, den falschen Isidorus zu benutzen. Ohne Vorwissen des Landesherrn und ohne Zuziehung der Mitbischöfe, setzte er jene beiden Erzbischöfe auf einer Synode zu Rom ab, und so sehr sich diese auch wehrten, mußte es doch geschehen, weil sich Lothar aus Furcht vor seinem Onkel und vor Meutereien im Lande dem Papst unterworfen hatte. Ja, er entschloß sich sogar, die Theutberga wieder zu nehmen; während der stolze Papst sich verlauten ließ, daß sich der päpstliche Bann auch über Fürsten und weltliche Regenten erstrekke, so daß dadurch die Unterthanen ihres Gehorsams gegen einen Herrn, der den Willen Gottes übertreten hätte, entbunden wären. Überhaupt mußten in allen Kollisionsfällen die fürstlichen Gesetze jedesmal den päpstlichen Verordnungen weichen. Und in der That mußte sich nun auch bis zum Aussterben des ächten Karolingischen Fürstenstammes (888) der

Willkühr der römischen Bischöfe Alles unterwerfen, vorzüglich in Frankreich und Deutschland. Die Unruhen unter den Nachfolgern Ludwigs des Frommen, trugen zu dem Emporkommen des päpstlichen Reichs das Meiste bei. Die Päpste durften sich bei ihren Eingriffen in die Rechte der abendländischen Fürsten und Bischöfe dreist auf ihren falschen Isidorus berufen; denn auf der einen Seite waren die Fürsten selbst bei ihren despotischen und ungerechten Handlungen, auf der andern die Bischöfe bei ihren schlechten Streichen kurzsichtig genug, nach Rom hin zu appelliren. Die Päpste wurden also in alle Fürstenhändel gezogen, vorzüglich bei vorfallenden Ehestandsstreitigkeiten, weil man glaubte, daß sie doch die Ehegesetze am besten kennen und für die Aufrechthaltung derselben sorgen müßten. Die Metropolitane und Erzbischöfe waren jetzt schon eine Seltenheit die sich bei den Appellationen aus ihren Diöcesen nach Rom hin ernstlich widersetzten, und doch richteten sie mit ihrem Widerstand nichts aus, sobald sie, wie es in der Regel zu geschehen pflegte, von ihren Landesherren im Stich gelassen wurden. — Aber freilich ging auch mit dem Aussterben des Karolingischen Hauses Alles wieder zurück, und so darf man überhaupt in dem Emporsteigen des römischen Bischofs bis zu der monarchischen Gewalt in der Kirche für jetzt noch gar nicht an einen fortlaufenden systematischen Plan denken. Es waren mehr ungesuchte, zufällige Veranlassungen von aussen, welche einzelne Päpste zuweilen eine so furchtbare Höhe des Ansehens und des Einflusses erreichen ließen. Solche tollkühne Abentheurer, wie ein Nikolaus I. und später-

hin auch ein Johann VIII. wußten freilich alle günstigen Umstände zu ihrem Vortheil zu benutzen, aber ihre sanftern oder schlaffern Nachfolger gaben auch das mühsam Errungene bald wieder hin.

Was man nun noch im neunten Jahrhundert von theologischen Streitigkeiten im Occident, besonders unter den deutschen und fränkischen Theologen hört, das betraf nicht so sehr, wie in den frühern Jahrhunderten, dogmatische Subtilitäten und verschiedene Vorstellungsarten in dem Artikel von der Trinität und von der Person Christi, als vielmehr den Kampf zwischen hellern Einsichten und grobsinnlichen Vorstellungsarten und verwirrten Religionsbegriffen überhaupt. Besonders hatten sich solche unvernünftige Vorstellungsarten über den Werth und Nutzen des Abendmahls eingeschlichen. Die Messen, auf die sich der Gottesdienst fast allein einschränkte, waren eine tägliche Lohnarbeit der Geistlichen geworden; die Arbeit war einträglich, aber nach den Kirchengesetzen durfte täglich nur eine Messe gelesen werden. Man erklärte also das Gesetz von der feierlichen Messe, bei der Brot und Wein zugleich genossen wurde, und erfand dafür die sogenannten trocknen Messen, wo den Laien bloß das Brot ausgetheilt wurde. Solcher Messen konnten täglich so viel man nur wollte, gehalten werden; der Priester trank nur in Einer, den Kelch für alle übrigen. Indessen mußte man doch auch zugleich darauf bedacht seyn, die Abendmahlshandlung dem großen Haufen, dem sie bei dem häufigen Gebrauch schon gleichgültig geworden war, wieder recht wichtig zu machen, und in dieser Absicht sprach man jetzt viel

von einer geheimen physischen Kraft und Wirksamkeit dieses Opfers. Man beschrieb in bildlichen Ausdrükken, wie Jesus Christus selbst dabei gegenwärtig sei, wie dort sein Leib gegessen und sein Blut getrunken würde. Nur waren bis jetzt die Vorstellungen von der Art und Weise der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi beim Abendmahl noch sehr verschieden gewesen, weil in der Sache durch Koncilienschlüsse noch nichts bestimmt und keine besondere Vorstellungsart als rechtgläubig gestempelt worden war. Eine nähere Bestimmung der Sache sollte erst in einem Kloster ausgeheckt werden, wo man bei dem Mangel an anhaltender Beschäftigung so leicht auf Grillen dieser Art verfiel. Ein gewisser Paschasius Ratbertus, ein gebohrner Franke, der aus einem gemeinen Mönch Abt des fränkischen Klosters Korvey geworden war, trat (831) mit einer berüchtigten Schrift „über das Sakrament des Leibes und Blutes Christi" auf, worin er behauptete, daß vermittelst der Allmacht Gottes mit dem Brot und Wein beim Abendmahl, durch die Konsekration des Priesters eine so wesentliche Veränderung vorginge, daß von Beiden nur Gestalt, Geruch, Farbe und Geschmack zurück blieben. Indem aber Brot und Wein durch das Beten und Einsegnen des Priesters ihre ursprüngliche Substanz verlöhren, würden sie durch dieselbe Handlung in eine neue Substanz umgeschaffen, nämlich in den Leib und in das Blut Christi, und zwar in denselben Leib, der von Maria gebohren, dann gekreuziget worden und endlich auferstanden sey. Ratbertus hatte seine Schrift, nach einer weitläuftigern Umar-

beitung derselben, dem damaligen westfränkischen König und nachmaligen Kaiser Karl dem Kahlen überreicht, und so kam sie denn bald in Umlauf. Aber man stieß sich durchgängig an den dunkeln und ärgerlichen Ausdrükken in derselben, wenn es z. B. hieß: der Priester in der Messe stelle die Person des Erlösers in sichtbarer Gestalt dar, er sei dabei ein Gott wohlgefälliger Mittler zwischen ihm und den Menschen, und wäre er übrigens auch ein Bösewicht u. s. w. Die bessern Köpfe jener Zeit, die sich in einer Art von Hofakademie um Karl den Kahlen versammelt hatten, widerlegten die absurden Behauptungen des Abts und dachten auf vernünftigere Erklärungen der Gegenwart Christi im Abendmahl; nur lassen sich jetzt ihre wahren Meinungen wegen des Schwankenden in ihren Ausdrükken nicht mehr genau angeben. Dahin gehört z. B. der berühmte, bis auf Luthers Zeiten allgemein verehrte Rabanus Maurus, ein Schüler Alkuins, der zuletzt als Erzbischof zu Mainz stand. Dieser talentvolle Mann, der sich besonders auf die Auslegung der heiligen Schrift mit einem damals seltenen Eifer gelegt hatte, war (wie sichs nur errathen läßt) der Meinung, daß Brot und Wein im Abendmahl nichts weiter, als die Sinnbilder des Fleisches und Blutes Christi seien. Etwas Ähnliches scheint sein Freund und ehemaliger Mitschüler, der Bischof Haymo von Halberstadt gelehrt zu haben, nur daß er sich wohl mehr zur Ratbertischen Theorie hingeneigt haben mag. Aber vorzüglich waren es zwei Männer, die auf Karls des Kahlen ausdrückliches Verlangen, den Abt widerlegen mußten, nämlich Ratramnus und Jo-

hannes Skotus Erigena. Der Erstere, ein gelehrter Mönch in dem Kloster Korvey, war dieser seiner Gelehrsamkeit wegen in alle theologischen Zänkereien seines Zeitalters verwikkelt. In seiner berühmten Schrift „über Leib und Blut des Herrn" hat er aber seine Meinung über die Abendmahlslehre so unbestimmt ausgedrückt, daß späterhin zwischen den Katholiken und Reformirten vielfach darüber gestritten worden ist, wer von Beiden ihn bei seiner eigenen abweichenden Meinung wohl als Vorgänger ansehen könnte. So viel erräth man etwa, daß er statt der wirklichen Verwandlung des Brots und Weins beim Abendmahl eine bloße Substitution oder eine ideale Verwandlung angenommen habe. Er sagt nämlich: der Leib Christi sei nicht wirklich sondern nur figürlicher Weise im Abendmahl gegenwärtig; Brot und Wein wirken nur auf unsern Glauben durch die Erinnerung an Leib und Blut Christi. Aber freilich widerspricht er wieder an andern Stellen dieser bloß symbolischen Gegenwart des Fleisches und Blutes Christi im Abendmahl. Der andre Gegner des Ratbertus, Johannes Skotus Erigena, ein gebohrner Schotte oder Irländer, kam in das westfränkische Reich, und hatte sich durch seine Lebhaftigkeit und durch seinen Scharfsinn so sehr in die Gunst Karls des Kahlen gesetzt, daß ihn dieser unter seine Freunde und Tischgenossen aufnahm. Die Schrift, worin er den Abt widerlegte, ist zwar für uns verlohren gegangen, aber man weiß aus andern Nachrichten, besonders aus einem spätern Streit mit dem Berengarius Turonensis. der sich auf ihn berief, daß

er mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn die Meinung auseinander setzte: Brot und Wein seien nur die Zeichen des abwesenden Leibes und Blutes Christi. — Indessen so groß auch der Ruf und das Ansehen dieser Gegner waren, so fand doch die Ratbertische Theorie eben darum, weil sie so ganz nach dem Geschmack dieses Zeitalters grobsinnlicher Art war, größern Beifall und man suchte sich nun gegenseitig die abweichenden Hypothesen durch allerhand seltsame Konsequenzen lächerlich zu machen. So meinten die Freunde des Paschasius Ratbertus, es sei Gotteslästerung, zu behaupten, daß mit dem Brot und Win, in so fern beide in ihrem natürlichen Zustande verblieben, Leib und Blut Christi den natürlichen Kreislauf durch den menschlichen Körper bis zur Ausleerung machen müßten, welches man mit dem Spottnamen des Sterkoranismus belegte; aber eben diesen Vorwurf gaben ihnen die Gegner zurück und zwar mit größerem Recht. Indessen blieb doch die ganze Sache bis jetzt nur ein Gegenstand gelehrter Streitigkeiten, weil weder Päpste, noch Koncilien einen nähern Antheil daran nahmen. Erst im zwölften Jahrhundert sollte die Ratbertische Meinung, weil sie die krassere war, auch die Oberhand behalten, so daß sie ganz eigentlich die charakteristische Lehre der römisch-katholischen Kirche von der Transsubstantiation (Brotverwandlung) vorbereitet hat.

Gerade während der Hitze jenes Streits wurde auch der alte Zwist über die göttliche Gnade und Prädestination wieder hervorgesucht. Ein gewisser Gottschalk, der Sohn eines sächsischen

Grafen, war eine Zeitlang wider seinen eigenen Willen Mönch in dem Kloster zu Fulda gewesen. Er nahm aber bald das ihm abgedrungene Gelübde wieder zurück zum großen Verdruß des Rabanus Maurus, der damals noch Abt des Klosters war und ging nach Frankreich. Hier lernte er mehrere Freunde der Schriften und Grundsätze Augustins kennen und indem er nun selbst die erstern fleißig studirte, nahm er unvermerkt auch die letztern an. Auf der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Rom traf er bei einem Verwandten in Frankreich mit dem Bischof Notting von Verona zusammen und das Gespräch führte sie zufällig auch auf die Präiestinationslehre. Hier behauptete denn Gottschalk: „Gott habe von Ewigkeit her einige Menschen zur ewigen Seligkeit, andere zur ewigen Verdammniß bestimmt; also wolle er nicht alle selig machen, sondern nur die Auserwählten. In so fern sei Jesus Christus auch nicht für alle Menschen ohne Unterschied, sondern nur für die zur ewigen Seligkeit Prädestinirten gestorben.“ Mit dieser Behauptung lehrte er im Grunde nichts anders, als was schon vier Jahrhunderte früher Augustin, das Orakel der abendländischen Kirche gelehrt hatte; aber das konnte den unglücklichen Gottschalk nicht retten, den sich der vielgeltende Rabanus Maurus nun einmal zum Opfer seiner Rachsucht ausersehen hatte. Sobald dieser neue Erzbischof zu Mainz durch den Bischof in Verona von jenem Gespräch unterrichtet worden war, streute er mehrere Briefe an die abendländische Geistlichkeit aus, worin er den Gottschalk geradezu für einen Ketzer und Religionsverfälscher erklärte; und als

sich nun dieser freimüthige Mann sogar vor ihm selbst in Mainz verantworten wollte, verdammte er ihn förmlich auf einer Synode und schickte ihn dem Erzbischof Hinkmar in Rheims zu, weil Gottschalk zu dessen Sprengel gehörte. Aus Freundschaft für den rachsüchtigen Kollegen hielt dieser auf der Stelle eine Synode über den Angeklagten und als dieser hier nicht widerrufen wollte, wurde er so lange gegeißelt, bis er sein eigenes Glaubensbekenntniß ins Feuer warf. Nun brachte der unglückliche Gottschalk noch zwanzig Jahr in einem harten Gefängniß als Märtyrer seiner Augustinischen Meinung zu, ohne sich zum Widerruf bewegen zu lassen. Umsonst, daß sich die angesehensten Theologen jener Zeit für ihn interessirten, umsonst daß Freunde und Feinde Versammlungen für und wider ihn hielten: Hinkmars Lehre von einer bedingten Gnadenwahl behielt dennoch die Oberhand und der heftige Streit schlummerte erst mit dem Tode der Hauptpersonen ganz ein!

In einem Zeitalter, wo man sich über solche Kleinigkeiten heftig verfolgen und sogar bürgerlich unglücklich machen konnte, war an ein Fortschreiten in der wissenschaftlichen Kultur wohl nicht zu denken, und man sieht leider! die schönen Veranstaltungen Karls des Großen zur Veredlung seiner Zeitgenossen schon jetzt wieder in Vergessenheit gerathen. Ein Grund davon lag in der damaligen Beschaffenheit der christlichen Religion, die von ihren Verehrern statt des eigenen Prüfens und Forschens nur einen blinden Glauben forderte und zwar den Glauben an unnütze Subtilitäten und an auswendig ge-

lernte Formeln, die nichts weiter, als den Vorzug der Kirchenorthodoxie für sich hatten. Ein anderer Hauptgrund lag in der innern Organisation der Kirche, indem gerade nur der Klerus die Gelehrsamkeit als sein Eigenthum betrachtete, die Laien möglichst in der Unwissenheit erhielt und von Kenntnissen nur nothdürftig so viel einsammelte, als ihm zu einer erträglichen Führung seines Amts unentbehrlich zu sein schien. Der Kleriker betrachtete die Wissenschaften nur aus dem eingeschränkten Gesichtspunkt, als sie ihm etwa einen Namen machen oder zu höheren Kirchenbedienungen verhelfen konnten; aber daran dachte niemand, mit dem gesammelten Pfunde zu wuchern, für die Aufklärung des großen Haufens zu arbeiten und seine Berufspflichten mit mehrerem Geschick zu erfüllen. Einige Fürsten des Orients und Occidents suchten zwar ihrem erhabenen Muster, Karl dem Großen, in dem Eifer für die Wissenschaften nahe zu kommen, aber da sie ihre Bemühungen doch nur auf die gelehrte Kultur des Klerus einschränkten, so erniedrigten auch sie die Gelehrsamkeit zu einer Dienerin des geistlichen Standes. Karl der Kahle trat allerdings in die Fußtapfen seines Großvaters; König Alfred der Große errichtete Klosterschulen in Menge, besonders in Oxford und Kambridge und suchte seinen Engländern auch durch Übersetzungen und eigene Schriften einige gelehrte Kultur beizubringen. Noch mehr ließen sich die griechischen Kaiser, ein Basilius Macedo, ein Leo und Konstantin VI. die Sorge für die Wissenschaften angelegen sein, indem sie bei ihrer Nation durch Aufmunterung und eigenes Beispiel die schlummernde

Vorliebe für Gelehrsamkeit wieder zu wekken suchten. Aber sie alle blieben bei dem Klerus stehen und dieser war entweder zu träge, oder schon zu sehr auf Erweiterung seines Ansehens und seines Einflusses auf die weltlichen Händel bedacht, als daß er von den vielen öffentlichen Lehranstalten und von den Bibliotheken, deren es besonders in den Klöstern mehrere gab, den gehörigen Gebrauch gemacht hätte. Nur einzelne Männer erhoben sich über den Seelenschlummer ihrer Zeitgenossen und ein Rabanus Maurus, Haymo von Halberstadt u. a. m. arbeiteten wenigstens dahin, die Bibel, als die Quelle aller christlichen Erkenntniß, in Achtung und Gebrauch zu erhalten; nur freilich haben ihre Kommentare über biblische Schriften in so fern einen sehr ungleichen Werth, als sie im Grunde nur Auszüge aus den Schriften der frühern Kirchenväter sind und die Verfasser sich dabei häufig in allegorische Witzeleien verlieren. Diese Beförderung des Bibelstudiums war auch der Zwek des bekannten fränkischen Mönches Otfried, als er die vier Evangelien für die deutsche Nation in fränkischen Versen bearbeitete. Aber durch Bücher konnte damals für Aufklärung wenig gewirkt werden und wo etwa einmal der Keim derselben Wurzel schlagen wollte, da wurde er augenblicklich durch den immer weiter um sich greifenden Hang zur Mystik erstickt. Dieser leidige Hang fand nur zu reichliche Nahrung in den Schriften des sogenannten Pseudo-Areopagiten Dionysius, die jezt mehrmals ins Lateinische übersezt wurden, so daß selbst ein Mann von dem Scharfsinn eines Johannes Skotus Erigena an solchen Ausgeburten eines

verbrannten Gehirns Geschmack finden konnte. Nirgends war es aber trauriger bestellt, als bei dem Studium der Geschichte. Eigentliche Geschichtsbücher, im ächten Sinne des Worts, dürfen in einem Zeitalter nicht gesucht werden, wo man von historischer Kritik auch nicht eine Ahndung hatte und wo Mönchslegenden und Martyrologien mit der größten Begierde gelesen wurden. Kaum konnten es die griechischen Kaiser dahin bringen, daß zum Besten junger Studirenden Auszüge und Sammlungen aus ältern griechischen Geschichtschreibern veranstaltet wurden. Aber ohne ihr Verschulden haben diese Auszüge leider! den zufälligen Schaden gestiftet, daß man die alten Schriftsteller selbst nun gar nicht mehr las und die Abschriften davon in einem so hohen Grade vernachlässigte, daß besonders seit dieser unglücklichen Epoche mehrere für uns verlohren gegangen sind. So wie überall, so drängten sich die leidigen Epitomatoren denn auch in die theologische Welt ein, wo man nichts weiter, als Sammlungen fremder Gedanken zu lesen bekam. — Überhaupt ließen aber Griechen und Lateiner dieser Zeit in der wissenschaftlichen Kultur eine Nation einen Vorsprung gewinnen, die gerade hier doch so viel mit dem widerstrebenden Geist ihrer Religion zu kämpfen hatte — die Araber! Eigentlich war die Muhammedanische Religion der wissenschaftlichen Kultur ganz und gar nicht günstig, weil sie den Geist des eigenen Forschens und Prüfens hemmte und im Grunde nur fanatische Eroberer bildete. Das war das Verdienst einzelner Khalifen, wenn die Wissenschaften dessen ungeachtet bei dieser Nation in Auf-

nahme kamen. Die Khalifen al Mansur und Harun al Raschid versammelten an ihren Höfen die ausgezeichnetsten Gelehrten des Reichs, bis der Khalif al Mamun gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts die wichtigsten Veranstaltungen für die Beförderung der wissenschaftlichen Kultur traf. Vorzüglich munterte er seine Araber zum Studium der Philosophie, Astronomie und Arzneiwissenschaft auf und veranlaßte Übersetzungen der griechischen Klassiker. Besonders galten Aristoteles unter den alten Philosophen und Hippokrates und Galen unter den alten Ärzten das Meiste und von den hohen Schulen zu Bagdad und Bassora pflanzte sich die Vorliebe für die Philosophen des griechischen Alterthums auch zu den Abendländern über.

Aber was hatte die große Menschenzahl von diesen Fortschritten im Wissenschaftlichen für Gewinn, da der kleine Kreis eigentlicher Gelehrten gegen das Ganze gerechnet doch nur höchst eingeschränkt blieb und die Menge im Moralischen immer mehr zurückschreiten mußte, je mehr sie die Lehrer, die ihr Muster und Vorbild hätten sein sollen, in der Unsittlichkeit vorschreiten sahe. Besonders liefert die Geschichte der Päpste am Ende des neunten und in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts die redendsten Beweise von einer bis auf den höchsten Grad ausgearteten Moralität. Mit dem Aussterben des Karolingischen Hauses und des fränkischen Königsstammes waren Deutschland, Italien und Frankreich wieder ganz von einander getrennt und besonders das schöne Italien ein Schauplatz der schrecklichsten Anarchie geworden. Die Gra-

sen und Herzoge die ehemals kaiserliche Statthalter gewesen waren, machten sich jetzt unabhängig und, so wie sie unter sich in beständige Händel verwikkelt waren, so warfen sie sich gegenseitig die päpstliche Würde wie einen Ball durch die Hände. Vorzüglich hatten sich die Markgrafen von Thuscien (des heutigen Toskana) einen entscheidenden Einfluß auf die Besetzung des apostolischen Stuhls zu verschaffen gewußt. Auf diese Art kam denn im zehnten Jahrhundert die päpstliche Würde in der Regel an Leute, die sie durch ihre liederliche Lebensart aufs Höchste schändeten und der ganzen Christenheit ein gerechtes Ärgerniß gaben. In einem Zeitraum von kaum siebenzig Jahren folgten zwanzig Päpste auf einander, deren einer den andern an verworfener Liederlichkeit und Frechheit zu übertreffen suchte. Ja, mehrere dieser Päbste verdankten ihre Erhebung auf den Stuhl Petri nicht einmal der Gunst jener mächtigen Herzoge und Grafen, sondern den Kabalen zweier ränkevollen Weiber, der Marozia und Theodora, die die päpstliche Krone nach Wohlgefallen den schändlichen Häuptern ihrer Liebhaber und unehelichen Kinder aufsetzten. Zur Zeit des römischen Bischofs Sergius II., dessen Vorgänger den päpstlichen Stuhl durch Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen aller Art entehrt hatten, stieg die Verwirrung in Rom bis aufs Höchste. Besonders gelang es einer vornehmen Wittwe, der ältern Theodora, sich durch einen vertrauten Umgang mit den angesehensten Römern, vorzüglich mit dem Herzog von Thuscien, einen uneingeschränkten Einfluß auf die Regierung der Stadt zu verschaffen. Ihre beiden Töchter, die

jün-

jüngere Theodora und Marozia, gaben ihr an zügellosen Sitten und an entscheidendem Einfluß nichts nach, seitdem sie die Mätressen mehrerer Päpste geworden waren, die sie nach Belieben ab- und einsetzten. So brachte z. B. die jüngere Theodora einen ihrer Geliebten unter dem Namen Johannes X. auf den apostolischen Stuhl, der sich nicht bloß als einen zügellosen Taugenichts, sondern auch als einen herzhaften Wagehals auszeichnete, als ihm die Sarracenen in seine italienischen Besitzungen eingefallen waren. Aber die Kabalen der Marozia brachten ihn in das Gefängniß und wahrscheinlich auch ums Leben und nun folgte ihr unehelicher Sohn Johann XI., der seiner Abkunft von dem ehemaligen Papst Sergius III. vollkommen würdig war. Beide, Mutter und Sohn wetteiferten in Kabalen und Giftmischereien und fanden in einem Gefängniß ihr Ende, das sie sich wahrscheinlich durch eigene Vergiftung abgekürzt hatten. Die Reihe dieser Ungeheuer, die dem Mährchen von der Papstin Johanna leicht Anlaß gegeben haben können, beschloß Johann XII., der Sohn eines römischen Patriciers und Enkel der Marozia, der sich schon in seinem achtzehnten Jahre durch ein Bubenstück der päpstlichen Würde zu bemächtigen gewußt hatte. — Bei diesem ärgerlichen Leben der Statthalter Christi läßt sich schon im Voraus vermuthen, wie weit Sittenverderbniß und Unwissenheit bei dem übrigen Klerus und so denn tiefer herab bei der ganzen großen Volksmasse gegangen sein müssen. Aber beides kann man sich kaum so schlimm denken, als man es aus den Schriften eines gewissen Ratherius kennen

lernt, der für sein Zeitalter ein zweiter Salvianus war. Dieser unbescholtene Mann, der sich durch seine fast zu weit getriebene Sittenstrenge ein höchst unruhiges Leben bereitete und bald in Lüttich, bald in Verona als Bischof stand, hat uns das traurigste Gemälde von der damaligen Geistlichkeit des Occidents geliefert. Sie waren in der Regel so unwissend, daß sie nicht einmal ihre Apostolischen, Nicenischen und Athanasianischen Glaubensformulare auswendig wußten, ja kaum das Vaterunser hersagen und die Evangelien und Episteln ohne Anstoß ablesen konnten. Bei dem allen wälzten sie sich in den unnatürlichsten Wollüsten und besonders residirte in den Klöstern die raffinirteste Schwelgerei und Liederlichkeit. Vergebens suchte man durch Synodalschlüsse und kaiserliche Gesetze den Geiz, die Trunkenheit und überhaupt die grenzenlose Unmäßigkeit des Klerus einzuschränken; der Strom des Sittenverderbnisses war nun schon zu reißend geworden, als daß er sich durch solche Mittel hätte aufhalten lassen. — Wo hie und da einmal die Mönche eines Klosters reformirt wurden, da waren es immer nur Versuche im Einzelnen, die für das Ganze ohne Wirkung blieben. Gerade die griechischen und morgenländischen Mönche suchten noch einigermaßen den Schein der Ordnung und Frömmigkeit unter sich zu erhalten; aber die abendländischen kannten die wohlthätige Regel des heiligen Benedikt kaum noch dem Namen nach und man mußte nun den vielfachen Schaden erfahren, der durch die vielen Klösterexemtionen und durch den damit verbundenen Mangel an Aufsicht gestiftet worden war. Diesem Übel wollte ein gewisser Odo,

Abt des Klosters Klugni im Burgundischen dadurch abhelfen, daß er bei seinen Mönchen die Regel des heiligen Benedikt mit der größten Strenge wieder einführte und mit dieser Reform eine so allgemeine Sensation machte, daß sich die meisten alten Benediktiner-Klöster in Frankreich, Deutschland, Italien, England und Spanien seiner strengern Mönchszucht unterwarfen. Dieß gab die erste Veranlassung zu der nachmaligen Kongregation von Klugni, die sich späterhin über die ganze Kirche ausgebreitet hat. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts kam ein anderer Abt zu Klugni auf den glücklichen Gedanken, für alle seit Erschaffung der Welt im Fegefeuer schwitzenden Seelen der Gläubigen eine allgemeine Messe lesen zu lassen. Dieses gemeinnützige Unternehmen erwarb nicht nur der Kongregation eine weit verbreitete Achtung, sondern wandte ihr auch aus allen Gegenden der Welt so reiche Geschenke und fast unermeßliche Reichthümer zu, daß aus diesem einträglichen Privatgebrauch einer einzelnen Gesellschaft am Ende das allgemeine Fest aller Seelen in der katholischen Kirche entstanden ist.

Unterdessen war während der Regierung der letzten Kaiser aus dem Karolingischen Hause das deutsche Reich theils durch die Empörungen des höhern und niedern Adels, theils durch die Einfälle slavischer Völker, besonders der Normannen und Ungarn so häufig beunruhigt worden, daß die Einschränkung jenes zügellosen Adels, so wie die endliche Besiegung dieser barbarischen Völker das angelegentlichste Geschäft der folgenden deutschen Kaiser sein mußte. Zur Erreichung des letzten Zwecks sahe man nun

schon seit Karl des Großen Zeiten die Ausbreitung des Christenthums und die Errichtung neuer Bißthümer als das beste Mittel an. Wenn die Normänner, jene Bewohner der dänischen und norwegischen Küsten, im neunten Jahrhundert sogar im Innern von Deutschland, Frankreich und Deutschland Furcht und Schrekken um sich her verbreiteten, so war das vorzüglich die Schuld der unthätigen Nachfolger Karl des Großen, die die kräftigen Gegenanstalten, die ihr großer Ahnherr gegen diese Barbaren getroffen hatte, nicht weiter aufrecht erhielten. Erst im Anfange des zehnten Jahrhunderts bekehrte sich ein Theil von ihnen zum Christenthum und gewöhnte sich auf die Art nach und nach zugleich an eine ordnungsmäßige Staatsverfassung. Auch hier mußten denn vor allen Dingen häusliche und politische Verbindungen mitwirken, indem einer ihrer Haupt-Anführer Rollo (Robert) nur unter der Bedingung die schöne Gisela, die Tochter des westfränkischen Königs Karl des Einfältigen zur Gemalin, und die Normandie und Bretagne als fränkisches Lehn zur Mitgift erhielt, wenn er das Christenthum annehmen würde. Und es ist nicht zu läugnen, daß hier das Christenthum einmal die wohlthätige Wirkung hervorbrachte, den Regenten mit seinen Unterthanen gesitteter zu machen. Was außerdem sowohl Bonifacius, als Karl der Große zur Bekehrung der slavischen Völker im nördlichen Deutschland versucht hatten, war doch immer nicht von langen Bestand gewesen, bis endlich Otto der Große, seinem Muster, Karl dem Großen, darin ähnlich zu werden suchte, daß er die glücklich besieg-

ten Völker an der Elbe, Saale und Oder halb mit Klugheit, halb mit Gewalt, im Ganzen aber doch mit mehrerer Menschlichkeit, als Karl, zum Christenthum bekehrte und außer dem Erzbißthum Magdeburg auch noch die Bißthümer Brandenburg, Havelberg, Zeiz, Meißen, Naumburg und Merseburg bei ihnen errichtete. Eben so stiftete er bei den Dänen neue Bißthümer und gab eine dauerhafte kirchliche Verfassung, nachdem er ihren König Harald bei Schleswig gänzlich geschlagen hatte. Überhaupt hat sich dieser Kaiser nicht nur um den Norden von Deutschland, sondern um sein ganzes deutsches Vaterland dadurch unsterblich verdient gemacht, daß er ihm eine festere Verfassung gab und die Kultur seiner Landsleute an seinem Theil möglichst beförderte. Aber leider! beging eben dieser große Regent zwei Hauptfehler, wodurch er Deutschland wieder um die Ruhe brachte, die er dort auf eine so dauerhafte Art gegründet zu haben schien. Der eine Fehler bestand darin, daß er durch die reichen Schenkungen von Herzogthümern und Grafschaften dazu beitrug, daß die deutschen Bischöfe weltliche Regenten und überdieß noch mit weltlichen Hoheitsrechten wurden. Freilich hatte er seine guten Gründe dazu, Leute dazu besonders zu begünstigen, bei denen sich noch immer die meiste Kultur befand und die sich in den höchsten Staatsämtern mit Glück gebrauchen ließen zumal da sie ihm gegen die übermüthigen weltlichen Herzoge und Grafen als ein wirksames Gegengewicht nützlich werden konnten; aber er bedachte nicht, daß er eben dadurch den Grund zu den bittersten und hartnäkkigsten Feindseligkeiten zwischen den

Herzogen und Bischöfen legte. Einen zweiten Hauptfehler beging er darin, daß er mit blindem Eifer an dem unseligen Projekt arbeitete, das deutsche Reich mit Italien zu verbinden. Bei einem unablässigen Regierungswechsel, den Italien nun schon seit Jahrhunderten erfahren hatte, war es kein Wunder, daß hier mehrere politische Partheien herrschten, deren eine die andre zu stürzen suchte. Besonders drückte der damalige König von Italien, Berengar II., den dortigen Klerus aufs Äußerste, so daß sich die Bischöfe des Landes in ihrer bedrängten Lage entschlossen, Otto den Großen, der damals noch deutscher König war, dringendst einzuladen, sie von dem Joch ihres stolzen Despoten zu befreien. Vorzüglich wußte Papst Johann XII. den eiteln Otto durch das Versprechen der Kaiserkrönung zu körnen und bei der schmeichelhaften Aussicht, auf die Art, die deutsche Kaiser- und Königswürde in seiner Person vereinigen zu können, kam er mit seinen Truppen nach Italien, ohne zu überlegen, daß er durch diesen voreiligen Schritt sein deutsches Vaterland in beständigen Unruhen mit den Italienern, den Erbfeinden der Deutschen, verwikkeln würde. Schon gleich in dem nächsten Jahre nach der feierlichen Krönung zu Rom mußte er einen zweiten Römerzug unternehmen, weil der Papst seinen Eid der Treue gebrochen und sich mit einem Sohn Berengars verbündet hatte. Zwar wurde der treulose Prälat abgesetzt, und Geistlichkeit und Volk in Rom versprachen heilig, sich bei jeder neuen Papstwahl in den Willen des Kaisers zu fügen; aber kaum hatte er den Rükken gewandt, so entstand auch in Italien

ein Aufruhr nach dem andern, als wenn man dort den einem Ausländer und überdieß einem verhaßten Deutschen, geleisteten Eid nicht zu halten brauchte. Und so mußte denn Otto bis an sein Ende (974) mit der äußersten Strenge die treulose Nation behandeln, die während seiner Abwesenheit mit dem jedesmaligen Papst denn doch nach Belieben verfuhr. Sein Sohn und Nachfolger, Otto II., der überdieß noch mit auswärtigen Feinden zu kämpfen hatte, mußte dasselbe System der Strenge befolgen, und denn doch von der Untreue der Italiener manche bittere Erfahrung machen. Der dritte Otto trat mit männlichem Ernst in die Fußtapfen seines Vaters und Großvaters; Italien mußte ihm huldigen, er hielt fest auf seine dortigen Gerechtsame und auf seinem doppelten Zuge gebrauchte er alle Strenge gegen die Römer, so bald sie neue Unruhen stifteten und die Papstwahlen vorschriftwidrig vollzogen. — Überhaupt möchte sich die Kirche wohl nie über den Staat erhoben haben und am wenigsten der römische Bischof jemals das allmächtige Wesen geworden sein, wozu späterhin Gregor VII. ihn machte, wenn lauter Regenten von dem Geist und von der Entschlossenheit der Ottonen auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen hätten. Sie setzten nach Gefallen Bischöfe ab und ein, beförderten eigene Verwandte und treue Diener zur päpstlichen Würde und der jedesmalige Papst mußte, als der vornehmste ihrer Unterthanen, ihre Regentenrechte ohne Einschränkung anerkennen. Nie hätte sich der Bischof zu Rom zum Despoten in der Kirche aufschwingen können, wenn der letzte Otto das Projekt ausgeführt hätte, seine Residenz

nach Rom zu verlegen; denn gerade die Entfernung der Kaiser von dieser übermüthigen Stadt, machte es so schwierig, die dortigen Bischöfe in dem gehörigen Respekt zu halten.

Das Verhältniß der deutschen Kaiser gegen die Patriarchen in Rom war jetzt immer noch das Verhältniß zwischen Landesherren und Unterthanen. Die Inhaber des deutschen Kaiserthrones wußten es glücklich zu verhüten, daß sich die herrschsüchtigen Päpste keinen zu großen Einfluß in die Angelegenheiten der deutschen Kirche verschafften; hier übten sie ihre oberherrlichen Rechte ohne Einschränkung aus. So freigebig sie auch gegen die Bischöfe ihres Reichs aus politischen Gründen waren, so verfuhren sie doch auch wieder bei Besetzung der Bischofsstühle, so wie bei der Absetzung und Bestrafung ungehorsamer Bischöfe so willkührlich, daß man offenbar sieht, wie sie sichs damals noch gar nicht als möglich dachten, daß ihnen solche Rechte einmal von den Päpsten entrissen werden könnten. Die Ertheilung der Bischofswürde ward als eine Belohnung angesehen, und die sogenannte Investitur, oder die Belohnung mit Bischofsstab und Ring, als den beiden Symbolen der bischöflichen Würde, hing nach damaligen Begriffen einzig und allein von den Landesherren ab. Ausserdem zeigten sich die deutschen Kaiser überall als die Oberrichter in kirchlichen Angelegenheiten, und übten dieses Recht vorzüglich auf den Synoden aus, bei denen sie entweder in eigner Person, oder doch in ihren Abgeordneten den Vorsitz hatten. Otto der Große ließ auf einer Kirchenversammlung über meh-

rere Kirchengesetze rathschlagen, und war vorzüglich darauf bedacht, der Sittenlosigkeit des Klerus durch strengere Vorschriften einigermaßen Einhalt zu thun. Vor allen Dingen sahe man aber die Errichtung neuer Bißthümer zur weitern Befestigung des Christenthums als ein unbezweifeltes Vorrecht der Fürsten an, nur wollten freilich die römischen Bischöfe damals bei der Bestätigung mit zu Rathe gezogen seyn. Der letzte Otto stiftete das Erzbißthum Gnesen und unterwarf ihm die Bißthümer zu Krakau, Breßlau und Kolberg. Die Polen waren nämlich in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Christen geworden, weil ihr Herzog Miecislav nur unter der Bedingung, daß er sich taufen ließe, eine böhmische Prinzessin zur Gemahlin bekommen konnte. — Der Nachfolger der Ottonen, Kaiser Heinrich II. wachte mit großer Strenge über seine kirchlichen Gerechtsame, so sehr er sich auch sonst als einen Freund der Mönche und Kleriker zeigte; nur fand er zuweilen bei den Bischöfen seines eignen Reichs mehr Widerstand, als bei den römischen. So brachte er z. B. den Bischof von Würzburg dadurch gegen sich auf, daß er das neue Bißthum Bamberg stiftete, um dadurch alle Überreste des Heidenthums unter den Franken vollends auszurotten. Der Bischof fürchtete hier eine Schmälerung seiner Diöcesanrechte und trotzte so lange gegen seinen Landesherrn, bis sich dieser endlich zu einem gütigen Vergleich herablassen mußte. — So wie dieses Beispiel, so lehren es mehrere Beispiele aus dem zehnten und eilften Jahrhundert, daß ein Hauptgrund in dem eigenen höchst unklugen und schwankenden Benehmen der Bischöfe

lag, wenn die bisherige aristokratische Kirchenverfassung so allmälig in die monarchische überging. Sowohl durch ihre unabläßigen Zänkereien unter einander, als durch den unzeitigen Starrsinn gegen ihre eigenen Landesherren, gaben sie den römischen Bischöfen gutwillig das Schwert gegen sich in die Hände, und waren auch bei andern Gelegenheiten thörigt genug, sich um ihre herkömmlichen bischöflichen Rechte unvermerkt bringen zu lassen. Seit der Mitte des vierten Jahrhunderts, da sich die römischen Bischöfe zu fühlen anfingen, hatten sie auch nach Art der weltlichen Fürsten, ihre Gesandten nach den ökumenischen Koncilien geschickt, anstatt dort in eigner Person zu erscheinen. Theils lag dabei ein versteckter Stolz zum Grunde, an solchen allgemeinen Verhandlungen der Repräsentanten der katholischen Kirche nicht unmittelbaren Antheil nehmen zu wollen, theils Politik, durch verschlagne Unterhändler zu betreiben, was der Papst selbst vielleicht mit wenigerm Glück betrieben hätte, um so mehr, da das gegebene Wort eines Abgesandten leicht zurückgenommen werden konnte, sobald sichs im Lauf der Zeit zeigte, daß die Verhandlungen, an denen er Antheil genommen hatte, dem Interesse des apostolischen Stuhls zuwider liefen. Späterhin hielten sich die Päpste auch an dem Hofe zu Konstantinopel ihre besondern Geschäftsträger, die dort das Beste des apostolischen Stuhls wahrnehmen mußten, so lange es noch von den Launen der griechischen Kaiser abhängig war. Endlich ward es Sitte, von Rom aus sogenannte Legaten auch nach andern christlichen Staaten hinzuschikken, wo sie denn in allen

kirchlichen und — nach den Umständen — selbst in weltlichen Angelegenheiten die Stelle und die Rechte ihrer Herren vertraten. Hier begingen nun mehrere angesehene Bischöfe des zehnten Jahrhunderts den großen Fehler, daß sie den Charakter beständiger Vikarien und gebohrner Legaten des apostolischen Stuhls annahmen und auf die ~~Hand~~, ohne es zu wollen, den Päpsten bei der Ausführung ihrer herrschsüchtigen Entwürfe behülflich wurden. So ließen sich z. B. die Erzbischöfe von Toledo, Lyon und Kanterbury zu päpstlichen Legaten für Spanien, Frankreich und England ernennen. Freilich entschlossen sich die Bischöfe zu einem solchen erniedrigenden Schritt in der Regel nur darum, um auf die Art die fremden päpstlichen Legaten los zu werden, die ihnen als heimliche Kundschafter der Päpste, als Verächter aller Kirchenzucht und als Zerstörer ihrer eigenen bischöflichen Gerichtsbarkeit mit der Zeit äusserst lästig werden mußten. Aber sie vergaben sich dadurch doch auch zu viel von ihrer Würde, und einzelne Fälle hatten schon gelehrt, daß es nur auf Muth und gemeinschaftliches Interesse der Bischöfe, so wie auf ihr gutes Vernehmen mit den Fürsten ankam, wenn sie sich von solchen ungebetenen Gästen nicht nach Belieben mißhandeln lassen wollten. Besonders ließ sich von den Provinzialsynoden noch immer das Meiste für die Aufrechthaltung des alten Kirchenrechts und für die Sicherstellung der bischöflichen Rechte erwarten, sobald nur der Metropolitan und Erzbischof mit den Bischöfen ihres Sprengels in gutem Einverständniß

lebten, und sie alle zusammen auf den Beistand des Landesherrn rechnen durften.

Indessen konnten es freilich die herrschsüchtigen Statthalter Christi in Rom noch immer verschmerzen, wenn sie mit ihren übermüthigen Eingriffen in fremde Diöcesanrechte nur hie und da bei einzelnen Vorstehern der Gemeinen einen herzhaften Widerstand fanden; konnten sie doch die Regenten angesehener Staaten am Seile herum führen, und sich dadurch einen entscheidenden Einfluß auf das große Ganze verschaffen! Davon liefert besonders die englische und französische Geschichte des zehnten Jahrhunderts die redendsten Beweise. In England hatten die Nachfolger Alfred des Großen genug zu kämpfen, um sich nur eine Zeit lang eben so sehr gegen die Einfälle der Dänen, als gegen die Macht der Geistlichen ihres Reichs zu behaupten. Vorzüglich wurde ihr eigener Einfluß durch den endlichen Sieg eingeschränkt, den die Mönche in England über die Weltgeistlichen, die das Klosterleben verlassen und sich verheirathet hatten, davon trugen. An der Spitze der siegenden Mönche stand ein gewisser Dunstan. Dieser stolze und eifrige Benediktinermönch war nach und nach aus dem Abt eines englischen Klosters Schatzmeister, erster Liebling und Gewissensrath des Königs Edred geworden, den er ganz nach seinem Wohlgefallen lenken konnte. Da er sich durch allerhand Vorspiegelungen in den Ruf einer besondern Heiligkeit gesetzt hatte und im strengsten Sinne des Worts König von England geworden war, so gelang es ihm, die Weltgeistlichen unter dem Vorwande einer zügellosen Lebensart von

den Kirchen zu verdrängen, und ihre Ämter, so wie alle Klöster, mit Leuten seines Ordens zu besetzen. Bei einem Wechsel der Regierung mußte der Usurpator zwar ins Exil wandern, und die verdrängten Priester erhielten ihre Ämter wieder; aber er wußte durch seine Anhänger in England unter der Hand einen Aufruhr des Pöbels zu seinem Vortheil anzuzetteln, man holte ihn im Triumph zurück und erhob ihn zum Vormund der minderjährigen Kronerben. Nun stieg er von einer geistlichen Würde zur andern empor, bis er endlich als Erzbischof von Kanterbury das Haupt der englischen Klerisei und Kirche ward. Sobald der junge Edgar selbst zur Regierung kam, mußte er nur des lieben Friedens wegen in alle Anordnungen des mächtigen Dunstan einwilligen, so daß von jetzt an der Benediktinerorden alle Kirchengüter und Pfründen erhielt, und die verehlichten Priester überall mit einer solchen Strenge verdrängt wurden, daß nun das Cölibat unter den englischen Klerus förmlich eingeführt wurde. Endlich krönte der Übermüthige ganz eigenmächtig den Nachfolger Edgars und verschafte durch tükkische Ränke und erdichtete Wunderthaten seinem Orden das Kirchenmonopol durch das ganze brittische Reich. So ward denn also England ein förmliches Mönchsreich und wegen der engen Verbindung zwischen dem Orden und dem apostolischen Stuhl in Rom, schien die Abhängigkeit der englischen Kirche von dem Willen der Päpste auf einige Zeiten gegründet zu seyn. Es ward späterhin sogar Gebrauch, daß sich die englischen Erzbischöfe das Pallium persönlich von Rom holten, so wie man auch der ganzen Kirche

unvermerkt in dem sogenannten Peterspfennig eine allgemeine Kontribution auflegte, die jeder ohne Unterschied zum Bau der Peterskirche in Rom und zur Unterhaltung der Lichter in derselben, beitragen mußte. — Eben so büßte auch Frankreich um diese Zeit seine Kirchenfreiheit ein. Ein Sohn des mächtigen Hugo des Großen, der unter König Ludwig IV. das französische Reich nach seinem Belieben beherrscht hatte, — der berühmte Hugo Kapet, suchte nach dem Aussterben des Karolingischen Hauses die französische Krone an sich zu reißen und dadurch der Familie der Kapetinger das Staatsruder in die Hände zu spielen. Aber er fand an Karl von Lothringen, dem Bruder des vorletzten Königs aus dem Karolingischen Hause, einen mächtigen Nebenbuhler, und es kam nun zwischen jenem rechtmäßigen Kron-Prätendenten und dem Kronvasallen Hugo, der sich durch seine reichen Besitzungen als Herzog von Frankreich, durch seinen Feldherrnruhm, so wie durch einen gewissen Schein der Frömmigkeit und durch Freigebigkeit gegen die Geistlichen einen furchtbaren Anhang verschaft hatte, zu einem förmlichen Kriege. Arnulph, Erzbischof von Rheims, öffnete Karln von Lothringen die Thore von Rheims, und stellte sich an die Spitze seiner Truppen. Aber plötzlich wandte sich das Glück! Hugo nahm beide gefangen und brachte es auf einer Kirchenversammlung durch den vereinigten Ausspruch mehrerer Bischöfe dahin, daß Arnulph abgesetzt ward. Dieser war aber schlau genug, die Sache nach Rom hinzuspielen, so, daß ihn Papst Johann XV. eigenmächtig wieder einsetzte, ohne von dem französischen Usurpa-

tor daran verhindert zu werden. So etwas konnte aber auch nur zu einer Zeit gelingen, wo das Volk in tiefer Unwissenheit lag und seine geistlichen Hirten wirklich für die Stellvertreter Gottes hielt; ja das eigenmächtige Verfahren des Papstes erhielt sogar den Schein der Rechtmäßigkeit durch die Dekretalen des falschen Isidorus, nach welchen ein Geistlicher dem Strafamt der weltlichen Macht ganz und gar entzogen war. Diese Dekretalen konnten noch mehr thun — sie konnten sogar eine offenbare Gewaltthätigkeit des Papstes gegen einen französischen König rechtfertigen, indem sie ihn zum alleinigen Richter über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit gewisser Ehen und über Ehescheidungen erhoben. Robert, Hugo Kapets Sohn, hatte eine gewisse Bertha seine Verwandte im vierten Grade zur Gemahlin. Die Geistlichen hatten damals zur Erweiterung ihres Einflusses und zur Vermehrung ihrer Einkünfte die verbotenen Grade der Verwandschaft bei der Ehe nach Belieben ausgedehnt, damit man sich in solchen Fällen die Dispensation von Rom recht oft und theuer erkaufen müßte. So hatten sie denn auch eine sogenannte geistliche Verwandschaft herausgebracht, nach der die gemeinschaftlichen Pathen eines Kindes als geistliche Verwandte betrachtet wurden und sich durchaus nicht untereinander ehelichen durften. Eine solche Verwandschaft fand nun zufällig zwischen Robert und Bertha Statt und da der stolze Gregor V. seine Macht gern an einem Könige versuchen wollte, weil er vom Kaiser Otto zu sehr eingeschränkt ward, so bedrohte er Robert mit dem Banne, im Fall er sich nicht scheiden ließe. Da der König auf diese Dro-

hungen nicht achtete, machte er in der That Ernst; er exkommunicirte die französischen Bischöfe, die die Ehe gebilligt hatten, sprach das Volk von dem Gehorsam gegen seinen verbannten König los und belegte ganz Frankreich mit dem sogenannten Interdikt oder Verbot des öffentlichen Gottesdienstes. Hier zeigte sichs nun einmal recht deutlich, wie die geistlichen Usurpatoren von jeher an den Thorheiten eifersüchtiger Regenten die mächtigste Stütze gehabt haben. Kaiser Otto III. war in eigener Person auf der Synode in Rom gegenwärtig, wo Gregor jene eigenmächtigen Schritte wagte; aber er schwieg und der Papst wurde wahrscheinlich durch diesen höheren Beistand so unglaublich dreist gemacht. — Genug! der Bannfluch that leider! seine Wirkung; die schlauen Bischöfe und Großen des Reichs erklärten vor dem Volk den Ausspruch des Papstes für die Stimme Gottes und der unglückliche, von allen seinen Unterthanen verlassene Robert mußte am Ende seine innigst geliebte Bertha verstoßen, wenn er nicht eine gefährliche Empörung der ohnedieß schon unruhigen Kronvasallen befürchten wollte.

So sieht man also die Päpste im eilften Jahrhundert schon manchen bedeutenden Fortschritt zur Alleinherrschaft in der katholischen Kirche machen; wenigstens gelingt es ihnen schon hie und da sich über die weltliche Macht zu erheben. Ehe sie indessen den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichen sollten, mußten sie noch einige unangenehme und angenehme Vorfälle erleben, die sie von ihrem Ziel des kirchlichen Despotismus bald zu entfernen drohten, bald ihm wieder näher zu führen versprachen

Zu jenen unangenehmen Vorfällen gehörten vorzüglich die Läſterungen, die ſich mehrere Verächter der katholiſchen Kirche gegen dieſe heilige Geſellſchaft erlaubten. Sie ſtammten dem größten Theil nach aus dem Orient her, breiteten ſich in Italien, Frankreich und Deutſchland zu einer immer bedeutendern und gefährlichern Menge aus, und wurden bei aller Verſchiedenheit in Sitten und Meinungen, von den Mitgliedern der katholiſchen Kirche mit dem allgemeinen Namen der Manichäer, als dem verhaßteſten unter allen damaligen Ketzernamen belegt. Im ſiebenten Jahrhundert hatte ein gewiſſer Armenier Paulus mehrere Sätze des alten Manichäismus aus der Vergeſſenheit wieder hervor gezogen. Er ſprach von einem Streit zwiſchen dem guten und böſen Gott, von dem Scheinkörper Chriſti, von der Verwerflichkeit des alten Teſtaments, von den Vorzügen des eheloſen Lebens, einer ſtrengen Diät u. ſ. w. und fand mit dieſen Schwärmereien in Armenien und in den angrenzenden Provinzen des Orients einen unerwarteten Beifall. Seine Anhänger, die ſich nach ihm Paulicianer nannten und den Namen Manichäer, als einen Schimpf- und Spottnahmen verwarfen, wurden ſogleich mit kaiſerlichen Geſetzen verfolgt, und als ſich im neunten Jahrhundert mehrere mißvergnügte und zum Theil wirklich unruhige Menſchen zu ihnen geſellten, brauchten die griechiſchen Kaiſer immer mehr Strenge gegen ſie, bis endlich die Kaiſerin Theodora, die Wiederherſtellerin des Bilderdienſtes im Orient, an der gänzlichen Ausrottung derſelben arbeitete. Sie flüchteten nun nach der Bulgarei und nach Thracien,

wo sie aber von den durch die Patriarchen und Priester aufgehetzten griechischen Christen mit Landesverweisung, Konfiskation der Güter u. s. w. so grausam verfolgt wurden, daß sie schaarenweise nach Italien überwanderten, von wo aus sie sich dann durch das übrige Europa weiter verbreiteten. Hier hing sich denn an ihre ursprünglichen Träumereien eine neue Schwärmerei nach der andern an; sie sprachen viel von einem höhern innern Licht, von einer innern Tugend, mehrere unter ihnen verwarfen allen äussern Gottesdienst, besonders das religiöse Possenspiel in der katholischen Kirche. Und wer konnte es ihnen verdenken, daß sie das Letztere nicht mitmachen wollten, da es von Jahr zu Jahr kindischer und alberner geworden war? So hatten z. B. um diese Zeit die Christen des Occidents den Rosenkranz schon sehr liebgewonnen, den ihnen die zurückkehrenden Pilgrimme aus dem Orient mitbrachten. Das Beten an Schnüren war von jeher bei den Braminen in Indien, und bei den Muhamedanern in Arabien Sitte gewesen, und die abendländischen Christen fanden ein solches gedankenloses Herplappern einer bestimmten Anzahl von Gebetsformeln sehr bequem; bis endlich der heilige Dominikus im dreyzehnten Jahrhundert das mechanische Fingerspiel mit dem Rosenkranz, das Hersagen einer vorgeschriebenen Anzahl von Vaterunsern und von Begrüßungen der Mutter Maria, bei den Mönchen seines Ordens gesetzlich einführte, wodurch es mit der Zeit ein allgemeiner Gebrauch durch die ganze katholische Kirche geworden ist. Was nun aber jene Schwärmer mehr noch, als ihre Gleichgültigkeit gegen den katholischen

Gottesdienst, verhaßt machte, war das, daß sie die göttliche Einsetzung des Klerus läugneten, von der bei ihm eingeführten Rangordnung verächtlich sprachen und überdies noch die Verehrung der Märtyrer, die Seelenmessen, den Bilder- und Reliquiendienst, die Sündentaxen u. s. w. schlechthin verwarfen. In gewisser Rücksicht konnten also diese Leute wohl Freunde der Aufklärung und Zeugen der evangelischen Wahrheit heißen; aber in den Augen des beleidigten Klerus waren sie unberufene Neuerer, unverschämte Aufklärer, Feinde Gottes und der Wohlfahrt der ganzen Christenheit. Indessen Verfolgungen brachten sie nicht zum Schweigen, vielmehr stieg ihr fanatischer Enthusiasmus mit jedem neuen Drangsal, das über sie verhängt wurde, und sie drohten am Ende der Hierarchie und dem Papst gefährlich zu werden. In der Mitte dieses eilften Jahrhunderts hatten sie ihren Hauptsitz in Mailand, wo sie von einem Distrikt dieses Landes noch den besondern Namen der Pateriner erhielten, und wo sich wahrscheinlich die Überreste der alten Manichäer und Arianer mit ihnen vereinigten. Man findet sie um diese Zeit, ausser Italien, auch in Spanien und Frankreich unter dem Namen der Passagerer (Vagabonden, Schwärmer) und der Publikaner, welches Letztere nur eine falsche Aussprache ihres ursprünglichen Namens der Paulicianer gewesen zu seyn scheint. Von ihren ehemaligen Wohnsitzen in der kleinen Tartarei und in Bulgarien hießen sie auch die Gazarer (Katharer) und Bulgaren; aus dem ersten Namen machten späterhin die Deutschen ihr allgemeines Schimpfwort Ketzer, so wie

die Franzosen aus dem andern ihr Bougres. — Kurz, alle jene Namen sind von äusserst schwankendem Gebrauch gewesen; theils hat man die wirklichen Wiederhersteller alter Ketzereien, theils bloße Schwärmer und Fanatiker, theils wirklich aufgeklärte und freidenkende Männer damit bezeichnet. Und daß nun endlich einmal solche hellere Köpfe hie und da auftraten und lauter wurden, war wohl kein Wunder zu einer Zeit, wo man sich in der herrschenden Kirche über die armseligsten Kleinigkeiten in vollem Ernst streiten konnte, z. B. über den ursprünglichen Platz einer Reliquie, über den ächten Namen eines Heiligen u. s. w.

Neben diesen unangenehmen Vorfällen erlebten denn doch die Päpste dieser Zeit auch manche Freude, besonders dann, wenn an der weitern Verbreitung des katholischen Lehrbegriffs mit Glück gearbeitet wurde. Dies war jetzt der Fall im Norden von Europa, wo sich Russen, Ungarn und Siebenbürgen zur katholischen Kirche bekehrten. Die Ungarn, eine ursprünglich asiatische Nation, hatten sich von den Gegenden des heutigen Polens aus den benachbarten deutschen Völkern durch ihre Streifereien sehr furchtbar gemacht. Erst im zehnten Jahrhundert wurden sie von den deutschen Königen so lange zurück gedrängt, bis endlich Kaiser Otto III. ihren Heerführer Stephan, feierlich zum Könige der Ungarn ernannte. Die Gemalin des neuen Königs, eine baiersche Prinzessin und die heimlichen Machinationen von Rom aus, scheinen ihn wohl am meisten dahin bestimmt zu haben, endlich das Christenthum in seinem Reich zur herrschenden

Religion zu machen, und sich zur Einrichtung von Kirchen, Klöstern und Bißthümern aus dem griechischen Reich und aus dem benachbarten Deutschland Priester und Mönche kommen zu lassen. Auch die Siebenbürgen zwang er zehen Jahre später zur Annahme des Christenthums, als er diese Nation seinem Scepter unterworfen hatte. Bei den Russen endlich, einem slavischen Volk, das sich im neunten Jahrhundert an dem Dnieper und an der Wolga niedergelassen hatte, war Wladimir der erste glückliche Beförderer der Aufklärung und Kultur gewesen, Durch Eroberungen, durch Anlegung von Städten und durch die Begünstigung des Handels hat er sich bei seiner Nation den Namen des Großen und den Ruf eines Heiligen erworben. Bis auf ihn wollte das Christenthum, aller Versuche der Heidenbekehrer ohngeachtet, immer kein Glück machen, bis sich Wladimir nach dem Wunsche seiner Gemalin, einer griechischen Prinzessin, taufen ließ und so das Christenthum nach und nach zur Staatsreligion erhob. Natürlich ward nun in Allem, zum Verdruß der römischen Bischöfe, das griechische Kirchenritual kopirt, so daß sich in Rußland bis auf den heutigen Tag die Alleinherrschaft der griechischen Kirche erhalten hat. — Während dieses beständigen Wechsels von angenehmen und unangenehmen Vorfällen versäumten denn die Päpste des eilften Jahrhunderts vor Gregor VII. nicht, allerlei Versuche zu machen, um das Gebäude der geistlichen Monarchie zu vollenden und ihm sowohl durch die Befestigung von innen, als durch die Erweiterung von außen mehr Haltbarkeit, Glanz und Unerschütterlichkeit zu geben.

Derjenige deutsche Kaiser, der zum letzten Male die kaiserlichen Hoheitsrechte über Papst und Italien ausübte, war Heinrich III. Gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts nahmen die Streitigkeiten über die Papstwahl in Rom so zu, daß sie oft in blutige Händel ausarteten. Da die Päpste und Gegenpäpste sich unabläſſig einander zu verdrängen suchten, so mußte sich Heinrich endlich entschließen, in eigener Person mit einem Heere nach Italien zu kommen, wo er denn sein kaiserliches Ansehen, wie wenige seiner Vorgänger behauptete. Nach dem Wunsche der herrschenden Parthei wurden die drei alten Päpste abgesetzt und der Kaiser ernannte einen Bischof von Bamberg, unter dem Namen Klemens II., zum Papst, weil er auf die Treue eines Deutschen sicherer bauen zu können glaubte. Nun saßen mehrere Deutsche hintereinander auf dem apostolischen Stuhl, von denen der eine Leo IX., ohngeachtet seines rühmlichen Eifers für die Kultur des verwilderten Klerus, denn doch auch sehr eigenmächtige Schritte zur Erweiterung der päpstlichen Macht wagte. So exkommunicirte er z. B. den König von Ungarn und belehnte die Normannen, die sich nach glücklicher Besiegung der Saracenen von Sicilien bis nach dem päpstlichen Gebiet heraufgezogen hatten, mit allen von ihnen schon eroberten und künftig noch zu erobernden Besitzungen in Sicilien und Italien, gerade so, als wenn diese Länder von jeher ein unbezweifeltes Eigenthum der Päpste gewesen wären. Seit dieser Zeit haben sich denn auch alle spätere Päpste das Recht der Oberlehnsherrschaft über Neapel und Sicilien angemaßt, bis sich endlich in neuern

Zeiten die Könige beider Sicilien weigerten, den Zelter und die Lehnspflicht, als Zeichen der Vasallenschaft, so gutwillig als ihre Vorgänger zu stellen. — Kaiser Heinrich III., der die übermüthigen Päpste durch sein männlich festes Betragen noch im Zaum gehalten hatte, starb leider! zu frühe für seinen Sohn, den nachmals so unglücklichen Heinrich IV. ehe er noch selbst für seine Bildung Sorge tragen konnte. Die Vormünderin des jungen minderjährigen Prinzen, seine eigene Mutter Agnes, war zwar eine Fürstin von Verstand und Einsichten; aber abgerechnet, daß eine solche vormundschaftliche Regierung in der Regel etwas schwach zu sein pflegt, so hatte die Kaiserinn auch schon in Deutschland zu viel zu thun, als daß sie den Italienern ihre eigenmächtigen Papstwahlen mit Nachdruck hätte untersagen können. Diese augenscheinliche Schwäche der Regierung wußte Papst Nikolaus II. zum Vortheile des apostolischen Stuhls zu benutzen und so wenig man auch bis jetzt in den vielen Versuchen der Päpste zur Erweiterung ihrer Macht, ein festes, gleichsam verabredetes System bemerken konnte, so werden doch jetzt die planmäßigen Vorbereitungen zum Übergang in die neue Periode des päpstlichen Despotismus nur zu sichtbar. Der verschlagene, herrschsüchtige Geist Gregors des VII. schwebt schon jetzt über der päpstlichen Krone, unterdessen er selbst hinter dem Vorhange, die Fäden der feinsten Intrigue ganz unmerklich nach seinem Willen zu lenken weiß. Das große Ziel, nach dem jetzt jede öffentliche und geheime Unternehmung der Päpste hinarbeitete, war der sehnlichste Wunsch, daß sie es, frü-

her oder später, doch gewiß einmal mit den deutschen Kaisern eben so machen könnten, als es ihre Vorgänger schon an Königen versucht hatten und das einzige Mittel, das zu diesem Ziel sicher hinführen konnte, war das, daß die Papstwahl nicht nur den Händen der Römer, sondern auch der Kaiser selbst entrissen wurde. Diesen wichtigen Schritt wagte Nikolaus II. gleich beim Antritt seiner Regierung nnd führte ihn unter Begünstigung der Zeitumstände glücklich aus. Er veranstaltete nämlich (1059) eine Synode zu Rom, auf der das berühmte Dekret fest gesetzt ward, daß künftighin die Wahl eines neuen Papstes einzig und allein von den Kardinalbischöfen des römischen Gebiets und von den Kardinalpfarrern der Stadt Rom abhängen und dagegen der übrige römische Klerus mit dem Volk, so wie der Kaiser bloß ihre Einwilligung hinterher geben sollten. So ward denn also das von den Zeiten der Aposteln her beibehaltene Wahlrecht der Geistlichkeit und der Laien in eine bloße Akklamation (Zustimmung) verwandelt und zugleich behauptet, daß das kaiserliche Bestätigungsrecht bloß ein von den Päpsten zugestandenes persönliches Recht und Privilegium sei. Übrigens war der Beiname Kardinal, den ehemals mehrere Bischöfe, Presbyter und Diakonen des Occidents als Ehrennamen geführt hatten, jetzt ein ausschließender Beinamen der Suffraganbischöfe in dem nächsten Kirchensprengel des Papstes und der Pfarrer an den Hauptkirchen in der Stadt Rom selbst geworden. Diese Leute, die die Gehülfen des Papstes in seinem bischöflichen Amt und gleichsam den geistlichen Hofstaat des jedesmali-

gen Nachfolgers Petri ausmachten, wurden ganz unmerklich zu dem berühmten Kardinalskollegium organisirt, das von jetzt an bei der Erledigung des apostolischen Stuhls die Gewalt der Päpste ausübte, einen neuen Papst wählte und gewissermaßen das geborne Ministerium der Päpste genannt werden könnte. Und so ist es denn bis auf den heutigen Tag das Haupt Werkzeug der feinsten römischen Politik geblieben. — Außerdem belehnte nun Nikolaus noch in demselben Jahre den Herzog Robert der Normannen mit allen Eroberungen dieser Nation in Italien und, so wie er auf der einen Seite für die möglichste Unabhängigkeit seines Stuhls von aller weltlichen Macht sorgte, so brachte er es auch dahin, daß alle Erzbischöfe durch ganz Italien als Vasallen des römischen Stuhls betrachtet wurden.

Die Seele und zugleich das vornehmste Werkzeug solcher und ähnlicher Unternehmungen zur allmäligen Vollendung des Gebäudes der römischen Hierarchie war ein gewisser Hildebrand, der vertraute Freund und Rathgeber des jetzt regierenden Papstes. Er war gebürtig aus einer kleinen Stadt in Toskana und zwar von niedrigem Herkommen, woraus man sich theils seinen nachmaligen Haß gegen Fremde, besonders gegen Deutsche (die in der Sprache der Italiener schon damals Ultramontanen hießen,) theils den empörenden Bauernstolz erklären kann, mit dem er sich späterhin, als Papst, besonders gern an gekrönten Häuptern reiben mochte. Er ward Anfangs ein gemeiner Mönch und erhielt seine erste Bildung in der damals sehr berühmten und blühenden Schule zu Klugni. Hier bemerkte man

schon an ihm die ersten jugendlichen Äußerungen eines hervorragenden Genies, und durch die harte Lebensweise der Kluniäcenser wurde sein Charakter zu derjenigen steifen Unbiegsamkeit gebildet die ihn in der Folge so unerschütterlich und furchtbar gemacht hat. Auf den vielen Reisen, die er in seinen ersten männlichen Jahren als Geschäftsträger der Päpste durch Italien, Frankreich und Deutschland machte, wurde er mit den Charakteren der damaligen Regenten und ihrer Großen, mit der Denkungsart des großen Haufens und mit den Schwächen der Regierungen, mit dem einander entgegenarbeitenden Interesse der hie und da herrschenden Partheien und bei dem Allen zugleich mit seiner eigenen Fähigkeit zur Ausführung großer Projekte so innig vertraut, daß er hernach, als er nur erst die Macht in Händen hatte, der Schrekken beinahe der ganzen christlichen Welt werden konnte. Da der römische Hof zwanzig Jahre hindurch keine Sache von Wichtigkeit ohne seinen Rath und ohne seine Vermittelung unternahm und ausführte, so war es bei seinem weitumfassenden, wirklich großen Geist kein Wunder, daß er sich einen Schatz der feinsten Weltkenntniß und Politik einsammelte, der sich denn bei ihm mit einer unbegrenzten Herrschsucht, mit einer seltenen Standhaftigkeit und Entschlossenheit, mit einem plumpen Stolz und bei dem Allen noch mit einem Schein von Religiosität und Redlichkeit vereinigte. Papst Leo IX., der den jungen talentvollen und frommen Mönch zuerst in Deutschland kennen gelernt hatte, gab seinem Glück in so fern den ersten Anstoß, als er ihn mit sich nach Rom nahm, wo er Subdiakonus ward.

In seinem vertrauten Freunde Nikolaus II. hatte er durch seine Vermittelung bei Hofe und durch seinen Einfluß auf die römische Klerisei nun schon den zweiten Papst auf den apostolischen Stuhl erhoben und dieser letztere mußte ihm dann jenes Projekt ausführen helfen, das sich schon in Deutschland in seiner Seele entwikkelt hatte, nämlich den Kaisern das Recht der Papstwahl zu entreißen. Als Archidiakonus und erster Gehülfe des Papstes konnte er seinen Einfluß auf die Wahl der Päpste, so wie auf alle ihre Anordnungen immer mehr erweitern und die Päpste führten bloß die Pläne aus, die er ihnen entworfen hatte. Sein unmittelbarer Vorgänger auf dem Stuhl Petri mußte nach seinem Willen ohne Beistimmung der Kaiserin Agnes zum Papst ernannt werden und es war einzig und allein sein Betrieb, daß der niedrigdenkende Erzbischof Hanno von Kölln den jungen Heinrich IV. entführte, damit derjenige, mit dem er noch einmal auf dem großen Schauplatz der Welt eine Lanze zu brechen gedachte, unter den Händen der Priester in aller Unwissenheit und Wildheit aufwachsen möchte. Sein Plan gelang ihm auch vollkommen; die tief gekränkte Agnes legte die Vormundschaft nieder und Heinrich ergriff das Ruder eines großen Staats, ehe er noch sich selbst regieren gelernt hatte.

Das immer höher steigende Ansehen der Päpste erregte vorzüglich den Neid der Patriarchen in Konstantinopel, die bei der täglich wachsenden Abnahme der Macht und des Wirkungskreises ihrer eigenen Landesherren hinter ihre verhaßten Nebenbuhler in Rom immer weiter zurücktreten mußten. Die Tren-

nung zwischen der griechischen und lateinischen Kirche, die in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts durch einen hitzigen und unvorsichtigen Patriarchen in Konstantinopel (Photius) zuerst veranlaßt worden war, wurde jetzt durch einen hitzigen Brausekopf leider! vollendet. Eigentlich war der Streit zwischen beiden Kirchen bei dem Stillschweigen der streitenden Partheien für jetzt mehr eingeschlafen, als wirklich beigelegt und es kam zu einem abermaligen Ausbruch desselben nur darauf an, daß einmal wieder zwei gleich stolze und herrschsüchtige Männer die Patriarchenstühle in Rom und Konstantinopel bestiegen. Dieser Fall trat gerade jetzt ein. Michael Cerularius, Patriarch von Konstantinopel, schickte in der Mitte des eilften Jahrhunderts mehrere Briefe aus, worin er die lateinische Kirche wegen des Gebrauchs ungesäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genusses des Blutes und des Erstickten, wegen des Sonnabendsfastens u. s. w. geradezu verketzerte. Sobald diese Briefe auch dem damaligen Papst Leo IX. in die Hände kamen, gab er die Verketzerung in einem sehr gebieterisch geschriebenen Briefe doppelt zurück und exkommunicirte zugleich die ganze griechische Kirche auf einer Synode zu Rom! Der damalige griechische Kaiser Konstantin IX. wollte es mit dem Papst nicht gern verderben, weil er durch dessen wirksames Fürwort bei Kaiser Heinrich III. doch noch einiges von seinen Besitzungen in Neapel und Sicilien gegen die Normannen und Saracenen zu retten hoffte und um also den Stolz des Prälaten zu schmeicheln, ließ er sich zur gütlichen Beilegung des Streits drei Legaten von ihm ausbitten.

Diese fuhren aber bei der Gelegenheit so trotzig durch, daß die gegenseitige Erbitterung nur noch vergrößert ward. Sie wagten es sogar, den lateinischen Bannbrief, worin Michael mit seinem ganzen Anhang exkommunicirt wurde, auf den eigenen Altar des Patriarchen in Konstantinopel hinzulegen. Bei dieser plumpen Herausforderung stieg natürlich der Groll dieses ohnedieß schon sehr hitzigen Mannes aufs Höchste, er rächte sich wieder durch Exkommunikation und Bannfluch und indem sich nun die streitenden Partheien in einen für beide Theile gleich schimpflichen, höchst groben und wüthenden Schriftwechsel über die armseligsten Kleinigkeiten einließen, ward die Spaltung zwischen den beiden Kirchen unheilbar. — Bei den lateinischen und griechischen Schriftstellern, die an diesem Streit Antheil nahmen, ist der gesunkene theologische Geist des Zeitalters recht sichtbar; aber überhaupt liefert uns Alles das traurigste Gemälde von dem damaligen Zustande der Literatur bei den Griechen. Die ganze Gelehrsamkeit bestand jetzt bei ihnen nur im Sammeln und Excerpiren und besonders sind die griechischen Geschichtsauszüge dieses Zeitalters höchst unbedeutend. Den meisten Werth haben noch die vielen Schriften theologischen, philosophischen, mathematischen und physikalischen Inhalts, die ein gewisser Michael Psellus hinterließ. Dieser Mann, an dem die Natur noch einmal ihre letzten Kräfte aufgeboten zu haben schien, ward durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit eine ganz ungewöhnliche Erscheinung unter seinen Zeitgenossen. Nach Vollendung seiner Studien in Athen bestieg er den ersten Lehrstuhl der Philosophie in sei-

ner Vaterstadt Konstantinopel, ward Erzieher der jungen kaiserlichen Prinzen und starb endlich in der Einsamkeit eines Klosters.

Dagegen wurde es in der lateinischen Kirche im Ganzen denn doch schon sichtbarer, wie sich hier der menschliche Geist aus der Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit heraus und dem Licht der hellern und freiern Denkart entgegen zu arbeiten strebte, nur daß er sich leider! von dem einreißenden geistlichen Despotismus des folgenden Zeitalters neue Fesseln anlegen laßen mußte. Es ist allerdings merkwürdig, daß gerade die Klöster, die bisher in der Regel der Sitz einer müssigen Spekulation und eines ganz mechanischen Tagewerks gewesen waren, jetzt hie und da die Pflanzschulen des von Neuem erwachenden Geschmacks an Gelehrsamkeit wurden. Man fängt dort schon an, Schriften für die Geschichte auszuarbeiten, die denn doch den bisherigen Mönchschroniken keinesweges gleichgeachtet werden dürfen; besonders fanden aber die Dialektik und Metaphysik des Aristoteles viele Verehrer und die gelehrte, systematische Behandlung der theologischen Lehrsätze der herrschenden Kirche wurde nun schon allgemeiner. Hierin gab vorzüglich ein gewisser Berengarius den Ton an, der den ersten Grund zu der späterhin so berühmten scholastischen Theologie gelegt hat. Jedoch verdient er hier am Ende unsers Zeitraums in so fern noch eine ausgezeichnete Erwähnung, als er den leidigen Streit über die Verwandlung des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl (den Sakramentarischen oder Eucharistischen Streit) von Neuem angeregt hat. Die

Ratbertische Theorie von der wirklichen Verwandlung des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl hatte zwar in Italien viele Vertheidiger gefunden, aber man betrachtete sie bis jetzt doch nur als einen Gegenstand gelehrter Spekulation, denn noch hatte sie nicht durch den Beitritt der Koncilien und Päpste das Ansehen eines gesetzlichen und wesentlichen Bestandtheils der kirchlichen Orthodoxie erhalten. Das sollte jetzt geschehen, als besonders mehrere, durch das Studium der Dialektik und durch die Lektüre der Schriften des Johannes Skotus Erigena aufgeklärte französische Theologen jener Hypothese sowohl öffentlich, als auch ins geheim widersprachen. Der merkwürdigste unter ihnen ist eben jener Berengarius, der von seinem Vaterlande Tours in Frankreich den Beinamen Turonensis erhielt. Er hatte in der berühmten Schule zu Chartres unter der Anleitung des gelehrten Abt Fulbert eine ausgezeichnete Bildung erhalten, wodurch seine seltenen Talente zur vollkommenen Reife gelangten. Als Vorsteher der Stiftsschule in seiner Vaterstadt brachte er diese Anstalt durch seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit und besondre Stärke in der Dialektik zu einem solchen Flor, daß die Zöglinge aus der Fremde hinzuströmten. Man berief ihn daher als Archidiakonus nach Angers wo denn der scharfsinnige Mann mit Hülfe seiner großen Belesenheit in der Bibel und in den Schriften der Kirchenväter zeigte, daß die Ratbertische Theorie eben so grobsinnlich, als den deutlichsten Aussprüchen der Bibel und der Kirchenväter durchaus widersprechend sei; vielmehr müsse man, mit dem Johannes Skotus Erigena, Brot und Wein im

Abendmahl nur für Zeichen des abwesenden Leibes und Blutes Christi halten. Der größte Theil der Landsleute schätzte den Berengarius seiner gründlichen Kenntnisse, seines Scharfsinns, seines feinen Witzes und besonders seines unsträflichen Wandels so hoch, daß er bei einer solchen Äußerung gewiß keine Gefahr zu befürchten gehabt hätte, wenn es nicht dem Italiener Lanfrankus, Abt und Lehrer bei der Klosterschule zu Bek in der Normandie, gelungen wäre, den denkenden Mann zu unterdrükken. Sobald dieser nämlich hörte, daß Berengarius eine Theorie verwarf, für die er selbst sein Leben gelassen hätte, so brachte er es durch seinen Einfluß in Rom dahin, daß Leo IX. (1050) auf zwei Synoden zu Rom und Vercelli nicht nur den abwesenden Berengarius verdammen, sondern auch die Schriften des Skotus, als die Quelle seiner Ketzerei, verbrennen ließ. Auf dieses gegebene Zeichen fielen nun Berengars zahlreiche Feinde in Frankreich, wie Wüthende, über ihn her; man verdammte den unschuldigen Mann auf einer Synode zu Paris, warf ihn in ein hartes Gefängniß und beraubte ihn aller seiner Habseligkeiten. Indessen blieb er bei seiner Meinung und der Streit ruhte eine Zeitlang. Aber seine Feinde, und unter ihnen vor allen der rachsüchtige Lanfrankus arbeiteten ihm im Stillen entgegen; Berengarius selbst aber besaß mehr Eifer, für die Wahrheit zu wirken, als Muth und Standhaftigkeit, auch für sie zu leiden, so daß er sich mehrmals zum Widerruf bewegen ließ. Als er das erstemal vor dem Kardinal Hildebrand in Tours seine Meinung abschwören sollte, war dieser zu seinem Glück so

ganz

ganz für ihn gestimmt, daß er sich an einem unbestimmten Glaubensbekenntniß begnügte. Sobald aber Nikolaus II. Papst geworden war, mußte er nach Rom kommen, wo sich der schüchterne Mann durch allerhand Drohungen zur Unterschrift des Bekenntnisses zwingen ließ, „daß nach der Konsekration Leib und Blut Christi nicht figürlich, sondern wirklich im Abendmahl zugegen seien, so daß sie dort von den Händen des Priesters betastet und gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt würden.“ Kaum war indessen Berengarius den Händen seiner Feinde wieder nach Frankreich glücklich entronnen, so erklärte er sich in einer besondern Schrift laut für seine alte Meinung und verwarf jenes krasse Bekenntniß sammt dem darauf abgelegten Eide, weil ihm Beides mit Gewalt abgedrungen worden wäre. Dagegen trat nun der furchtbare Lanfrankus mit seinem berühmten Buch „von dem Körper und Blut des Herrn“ auf, worin er seinen Gegner in dem triumphirendsten Ton nieder zu donnern suchte. Es gehört noch jetzt eben so zu den Hauptwerken in der Geschichte des Eucharistischen Streits, als es von jeher von den römisch-katholischen Theologen ohne Unterschied, ja selbst von einigen protestantischen über Verdienst gelobt worden ist. Unterdessen war Berengars heimlicher Patron Hildebrand (1073), unter dem Namen Gregors VII., Papst geworden und es stand nun zu erwarten, daß er sich seines Klienten mit glücklichem Erfolg annehmen würde. Wirklich ließ er ihn auch, da die Klagen gegen ihn von Jahr zu Jahr zunahmen, abermals nach Rom kommen, wo er sich wie-

der an einer ganz unbestimmten und zweideutigen Erklärung seines Glaubens genügen ließ, weil er mit ihm derselben Meinung war, daß man zwar die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi beim Abendmahl weder läugnen könne, noch dürfe, nur ließe sich die Art dieser Gegenwart durchaus nicht genauer bestimmen und am wenigsten sei eine Verwandlung der Substanzen gedenkbar. Unterdessen ward aber das Geschrei der Gegner immer lauter und lauter und Gregor, der denn doch bei der ganzen Sache lieber seinen Klienten, als den Ruf seiner eigenen Orthodoxie aufopfern wollte, ließ ihn noch einmal nach Rom kommen, wo er beschwören mußte, daß Brot und Wein beim Abendmahl durch die Konsekration des Priesters nicht bloß im figürlichen Sinn, sondern der wirklichen Substanz nach in den wahren, wesentlichen Leib und in das wahre, wesentliche Blut Christi verwandelt würden. Berengarius widerrief wie ehemals, sobald die Gefahr nicht über seinem Haupt schwebte und Lanfrankus mit den übrigen Gegnern schrieb aufs heftigste wider ihn; aber der heimliche Schutz des Papstes nützte dem unglücklichen Mann doch so viel, daß er wenigstens nicht offenbar verfolgt werden durfte. Er zog sich am Ende in die Einsamkeit zurück, blieb seinem Glauben und seinem unsträflichen Wandel getreu und starb beinahe neunzig Jahr alt. Erst im Anfange unsers achtzehnten Jahrhunderts ward es aus einigen, bis dahin ungedruckten Schriften Berengars einleuchtend, daß ihn weder die Katholiken so geradezu als einen argen Ketzer, noch die Lutheraner als einen Vertheidiger des bloßen Tropus oder

der figürlichen Gegenwart Christi im Abendmahl so unbedingt verdammen und also eben so wenig die Reformirten ihn, wie bisher immer geschehen war, für ihren Vorgänger erklären dürften; denn nun zeigte sichs, daß er zwar die Transsubstantiation, nicht aber die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl geläugnet habe. Indessen glaubte man doch immer noch, der schüchterne Mann habe von Anfang an seine wahre Meinung hinter Zweideutigkeiten versteckt und wohl gar noch gegen das Ende seines Lebens die Theorie von der Brotverwandlung ergriffen, bis endlich Lessing, der so manchen, verkannten und verläumdeten, großen Mann des Alterthums mit vielem Glück in Schutz nahm, aus einer bis dahin ungedruckten Schrift unwiderleglich bewies, daß Berengarius bis an sein Ende jener ersten, ursprünglichen Meinung treu geblieben sei.

Hier am Ende eines großen Abschnitts, wo sich die Aussicht auf Begebenheiten eröffnet, die noch kein menschliches Auge gesehen und kein menschliches Ohr gehört hatte, hier am Eingange zu der Periode der höchsten, uneingeschränktesten päpstlichen Macht und Alleinherrschaft ist es wohl der Mühe werth, still zu stehen und, wie von einem höhern Standpunkt aus, den zurückgelegten Weg mit Einem Blick zu überschauen. In demjenigen, was jetzt gegen das Ende des eilften Jahrhunderts christliche Kirche und christliche Religion hieß, erkennt man kaum die ursprünglichen religiösen Lehren und kirchlichen Einrichtungen Christi und der Apostel wieder und der Freund dieser ursprünglichen Religion und Kirche ist es sich selbst und der Wahrheit schuldig, sich von dem großen, düstern Gemälde, das er bisher stückweise durchmustert hatte; die hervorstechendsten Stellen noch einmal vor Gedächtniß und Phantasie zu bringen.

Jesus Christus war also während der Regierung des Augustus unter den Juden in der Absicht aufgetreten, um zunächst seine Landsleute von dem drückenden Joche des pharisäischen Afterdienstes zu befreien, ihren Geist allmälig über den tödtenden Buchstaben des Mosaischen Gesetzes zu erheben und sie zu dem belebenden und beseligenden Glauben an Einen allgemeinen Vater des ganzen menschlichen Geschlechts zu führen, der einen jeden nach seinem Wandel auf Erden in einem künftigen Leben vergelten werde. Da sein menschenfreundlicher Plan zunächst nur für seine Nation angelegt und berechnet war, so akkommodirte er sich auch, wo es nur seinen

Grundsätzen unbeschadet geschehen konnte, nach gewissen Vorurtheilen, die nun schon einmal einheimisch bei ihnen geworden waren und benutzte vorzüglich ihre Ideen von einem Messias und Messiasreich, so wie er auch gewisse in die Augen fallende Handlungen verrichtete, um seine gereinigtern Religionsideen desto leichter bei ihnen einführen zu können. Außerdem wählte er sich aber auch in den Jahren seines Lehramts, wo er schon durch die Erfahrung davon überzeugt worden war, daß er mit der neuen Lehre gerade bei seiner Nation den wenigsten Eingang finden würde, eine Gesellschaft tüchtiger junger Männer aus, die nach seinem Tode seine bessern Vorstellungen von Gott, von den Pflichten der Menschen als göttlichen Geboten und von einem künftigen Zustande der Vergeltung, auch über die Grenzen des jüdischen Staats hinaus verbreiten sollten. Diese Männer haben so wenig, als Christus selbst, an die Stiftung einer abgesonderten Kirche gedacht; aber der Druck der Juden und die Verfolgungen der Heiden machten es nothwendig, daß sich die Anhänger der neuen Lehre immer mehr und mehr von den herrschenden Religionspartheien zurückzogen. Von der jüdischen Kirche erfolgte diese Trennung mit der Zerstörung Jerusalems, indessen findet man doch mehrere Einrichtungen und Gebräuche derselben in der ersten christlichen Kirche wieder. In den drei ersten Jahrhunderten vermehrte sich nun die Anzahl der Christen zu einer für das Heidenthum so furchtbaren Menge, daß die römischen Kaiser sie mit Verfolgungen einschränken zu müssen glaubten; aber eben diese Verfolgungen, so wie jene täglich wach-

sende Menge führten die Gesellschaft der Christen, mehr durch das Bedürfniß, als durch Verabredung auf diejenige erste Einrichtung der Kirche hin, die noch bis auf den heutigen Tag nach den mannigfaltigsten Veränderungen und Revolutionen in einem Zeitraum von achtzehn Jahrhunderten die Grundlage der jetzigen kirchlichen Verfassung der Christen geblieben ist. Leider! hat sich diese erste christliche Kirche nur eine kurze Zeit hindurch des Namens einer wahren religiösen Gesellschaft würdig gemacht, nämlich nur so lange, als sie sich von gleichen Gesinnungen und von dem herrschenden reinen Triebe regieren ließ, ihre Verbindung als ein Mittel zu gebrauchen, um den gemeinschaftlichen Zweck, die Lehre Christi unter sich aufrecht zu erhalten, desto leichter und sicherer erreichen zu können. Aber hier, so wie bei allen menschlichen Unternehmungen, die ins Große gehen, mischte sich nur zu bald der leidige Egoismus mit ins Spiel und so wurden, unter den Händen einzelner herrschsüchtiger Mitglieder der Gesellschaft, nicht nur die ihrem ersten Entstehen nach unschuldigsten Einrichtungen ein Mittel, den übrigen Theil der Gesellschaft zu unterjochen, sondern die reine Religion Christi selbst wurde auch zur Erreichung ihres erhabenen Ziels der moralischen Veredlung von dem Augenblick an immer unwirksamer gemacht, als sie jenen herrschsüchtigen und eigennützigen Christen die Unterjochung ihrer schwächern Mitbrüder erleichtern mußte. Dazu kam, daß sich diese höchst einfache Religion Zusätze, die ihr zum Wohl ihrer Bekenner ewig fremd hätten bleiben sollen, aufdringen lassen mußte, wenn ihr entweder gutmeinende Christen

einen Dienst dadurch zu erweisen glaubten, daß sie die von ihnen nicht gehörig verdauten Sätze fremder philosophischer Systeme mit der einfachen Moral des Christenthums vermischten, oder wenn jenen Herrschsüchtigen der unglückliche Einfall in den Sinn kam, sich zu Glaubensrichtern ihrer Mitchristen aufzuwerfen. Leere Spitzfindigkeiten, worauf diese Leute im Streit mit Andersdenkenden gerathen waren, wurden nun durch ihren Einfluß auf das Ganze zum herrschenden Glauben erhoben. Es ist in der That zu bedauern, daß gerade diejenigen, die ihrer ersten Bestimmung nach die Wohlthäter ihrer schwächern Mitbrüder hätten sein sollen — daß die Lehrer die drükkendste Herrschaft über jene ausübten! Gerade die Männer, denen man ihrer bessern Einsicht wegen den Unterricht der Übrigen anvertraut hatte, die Episkopen und Presbyter mißbrauchten das Ansehen, das ihnen ihr höheres Alter, ihre reifere Erfahrung und ihre gründlichern Kenntnisse bei den andern Christen verschafft hatten dazu, um sich einer über den andern und endlich alle, zusammengenommen mit ihren niedern Gehülfen und Dienern, als ein abgesonderter Orden über den großen Haufen der Laien zu erheben und ihn nach ihrem Willen zu lenken. Das Recht, Verordnungen zu machen und Gesetze zu geben, wußten die schlauen Kleriker, deren Anzahl sich bei der größern Ausbreitung des Christenthums fast täglich vermehrte, allmälig den übrigen Gemeingliedern, denen es ursprünglich zu kam, aus den Händen zu winden, indem sie auf den Synoden aus dem, ihnen von ihren Gemeinen bloß übertragenen Recht, Anordnungen zu treffen

und Gesetze zu geben, ein eigenthümliches Recht ihres Standes machten. Eben diese Synoden, so wie die ganze Diöcesan-Einrichtung der ersten Kirche gaben aber auch zu einem Rangstreit unter dem Klerus selbst Gelegenheit, und aus dem sich bildenden Subordinationssystem des Klerus, besonders aus dem Metropolitansystem, das schon von Konstantin dem Großen gegründet ward, erhob sich in spätern Zeiten die Hierarchie mit allen ihren Greueln. — Die theologischen Streitigkeiten, die entweder auf dogmatische oder auf moralische Sätze des Christenthums Bezug hatten, oder vielmehr dem Christenthum ganz fremdartige, dogmatische und moralische Sätze aus der griechisch-alexandrinischen, altpersischen, orientalischen und Pythagoräisch-Platonischen Philosophie erst aufbürdeten, entstanden in der Regel daher, daß man das Christenthum den Heiden annehmlich machen wollte und sichs gar nicht denken konnte, daß Christus wirklich in solchen Aphorismen, wie sie in den Evangelien aufbewahrt worden sind, seine helleren Ideen unter seine Landsleute verbreitet und nicht vielmehr ein ganz schulgerechtes System mit allerhand Terminologien vorgetragen haben sollte. Leute, wie z. B. mehrere Gnostiker, wie Montanus, Manes und ähnlichen Gelichters wollten gar noch klüger sein, als ihrer Meinung nach Christus selbst gewesen war und brachten daher wahre Mißgeburten einer leeren Spekulation und einer überspannten Moral an den Tag. Am nachtheiligsten war aber wohl die Wirkung jener Montanistischen, so wie besonders auch der Novatianischen Streitigkeiten von der Seite, daß sich während derselben und durch sie

der Begriff von der Einheit der Kirche allmälig bildeten, der der Hierarchie eben so günstig war, als er späterhin den offenbaren Verfälschungen der reinen Religion Christi ein gesetzliches, kirchliches Ansehen verschafft hat. — Und was wird man sich endlich wohl von der sonst so hochgepriesenen Heiligkeit und Unbescholtenheit der ersten christlichen Kirche vor Konstantin dem Großen für einen Begriff machen können, wenn man aus der genauern Geschichte der drei ersten Jahrhunderte weiß, daß Hang zur Mystik und Ascetik, daß eine alberne Vorliebe für die Geist und Herz tödtende Einsiedler- und Mönchsmoral schon jetzt in den Köpfen so vieler Christen ihren Sitz aufgeschlagen hatte? Wenn man von den in ihrer ersten Einrichtung allerdings recht gutgemeinten Bußübungen am Ende des dritten Jahrhunderts schon die falsche Vorstellung faßte, als ob durch sie, so wie durch Märtyrerthum und Almosengeben, Vergebung der Sünden bei Gott erlangt werden könnte, so läßt sichs erwarten, daß die Moralität der Christen der drei ersten Jahrhunderte wohl schwerlich die ächte gewesen sein möchte. Werke, wie Cyprians Schrift von den Abtrünnigen, des Gregorius von Nyssa Leben des Gregorius Thaumaturgus u. a. m. zeigen hinreichend, daß eben die Christen, die den jüdischen Stolz hegten, das auserwählte Volk Gottes zu sein, sich dennoch dabei der gröbsten Laster schuldig machten und dann überdieß noch hie und da es wagten, zu Ehren des großen Mannes, dessen ehrwürdigen Namen ihr niedriges Betragen entheiligte, die Tempel der Heiden einzu-

reißen und ihre Altäre sammt den Götzenbildern niederzustürzen.

Konstantin der Große war nun der erste römische Kaiser, der die Religion auf dem Thron öffentlich bekannte, so wenig er ihr auch durch sein herrschsüchtiges und blutdürstiges Betragen Ehre machte. Man hat wohl zuweilen den Wunsch geäußert, daß doch das Christenthum nie den Sieg über das Heidenthum davon getragen haben möchte, nie aus einer bis dahin bloß geduldeten Religion die Staatsreligion in dem unermeßlichen römischen Reich geworden wäre, weil das nur dazu gedient hätte, die traurige Barbarei des Mittelalters herbeizuführen. Aber dabei hat man vergessen, wie viel die Einfälle der wilden Horden germanischer, slavischer und anderer fremden Völker zu dieser Barbarei mitgewirkt haben und zugleich — was bei solchen und ähnlichen Räsonnements der Hauptfehler zu sein pflegt — auf die Rechnung der christlichen Religion geschrieben, was eigentlich nur die Schuld der unweisen Anhänger derselben, besonders unter der Klerisei war. Freilich ist das, was man Ausbreitung des Christenthums unter Gothen, Sueven, Vandalen, Burgundern und Franken, die sich in die Provinzen des abendländischen Kaiserthums getheilt hatten, zu nennen pflegt, nichts weiter gewesen, als Ausbreitung eines besondern, durch Kabalen und theologische Streithändel zur Herrschaft gelangten Lehrbegriffs; freilich war die Annahme des damaligen Christenthums (wenn es diesen Namen überall noch verdient) nur immer ein Punkt in den Ehepakten, so wie in den Kaufkontrakten und Friedenstraktaten, die

die römischen Kaiser mit den barbarischen Horden abschlossen, ehe sie ihnen Besitzungen in ihrem Reich einräumten: aber auch die Ausbreitung eines solchen Christenthums hatte doch im Ganzen den sichtbar guten Erfolg, daß die wilden Ausländer dadurch gesitteter gemacht wurden, daß dieses Christenthum doch noch immer einigen Grad der Aufklärung unter ihnen erhielt und daß der regelmäßig eingerichtete Priesterstand, so wie die Bande des hierarchischen Systems Nationen einander näher brachten, die sonst zum Verderben des ganzen Occidents in einer nachtheiligen Absonderung gelebt hätten. — Nun brauchte denn also die in ihrer ursprünglichen Lauterkeit so wohlthätige christliche Religion, die von dem kleinen Palästina ausgegangen war, weiter keinen Stoß von Bedeutung zu fürchten, da sie sich im Orient und Occident des römischen Reichs ihre Alleinherrschaft fast überall gesichert hatte. Diese Sicherheit verdankte sie vorzüglich der Hierarchie, jenem fein ersonnenen System der engsten kirchlichen Verbindung und geistlichen Regierung, das sich allmälig in die Staatsverfassung aller der Länder verflocht, wo nur das Christenthum einigermaßen zur Herrschaft gelangen konnte. Der erste große Gewinn für den christlichen Klerus war der, daß jetzt christliche Kaiser im römischen Reich regierten. So streng diese auch auf ihre Majestätsrechte in kirchlichen Angelegenheiten halten mochten, so gründeten sie doch die allmälig steigende Macht der Geistlichen und führte dadurch, daß sie den Klerus als einen besondern Stand auszeichneten und mächtiger machten, die wichtige Revolution in der Verfassung der

christlichen Kirche herbei, daß das ehemalige Gleichheitssystem in das Subordinationssystem überging. Durch die Freigebigkeit einiger Kaiser, durch Schenkungen der Laien und durch konfiscirte Ketzergüter wurde der Klerus reicher, und indem persönliche Vorrechte und Privilegien, besonders das eigene Forum ihn mächtiger machten, wußte er auch die Herrschaft über die Kirche, nach Abrechnung des Antheils der weltlichen Macht, an sich zu reißen. So wie durch den Anwachs der Anzahl der Mitglieder, durch Auszeichnung in der Kleidung und in dem allmälig eingeführten Cölibat die Entfernung des geistlichen Ordens von den Laien immer mehr erweitert wird, müssen sichs die am Seil des Aberglaubens und eines schon merklich sich bildenden Bußrituals und Indulgenzwesens geführten Laien auch gefallen lassen, daß die auf den Kirchenversammlungen und an den Höfen herrschende Klerisei ihnen die gesetzgebende und richterliche Gewalt in der Kirche ganz und gar aus den Händen windet. Was aber bei dem Allen dem Klerus vorzüglich seine innere Festigkeit gab, war die stufenweise Einführung und Gründung derjenigen Systeme, von denen jedes spätere sein Dasein dem frühern verdankte, nämlich: des Diöcesan- Metropolitan- und Patriarchalsystems. Von den vier großen Prälaten, die ihre Häupter stolz über ihre Mitbrüder erhoben, bis zu dem geringsten Thürhüter einer Kirche herab stehen alle Mitglieder der hierarchischen Kette in der engsten Verbindung und durch das Ganze herrscht eine wahre militairische Subordination. Aber die vier Häupter dieses geistlichen Staats arbeiten unabläßig dahin, Monarchen und

höchste Glaubensrichter bei den theologischen Streitigkeiten zu werden und in diesem zweiten Zeitraum hat es noch gar nicht das Ansehen, als ob gerade der römische Bischof Papst werden sollte. Indessen suchen doch wenigstens einzelne Inhaber des apostolischen Stuhls schon jetzt von dem günstigen Vorurtheil für das Alter und für den Glanz der römischen Kirche und des Stuhls Petri, von den Händeln zwischen den Patriarchen zu Konstantinopel und Alexandrien und besonders von den hie und da zuweilen erfolgten Apellationen an ihren schiedsrichterlichen Spruch den möglichst größten Vortheil zu ziehen, obgleich der Nachfolger in der Regel den Schritt wieder zurückgehen muß, den etwa sein Vorgänger vorwärts zum Ziele der kirchlichen Oberherrschaft gewagt hatte. — So viel ist jetzt wenigstens gewiß in der Verfassung verändert worden, daß die ehemalige republikanische Demokratie durch die Entstehung des Patriarchalsystems in die aristokratische Oligarchie übergegangen ist, und dazu haben denn vorzüglich auch die theologischen Streitigkeiten dieses Zeitraums mitgewirkt, bei denen die höheren Bischöfe durch Feststellung des dogmatischen Sprachgebrauchs für die katholische Kirche ihr Ansehen zu erhöhen suchten. Die Donatistische Spaltung, so wie die Arianischen, Macedonianischen, Nestorianischen und Eutychianisch-Monophysitischen Händel haben auf diese Veränderung unstreitig einen wichtigen Einfluß gehabt; aber sie sind noch mehr für die Geschichte der Lehre und für die Charakteristik des polemischen Geistes dieser Zeiten von der größten Wichtigkeit. Auf den großen ökumenischen Kirchenversammlungen

haben sich alle menschliche Leidenschaften so recht von ihrer häßlichen und gefährlichen Seite gezeigt; nicht Liebe zur Wahrheit hat hier den Kampf der streitenden Partheien geleitet und den Sieg errungen, sondern die Willkühr eines eigensinnigen und herrschsüchtigen Bischofs, oder wohl gar eines theologisirenden Kaisers. Ein Alexander, Athanasius, Cyrillus, Augustin und Andre ihres Geistes und Herzens sind ein warnendes Beispiel, zu welchen himmelschreienden Ungerechtigkeiten nicht nur grober Eigennutz und niedrige Herrschsucht, sondern selbst ein an sich unschuldiger Eifer für vermeintliche Rechtgläubigkeit führen kann, sobald er von Intoleranz und unklugen Ansprüchen auf Untrüglichkeit begleitet wird. Daß diese oder jene theologische Meinung und Vorstellungsweise, dieses oder jenes Philosophem über manchen Satz, der entweder nur in seiner einfachen und der bloßen gesunden Vernunft faßlichsten Gestalt, oder wohl gar nicht zur Lehre Jesu gehört, dennoch in unsrer heutigen Dogmatik einen Platz gefunden hat, rührt gewöhnlich nur daher, daß derjenige Kirchenlehrer, in dessen Kopf sich eine solche Vorstellungsweise zuerst entwikkelte und bildete, sich entweder durch Schriften und durch persönliches Ansehen den größten Anhang zu verschaffen gewußt, oder auf den Koncilien, wo es zuweilen von Worten zu Schlägen kam, mit Lunge und Faust am besten hatte durchdringen können. — Wie mag es aber wohl in solchen Zeiten, wo man sich über die subtilsten und unfruchtbarsten Fragen vom Logos, von der Dreieinigkeit, vom heiligen Geist, von den Naturen in Christo, von der Verweslichkeit und Un-

verweslichkeit seines Leibes bis aufs Äußerste zanken und alles Andre darüber vergessen konnte, wie mag es bei solchen unnützen und unwürdigen Händeln des höheren und niedern Klerus mit der Moralität der Christen bestellt gewesen sein? Wenn Anachoreten, Cönobiten und wie jene Mönchsarten alle heißen mögen, immer mehr in den Geruch der Heiligkeit kamen und selbst angesehene Bischöfe und ihrer Rechtgläubigkeit wegen allgemeingeschätzte Kirchenväter das Mönchsleben als den einzigen, sichersten und kürzesten Weg zum Himmelreich ansahen und darstellten — dann war es wohl kein Wunder, daß der große Haufe die ächte christliche Tugend immer mehr in Reliquiendienst, in Kreuzeszeichen, Wallfahrten, Anrufung der Heiligen und Verehrung der Märtyrer, kurz: in der Beobachtung der gröbsten abergläubigsten Gebräuche suchte und dabei, als Menschen und Bürger, weiter gar nicht auf Reinigkeit des Herzens und Unbescholtenheit des Wandels bedacht war, weil er sich doch, auch für die gröbsten Verbrechen, bei den Priestern, als den Mittlern zwischen Gott und Menschen, durch Psalmen lesen, Almosen geben und Geld die Erlassung der göttlichen Strafen erkaufen konnte.

Das Christenthum, das sich in jenem Zeitraum vorzüglich durch die enge hierarchische Verbindung gegen alle Angriffe von Außen hinreichend gesichert zu haben schien, mußte denn doch im Anfange des dritten Zeitraums im Orient einen empfindlichen Stoß erleiden. Dieser Stoß kam von einer Seite her, von der man ihn gar nicht erwartet hätte, von Arabien, wo im Anfange des siebenten Jahrhunderts

ein Mann, der zugleich Kaufmann, Prophet, Dichter, Held und Gesetzgeber war, mit dem vaterländischen Götzendienst eine Hauptreform vornimmt und es am Ende, mit Hülfe des Glaubens und der Phantasie, dahin bringt, daß seine Landsleute mehrere Jahrhunderte hindurch seine neue, aus jüdischer und christlicher Religion, so wie aus eigenen Stammideen gemischte Lehre über drei Welttheile mit dem Schwert ausbreiten. So groß auch der Verlust war, den das Christenthum, vorzüglich im Orient, in Ansehung seiner weitern Ausdehnung dadurch erlitt, so ist doch die Menschheit wenigstens von der Seite dafür wieder schadlos gehalten worden, daß eben die arabischen Religionsstürmer, die im Anfang ihrer Eroberungen aller wissenschaftlichen Kultur den Untergang geschworen zu haben schienen, dennoch seit dem neunten Jahrhundert gerade in wissenschaftlicher Rücksicht, vorzüglich in der Mathematik, Chemie und Arzneikunde die Lehrer Europens geworden sind. Und in andern Gegenden hat denn doch auch das Christenthum, wenigstens zum Theil, wieder gewonnen, was es dort eingebüßt hatte. Bis unter den Bewohnern am Ister und Kaukasus und in dem entferntesten Asien wurde jetzt das Christenthum gepredigt, ja selbst die Sinesen nahmen strichweise den neuen Glauben an. Aber solche Erweiterungen des Gebiets und der Herrschaft des Christenthums konnten für den apostolischen Stuhl unmöglich eben das Interesse haben, als er dabei fand, wenn Männer, wie Bonifacius und Ansgarius, durch Lehre, Wunder, Verheyrathungen und wenn Fürsten, wie Karl und Otto der Große durch List

und

und Gewalt den christlichen Glauben oder — eigentlicher zu reden — das römische Kirchenritual und den Glauben an den Nachfolger Petri und Statthalter Christi in Deutschland, im Norden von Europa und unter den Slavischen Völkern eifrig zu verbreiten suchten. Solche Unternehmungen, die von Rom aus begünstigt und geleitet wurden, brachten die dortigen Bischöfe der Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches immer näher, ihr geistliches und, wo möglich, auch ihr weltliches Reich auf Erden zu erweitern und zu befestigen. Ein solcher Wunsch sieht wenigstens aus allen Handlungen der römischen Bischöfe dieses Zeitraums hervor, wenn sichs gleich nicht behaupten und erweisen läßt, daß sie bei der Erweiterung ihres Wirkungskreises durch alle die verschiedenen, schnellen Amtswechsel hindurch Ein herrschendes System und Einen zusammenhängenden Plan befolgt haben sollten. Genug — sie sind auch ohne festen Plan bis zu der Stufe der monarchischen Gewalt in der Kirche gekommen, auf der wir sie am Ende dieses Zeitraums erblickt haben, und dazu mußten ihnen vorzüglich folgende Dinge behülflich sein: schwache Regierungen, falsche Dekretalen, die die Bischöfe und niedrige Geistlichkeit von der erzbischöflichen Gewalt eximirten und sie zur Apellation an den allgemeinen Vater der Christenheit nach Rom ermunterten; ferner Fürsten, die aus Politik freigebig gegen sie waren, Bischöfe, die sich bei ihren gegenseitigen Streitigkeiten über das bischöfliche Gebiet, so wie bei ihren eigenen herrschsüchtigen Projekten an die Päpste wandten, Mönche, die gegen die gerechten Ahnungen des weltlichen Arms bei

ihren Meutereien und Aufwiegelungen des Volks in Rom am ersten Schutz fanden, oder durch Exemtion ihrer Klöster von der lästigen Aufsicht der Bischöfe befreit sein wollten und nun dafür aus Dankbarkeit die allezeit fertigen Diener und Trabanten des apostolischen Stuhls wurden, und endlich päpstliche Legaten, die überall die Gerechtsame ihrer Herren aufrecht zu erhalten suchten. Kaiser Heinrich III. weiß zwar durch die strengste Behauptung seines Wahlrechts die Päpste in der Abhängigkeit zu erhalten: aber er begünstigt wieder auf der andern Seite ihre Plane und Ansprüche auf eine allgemeine Herrschaft in der Kirche mehr, als irgend ein Kaiser vor und nach ihm, indem er durch sie den übrigen Klerus reformiren und zugleich in ihrer Macht den übermüthigen Großen Italiens einen haltbaren Damm entgegenstellen will. — Aber unmöglich hätten es die Päpste am Ende dieses Zeitraums wagen dürfen, so bedeutende Fortschritte zum endlichen Ziel der kirchlichen Oberherrschaft zu thun, wenn nicht der ganze Geist des Zeitalters sie begünstigt hätte und überhaupt Alles zum Übergang in die Periode des päpstlichen Despotismus reif gewesen wäre. Der unglückliche Heinrich IV. kann es nicht mehr hintertreiben, daß Nikolaus II. das Wahlrecht den Kardinälen allein zuspricht; die Bischöfe bedienen sich schon einer weit demüthigern Sprache gegen den Papst, als sie ehemals gegen ihn zu führen gewohnt waren und selbst Erzbischöfe lassen sich zwingen, ihre Pallien persönlich aus Rom zu holen. Bei solchen Schritten mußten die Päpste auf den Geist ihres Zeitalters rechnen können und sie hatten ihn aller-

dings richtig ausstudirt. Denn was konnte wohl unmittelbar die Gewalt des Klerus und mittelbar die Gewalt der Päpste mehr begünstigen, als wenn bei den Eucharistischen Streitigkeiten durch die Transsubstantiations- und Opferbegriffe in der Lehre vom Abendmahl der Klerus von dem großen Haufen immer mehr und mehr als der Mittlerstand zwischen Gott und den Menschen verehrt wurde; wenn durch die nun schon völlig ausgebildete Lehre vom Fegefeuer und von den Seelenmessen, durch die Ordalien oder Gottesgerichte, durch die ausgestreuten Weißagungen von dem nahen Ende der Welt u. s. w. die unter dem doppelten Joche des Feudalsystems und der Geistesbarbarei seufzende Heerde der Christen gezwungen ward, einzig und allein bei ihren Hirten Trost und Hülfe zu suchen? Wie wenig konnten Fürsten und einzelne helldenkende Männer zur Verscheuchung jener Nacht der Unwissenheit und des abergläubischen Stumpfsinnes in einer Zeit wirken, wo der Pöbel vor seine Bilder, wie vor Götzen hinfiel, wo die höchste Unmoralität, wie ein Krebsschaden, an allen Theilen des Körpers der christlichen Kirche nagte und wo selbst Männer von dem Scharfsinn eines Johannes Skotus Erigena, geschweige denn die müssigen Bewohner der Klöster, ihren Pflichten hinreichend nachgelebt zu haben meinten, wenn sie sich in mystische Ausdrücke und fromme Empfindungen versenkten, anstatt Anbeter Gottes im Geist und in der Wahrheit zu sein!

So war denn also am Ende des dritten Zeitraums Alles zu der großen Revolution reif geworden, daß sich eine geistliche Monarchie mitten in der

weltlichen erheben sollte, daß die geistlichen Despoten, gewaffnet mit den Schrekken einer andern Welt, über die Seelen und Gewissen der Menschen tyrannischer regieren sollten, als jemals weltliche Despoten geherrscht hatten. Nur noch ein schwacher Faden, — das Band der Belehnung mit Hirtenstab und Ring knüpfte die Geistlichkeit an ihre weltliche Oberherrn; aber ein Gregor VII. mußte auftreten, um auch diesen letzten Faden durchzureißen und auch den letzten Schatten der Subordination des Klerus unter der weltlichen Macht zu verscheuchen. Wir nahen uns nun dem Schöpfer und Vollender der römischen Hierarchie, dieses vielköpfigen Ungeheuers, das Europa am Ende zu Einem einzigen Kirchenstaat erniedrigt haben würde, wenn ihm nicht Männer von Muth und Entschlossenheit — die Reformatoren, die zahllosen Köpfe abgeschlagen hätten. Der folgende Zeitraum bis zur Reformation ist zwar nur Ein fortlaufendes trübes Gemälde der Unterdrükkung des menschlichen Geistes durch Pfaffen und Mönche; aber nur wer sich hier mühsam durchgearbeitet hat, kann sich auch erst mit inniger Freude und Dankbarkeit an dem neuen, wohlthätigen Licht erwärmen, das der große Luther für Zeitgenossen und Nachwelt angezündet hat. Man muß erst die Greuel des Priesterregiments und die unglücklichen Folgen der Dummheit und des Aberglaubens in einem schauderhaften Gemälde wie mit eigenen Augen vor sich gesehen haben, ehe man das edle Gut der Aufklärung in der Religion recht schätzen lernen und entschlossen genug werden kann, um jeden unberufenen

katholischen oder protestantischen, Inquisitor abzuweisen, der uns durch Glaubens- und Gewissenszwang in die Finsterniß und Barbarei des Mittelalters zurückstoßen will!

Viertes Buch.

So hatte es denn also in den ersten sechs Jahrhunderten nach Christi Geburt eigentlich noch keinen Papst in Rom gegeben. In den beiden ersten Jahrhunderten war er ein gewöhnlicher Bischof und zwar in einer bloß geduldeten Religionsgesellschaft; im dritten und vierten wurde er Erzbischof oder Metropolitan und im fünften und sechsten Jahrhundert einer von den fünf Patriarchen des römischen Reichs. Als aber im Anfange des siebenten Jahrhunderts der Kaisermörder und Kaiser Phokas, aus Haß gegen den griechischen Patriarchen, in einem besondern Hofpatent den römischen Stuhl für den vornehmsten in der Christenheit, so wie den Patriarchen in Rom für das Oberhaupt der Kirche mit dem Titel eines ökumenischen Bischofs erklärte, da ward aus dem bisherigen Patriarchen zu Rom ein Papst, dem geistlichen Wirkungskreise, obgleich noch nicht dem ausschließenden Titel nach. Indessen blieb er doch der weltlichen Oberherrschaft der Byzantinischen Kaiser bis auf Pipin den Großen unterworfen und

selbst da noch, als ihn Pipin und Karl der Große durch Schenkungen zu einem italienischen Reichsfürsten erhoben, mußte er über seine weltlichen Besitzungen und über Rom selbst die Oberherrschaft der Kaiser und Könige von Italien bis gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts anerkennen. Im Orient wurde zwar sein geistliches Gebiet durch die Eroberungen der Araber sehr geschmälert, dafür gewann es aber auch im Norden und Osten von Europa an Ausdehnung durch die fränkischen und deutschen Missionarien. Sein weltliches Gebiet hatten zwar schon die Kaiser und Könige nach Karl dem Großen entweder erweitert, oder doch wenigstens bestätigt; jetzt in der Mitte des eilften Jahrhunderts erhielt es aber einen bedeutenden Zuwachs durch den wichtigen Schritt, den Nikolaus II. wagte, als er den Kaisern das Recht der Papstwahl entriß. — Mit Einem Wort: bis auf Hildebrand war dem höchsten Emporsteigen der Päpste schon viel vorgearbeitet worden. Ihm blieb es vorbehalten, die geistliche und weltliche Gewalt der Päpste bis auf den höchsten Gipfel zu erheben, alle kaiserlichen Rechte in Beziehung auf die Inhaber des apostolischen Stuhls zu vernichten und durch den Umsturz der bisherigen Kirchenverfassung der Gründer der päpstlichen Despotie zu werden.

Mit allen den Talenten, mit der feinen Welt- und Menschenkenntniß und vor allen Dingen mit dem festen, unbiegsamen Charakter, die sich nun schon zwanzig Jahre hindurch wirksam gezeigt hatten, wurde Kardinal Hildebrand (1073), unter dem Namen Gregors VII., von den Römern einstim-

mig zum Nachfolger Alexanders II. erwählt. Nachdem er sich einige Zeit zum Schein geweigert hatte, die päpstliche Krone anzunehmen, suchte er bei Kaiser Heinrich IV., um wenigstens nichts in der Form zu versehen, die Bestätigung seiner Wahl demüthigst nach. Der Kaiser willigte auch wirklich ein, so sehr ihm die deutschen Bischöfe davon abriethen, die den ränkevollen und herrschsüchtigen Archidiakonus aus langer Erfahrung besser kennen gelernt hatten. Und allerdings hatte Heinrich auch bald genug Ursache, seinen voreiligen Schritt zu bereuen, denn sobald sich Gregor nur erst in dem Besitz der höchsten kirchlichen Würde sahe, zeigte sichs sogleich, mit welchen ungeheuern Entwürfen er umging. Aus seiner ganzen Handlungsweise, so wie aus seinen eigenen Äußerungen in den noch vorhandenen Briefen leuchtet nämlich folgender Plan hervor: „Es sollte die christliche Kirche, als ein für sich bestehender und von der weltlichen Macht unabhängiger Staat, die ganze Welt regieren. In diesem allmächtigen Kirchenstaat ist der Papst höchster Regent, Gesetzgeber und Richter, keinem menschlichen Richterspruch unterworfen und sowohl in Kirchen- als in Glaubenssachen infallibel. Er hat das Recht, nicht nur mit den Bischöfen, als seinen Stellvertretern, sondern auch mit Kaisern und Königen als seinen Vasallen, nach Belieben zu schalten und zu walten. Kurz: Alles unter der Sonne ist ihm, dem höchsten geistlichen Monarchen, unterwürfig und zinsbar, und alle Güter der Kirche müssen als ein unbezweifeltes Eigenthum der Päpste betrachtet werden.“ In beständiger Rücksicht auf diesen Plan erklärt Gregor selbst in

seinen Briefen die kaiserliche Würde nebst Spanien, Ungarn und Sachsen für Lehne des heiligen Petrus und dringt ausdrücklich bei dem Kaiser, so wie bei den Regenten jener Reiche auf den Lehns- und Huldigungseid. Spanien zahlte ihm auch wirklich den Lehnszins, den er von allen Reichen verlangte; nur bei den Franzosen und Engländern fand er einen herzhaften Widerstand, so wie auch die spätern Kaiser jeder Erweiterung des weltlichen Gebiets der Päpste kräftig entgegen gearbeitet haben. Aber in Ansehung der sogenannten Mathildischen Erbschaft, zu der Gregor den Grund gelegt hat, erreichten die Päpste des dreizehnten Jahrhunderts ihren Zweck, das Erbtheil Petri zu vergrößern und das päpstliche Gebiet zu erweitern. Die reiche und mächtige Markgräfin Mathildis von Toskana ließ sich nämlich aus besondrer Freundschaft für Gregor bewegen, ihre beinahe königlichen Besitzungen innerhalb und außerhalb Italien der römischen Kirche zu vermachen, obgleich der größte Theil derselben ein Reichslehn war. — Indessen alle solche Schritte konnten den Papst immer noch nicht der Erfüllung des herrschenden Wunsches seiner Seele näher bringen, den Klerus von der weltlichen Macht ganz und gar unabhängig zu machen. In dieser Absicht führte er zwei Unternehmungen aus, die zu den merkwürdigsten während seiner päpstlichen Regierungsperiode gehören. Um zuförderst den Klerus aus allen Staats- und Familien-Verbindungen herauszureißen, damit er seine Thätigkeit ungetheilt auf das Interesse der Hierarchie und auf den rühmlichen Kampf für die Ehre und Macht des Papstes einschränken könn-

te, mußte er genöthigt werden, außer der Ehe zu leben. Daher war es auf einer Synode zu Rom, die Gregor bald nach dem Antritt seiner Regierung hielt, sein erstes, angelegentlichstes Geschäft, die auf mehrern frühern Synoden vergebens aufgestellten Verbothe der Priesterehe mit einer neuen, fast unmenschlichen Härte einzuschärfen. Anstatt die rechtmäßigen Ehen der Geistlichen zu verstatten, wodurch so manchen heimlichen Sünden und Ausschweifungen unter dem Klerus gesteuert worden wäre, untersagte er ihnen die Ehe überhaupt, und suchte seinem despotischen Verfahren dadurch den Schein der Rechtmäßigkeit und der väterlichen Sorgfalt für das Wohl der Kirche zu geben, daß er nur immer von nothwendiger Unterdrükkung der bisherigen Unzucht und des Konkubinats unter den Geistlichen sprach. Aber die Sache mit dem Cölibat der Geistlichkeit mußte auch auf jedem Wege durchgesetzt werden; es mußte durchaus jeder Verheirathete sein Weib oder sein Amt daran geben, so wie jeder künftige Priester ehelos zu bleiben geloben, damit auf die Art die Erblichkeit des Priesterstandes und die Zersplitterung der geistlichen Güter gleich ohnmöglich gemacht würden. Es lag in Gregors tiefem Plan, daß der Klerus als ein Heer weiberloser Männer der Welt absterben und, weil er nichts zu verliehren hätte, auch durch nichts an das bürgerliche Leben gefesselt sein sollte. Er sollte gleichsam als eine furchtbare Armade im Solde und unter der Fahne des Papstes stehen, nur für ihn leben und weben, und sich durch den Vasalleneid, den alle Geistlichen von den Erzbischöfen an dem apostolischen Stuhl

leisten mußten, als von aller Verbindlichkeit gegen den Staat entledigt ansehen. Darneben mußten ihm dann vorzüglich auch die Mönche und überhaupt alle geistlichen Ordensbrüder zur Durchsetzung seiner herrschsüchtigen Absichten behülflich sein. Gerade diese privilegirten Müßiggänger sind dadurch die Hauptstützen des päpstlichen Despotismus geworden, daß sie alle offenbaren und geheimen Maschinerien, alle Mittel und Rollen für erlaubt gehalten haben, sobald sie ihnen nur einigermaßen zweckdienlich schienen. Das Wohl des Ordens oder — was hier gleich bedeutend ist — das Beste des Stuhls Petri entschuldigt die gefährlichsten Grundsätze, und rechtfertigt Giftmischereien, Königsmorde und Aufwiegelungen des Volks. Die Mönche haben sich als Beichtväter und geheime Gewissensräthe bei den Fürsten, so wie durch Predigten, Ruf der Heiligkeit, einnehmendes Äußere und vor allen Dingen durch die Ohrenbeichte bei der folgsamen Menge einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen gewußt. — Aber freilich hatte Gregor doch auch allen seinen hartnäckigen Starrsinn und seine unerschütterliche Standhaftigkeit nöthig, um sich nicht durch die über das grausame Eheverboth von allen Seiten her erhobenen Klagen und Verwirrungen wankend machen zu lassen. In Deutschland und England wäre es beinahe zu blutigen Auftritten gekommen, weil sich die dortigen Priester von ihren Eheweibern oder Konkubinen durchaus nicht trennen wollten. In Italien, vorzüglich in Mailand, gaben mehrere Geistliche lieber ihre Ämter auf, fielen von der römischen Kirche ab und schimpften den Papst einen Manichäer, weil

er die Ehe als eine Einsetzung des bösen Princips zu verwerfen schiene. Ja, man spottete sogar laut darüber, daß Gregor alle Kleriker in Engel umschaffen wollte, da doch sein eigener Umgang mit der geliebten Mathilde wohl nicht so engelrein sein möchte. Indessen war alles Widerstreben umsonst, und die Sache blieb beim Alten. Der rechtschaffene Priester mußte sich von Weib und Kindern eben so trennen, als der ausschweifende Kleriker von seinen Konkubinen und unehlichen Kindern, wenn sie nicht Amt und Brot, ja selbst ihre bürgerliche Ehre aufs Spiel setzen wollten. — Der unglücklichen Folgen wegen noch bedeutender und merkwürdiger war der zweite große Schritt, den Gregor auf mehrern Synoden in Rom wagte, um den Klerus von der weltlichen Macht ganz unabhängig zu machen. Seitdem nämlich die Bischöfe und Äbte durch die unweise Freigebigkeit der europäischen Regenten auch zu weltlichen Besitzungen gelangt waren, konnten sie ihre Ämter nicht eher antreten, als bis sie von den Landesherren mit Stab und Ring belehnt, für Vasallen erklärt und auf die Art zugleich zu ihren Ämtern feierlich eingeweiht worden waren. Man nannte diese Handlung der feierlichen Belehnung mit Stab und Ring die Investitur der Bischöfe und Äbte. Es ist nicht zu läugnen, daß sich damals nach den damaligen kirchenrechtlichen Begriffen in die ganze Sache in so fern ein Mißbrauch eingeschlichen hatte, als sich die Regenten nach dem Tode eines Bischofs oder Abts sogleich die Insignien des geistlichen Amts zuschicken ließen, um nach Belieben damit schalten und walten zu können. Da wurde dann nicht selten von den

Fürsten selbst, oder doch von ihren Dienern mit den geistlichen Ämtern ein förmlicher Handel getrieben; der Meistbietende erhielt die Insignien, leistete seinen Vasalleneid und wurde alsdann erst dem Metropolíten zur Ordination übergeben. Nur diesen offenbaren Mißbrauch wollte Gregor ursprünglich ausrotten. Er fand es billig, daß Bischöfe und Äbte ihrer weltlichen Besitzungen wegen den Landesherren fernerhin den gewöhnlichen Vasalleneid leisteten; aber die Investitur vermittelst der Insignien des geistlichen Amtes, die Investitur vor der Ordination sollte aufgehoben werden, und zwar vor allen Dingen diejenige Investitur, wodurch den Kollegien der Geistlichen und Chorherren ihr herkömmliches Wahlrecht gewaltsamer Weise entrissen worden war. Hier muß also der Papst in der Sache selbst nach den Begriffen seines Zeitalters beurtheilt und entschuldigt werden; aber der despotische Starrsinn, mit dem er bei der Durchsetzung seines Willens verfuhr, läßt sich keinesweges entschuldigen, geschweige denn rechtfertigen. Er machte, wie billig, den Anfang mit einem Gesetz wider die Simonie, wodurch nicht nur der Handel mit den kirchlichen Ämtern, sondern auch jeder andre unerlaubte Schritt zur Erlangung eines solchen Amts feierlich untersagt ward. Bei diesem gerechten Eifer gegen ein offenbares Verbrechen hatte Gregor mehrere Kirchenversammlungen und Bischöfe zu Vorgängern. Aber Kaiser Heinrich IV. wollte die mit dem Verbrechen der Simonie behafteten Geistlichen seines Reichs durchaus nicht bestraft wissen und der kluge Gregor sahe es bald ein, daß das Privatinteresse des Kaisers und noch mehr das

Interesse seiner Lieblinge bei dieser Weigerung zum Grunde liege, indem ihnen durch dieses Gesetz eine reiche Quelle von Einkünften verstopft würde. Da erst entschloß er sich, nicht nur einige falsche Rathgeber des Kaisers, sondern auch die auf unerlaubten Wegen in ihre Ämter eingedrungenen italienischen und deutschen Bischöfe zu exkommuniciren und zugleich zu verordnen, daß sowohl derjenige Laie, der ein Bißthum oder eine Abtei vergeben, als auch derjenige Bischof und Abt, der die Investitur aus den Händen eines Laien annehmen würde, mit dem Bann bestraft werden sollte. Hier war es nun ein Unglück für Staat und Kirche, daß weder Gregor, noch Heinrich weise Mäßigung und Selbstverläugnung genug besaßen, um von ihren vermeintlichen Rechten etwas nachzulassen. Der Kaiser sahe es ein und gestand es sogar, daß das verderbliche Laster der Simonie durch ihn befördert worden sei, aber das Recht der Investitur und der Bestellung der Bischöfe und Äbte wollte er unter keinerlei Bedingung aus den Händen lassen; dagegen Gregor es eben so wenig in diesen Händen lassen wollte, weil er sonst seinen ganzen Plan der höchsten Erweiterung der päpstlichen Macht hätte aufgeben müssen. Der Papst, der die ihm günstigen Zeitumstände zur Durchsetzung seines Projekts klüglich zu benutzen wußte, sinkt darum allein noch nicht zu einem despotischen Ungeheuer herab, so wie Heinrich nicht sogleich als die unterdrückte Unschuld bedauert zu werden verdient, weil er mit kindischem Wankelmuth handelte und das Glück nicht zur Seite hatte. Gregor wußte es von seinem frühern Aufenthalt in

Deutschland und aus neuern Nachrichten recht gut, daß Heinrich bei mehrern deutschen Fürsten, vorzüglich aber bei den Sachsen und Baiern sehr verhaßt war, weil er sich mancherlei Eingriffe in ihre Rechte und Freiheiten erlaubt hatte. Er wagte es also, seinen Legaten nach Goslar an das kaiserliche Hoflager zu schikken und den Kaiser selbst zu einer Kirchenversammlung nach Rom förmlich zu citiren, damit er sich dort vor dem apostolischen Stuhl, als dem höchsten geistlichen und weltlichen Forum, über die von seinen eigenen Unterthanen gegen ihn geführten Klagen rechtfertigen könnte. In der ersten Hitze berief Heinrich dagegen seine Reichsbischöfe auf einen Reichstag nach Worms, wo Gregor auf mehrere, höchst niedrige und größtentheils ersonnene Beschuldigungen seines päpstlichen Amts für unwürdig erklärt und förmlich abgesetzt ward. Alle diese und ähnliche Schmähungen und Beleidigungen nahm Gregor, wie es seiner Klugheit gemäß war, mit einer scheinbaren Gelassenheit hin. Aber bald darauf (1076) that er den bis dahin unerhörten Schritt, daß er den Kaiser selbst mit dem Kirchenbann belegte. Er nahm ihm durch das auf einer Synode ausgesprochene Anathem seine kaiserliche Würde, so wie die Königreiche Deutschland und Italien, sprach seine Unterthanen von dem ihm geleisteten Huldigungseide los und schrieb zugleich an alle deutschen Bischöfe, Herzoge und Grafen, daß sie, wofern Heinrich bei seinen rebellischen Gesinnungen gegen den heiligen Stuhl verbliebe, vermöge päpstlicher Vollmacht einen neuen deutschen König erwählen dürften. — So gewagt dieser Schritt von

Seiten des Papstes war, so klüglich hatte er den glücklichen Erfolg desselben vorher berechnet. Die Deutschen warteten schon längst auf eine scheinbare Ursache zum Ungehorsam gegen ihren Landesherren und brachen daher nun in eine förmliche Rebellion gegen ihn aus, so wie überhaupt seit diesem Augenblick des auf den Kaiser geschleuderten Bannstrahls Staat und Kirche durch ganz Europa in zwei Partheien zerfielen — in Freunde Gregors und Freunde Heinrichs. An der Spitze der rebellirenden schwäbischen Stände stand Rudolph, Herzog von Schwaben, zu welchen sich die Herzoge von Sachsen, Baiern, Kärnthen, die Bischöfe von Metz, Würzburg u. a. m. gesellten, die nun dem Papst das Schiedsrichteramt übertrugen und den Kaiser auf dem nächsten Reichstage zu Augsburg förmlich abzusetzen drohten, wofern er nicht in Jahresfrist von dem Bann losgesprochen sein würde. So von einem großen Theil seiner Unterthanen verlassen, verlohr der schwache Heinrich Besonnenheit und Muth und anstatt sich mit Hülfe der Reichsstände, die ihm in Deutschland und Italien treu geblieben waren, zu retten, folgte er den Eingebungen einer höchst unklugen Verzweiflung und faßte den Entschluß, seine Begnadigung bei dem Papst persönlich nachzusuchen. In einem harten Winter (1077) unternahm er mit seiner Gemalin und mit einem jungen Prinzen eine Reise nach Rom, die um so beschwerlicher für ihn war, da ihm seine Feinde den Übergang über die Alpen fast unmöglich zu machen suchten. Als er in Italien ankam, war Gregor gerade auf seiner Reise nach Deutschland zu dem bevorstehenden Reichstage in

Augs-

Augsburg begriffen und flüchtete sich nun auf das seiner Freundin Mathildis zugehörige feste Bergschloß Kanossa, weil er glaubte, daß Heinrich gekommen sei, um eine fürchterliche Rache an ihm zu nehmen. Jetzt hätte Heinrich den übermüthigen Prälaten zügeln können; zwar nicht durch eine Aussöhnung mit den Sachsen und Thüringern, wozu es nun zu spät gewesen wäre, wohl aber mit Hülfe der Lombardischen Bischöfe und Fürsten, die ihm noch jetzt ihren kräftigen Beistand anboten. Indessen sei es nun aus falscher Andacht, oder aus blinder Begierde geschehen, sich nur recht bald an den verhaßten Sachsen und Thüringern rächen zu können — genug, Heinrich that unter den günstigsten Umständen den höchst einfältigen Schritt, daß er seine Verwandte, die mächtige Markgräfin Mathildis um ihre Vermittelung bei dem Papst ersuchte. Hier war es nun, wo Gregor eine so unmenschliche, verwegene Härte und einen so unglaublich despotischen Übermuth zeigte, daß ihn dieses Verfahrens wegen auch der uneingenommenste Wahrheitsfreund verabscheuen muß. Nur nach langem Flehen von Seiten seiner Freundin Mathildis bewilligte er dem unglücklichen Heinrich die Gnade einer öffentlichen, höchst schimpflichen Buße und der König von Deutschland und Italien, der Sohn des männlich festen Heinrich III. mußte auf dem Schloßhofe von Kanossa mitten im Winter drei langer Tage hindurch in einem groben wollenen Kittel, baarfuß und ohne Speise und Trank stehen, um von dem an der Seite seiner Freundin schwelgenden Gebieter der Welt sein Schicksal zu erwarten! Bei den dringendsten Bitten und den ernst-

lichsten Drohungen aller Bewohner des Schlosses blieb dieser stolze und starrsinnige Mensch bis zum vierten Tage unbeweglich, wo er dann endlich dem Könige unter den schimpflichsten Bedingungen die Absolution ertheilte, die augenblicklich wieder aufgehoben sein sollte, wenn er nicht bis zum nächsten Reichstage ganz als Privatmann leben und es ruhig abwarten wollte, was sein höchster Richter, der Papst mit den Ständen des Reichs über ihn verhängen würde. Zum Beschluß dieses höchst ärgerlichen Schauspiels reinigte sich eben der, der sonst nichts von Religion, von Treue und Glauben wußte, vor dem versammelten Volk zum Schein durch eine feierliche Messe, bei der er Gott selbst zu einer wunderbaren Rache aufforderte, wenn er sich der ihm angedichteten Verbrechen wirklich schuldig gemacht hätte. — Heinrich ging nun zwar in Kanossa alle Bedingungen ein, sobald er sich aber wieder frei sahe und ihn die tiefe Verachtung der ihm bis dahin so ganz ergebenen Lombardischen Stände traf, da faßte er endlich einmal Muth, erklärte alle jene schimpflichen Bedingungen für null und nichtig und zog durch dieses männliche Betragen seine Freunde in Deutschland und Italien nach und nach wieder an sich. Sein Anhang wurde bald so bedeutend, daß er sich seinem ärgsten Feinde, dem von den Sachsen zum Gegenkönig erwählten Rudolph von Schwaben entgegen stellen konnte, wobei denn der Papst schlau genug war, sich bis zu einem entscheidenden Treffen für keinen der beiden Könige ganz zu erklären. Aber bei diesem seinen schwankenden Betragen hatte er die unterdessen sehr veränderten

Gesinnungen der Reichsstände doch nicht gehörig sondirt, denn diese waren mit seinem auffallenden Wankelmuth so unzufrieden geworden, daß der dritte über Heinrich ausgesprochene Bannfluch zu Gregors großen Verdruß durchaus unwirksam blieb. Ja, Heinrichs Muth und Macht waren in der Zwischenzeit so gewachsen, daß er den stolzen Papst absetzen und ihm in Klemens III. einen Gegenpapst entgegenstellen konnte. Gerade jetzt fiel auch der furchtbare Rudolph in einem Treffen wider Heinrich und diesem gelang es endlich, nach langer wiederholter Belagerung Rom zu erobern, den Gegenpapst einzusetzen und den unerschütterlichen Gregor zur Flucht auf die Engelsburg zu zwingen. Zwar mußte Heinrich plötzlich nach Deutschland zurückkehren, wo sich die Sachsen noch immer nicht zum Frieden bequemen wollten, so wie dagegen Gregor durch den Herzog Robert Guiscard von der Normandie befreit und in den Stand gesetzt wurde, noch einmal seinen Bannfluch über Heinrich und Klemens auszusprechen; — aber das war denn auch sein letzter ohnmächtiger Versuch und er rettete sich noch zur rechten Zeit nach Salernum am etrurischen Meer, wo er bald darauf (1085) starb, ohne sich mit Heinrich, der ihm noch vor einigen Jahren zu einem gütlichen Vergleich die Hand gebothen hatte, zu versöhnen, oder über seine letzten empörenden Handlungen die mindeste Reue zu äußern. — Die Data zu einem Urtheil über diesen merkwürdigsten aller Päpste liegen in der obigen Erzählung. Ein Zeitgenosse und Freund Gregors, der Kardinal Damiani, ein Mann von unbestechlicher Aufrichtigkeit und strengen Sitten

nennt ihn einmal seinen heiligen-Satanas und deutet überall auf seinen Scharfsinn, seine Schlauheit und seine despotische Denkungsart. Und doch hatte er ihn nur vor seiner Besteigung des apostolischen Stuhls kennen gelernt, sonst hätte er eben so sehr seine Klugheit und seine unerschütterliche, eiserne Standhaftigkeit bewundern, als seinen einfältigen Stolz seine empörende Härte und Unbiegsamkeit, so wie seine Unversönlichkeit und Treulosigkeit verabscheuen müssen. In ältern Zeiten ist zwar Gregor durchgängig als ein Ausbund von Bosheit und Tyrannei, als ein Mensch ohne Religion und Gewissen — kurz, als der abgefeimteste Bösewicht geschildert; so wie man dagegen in unsern Tagen nicht unglückliche Versuche gemacht hat, ihn möglichst zu entschuldigen, wenn auch nicht überall zu rechtfertigen. Aber dem unpartheiischen Beobachter seiner Geschichte ergiebt sich dennoch immer das feste Resultat: „Gregor gehörte zu denjenigen großen Männern, die die Natur mit allen erforderlichen Talenten ausgerüstet hatte, um sie zu Wohlthätern ihrer Zeitgenossen zu machen, die aber, wenn das Glück sie bis an ihr Ende begünstigt hätte, eine Geissel der ganzen Welt geworden wären, weil ihnen bei aller Seelenstärke denn doch noch der edle Muth fehlte, sich über gewisse Vorurtheile ihres Zeitalters zu erheben und ihre ehrgeizigen Projekte dem allgemeinen Besten aufzuopfern.“

Die Nachfolger Gregors VII. setzten zwar den Investiturstreit mit gleichem Eifer fort; aber so wie sichs nun erst recht entwikkelte, worauf es bei dem ganzen Streit eigentlich abgesehen war, so

zeigte sichs auch nur zu bald, daß die spätern Päpste entweder gar nicht wußten, was sie wollten, oder daß sie doch wenigstens bei den erneuerten Anregungen des Streits ganz und gar nicht in die Ideen ihres großen Vorgängers eingedrungen waren. Paschalis II., der erst mit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts zum ruhigen Besitz des päpstlichen Stuhls gelangt war und ganz in Gregors Manier die Beschlüsse wider die Investitur und die Bannflüche über Heinrich IV. wiederholt hatte, mußte es erleben, daß Heinrich V., der Sohn jenes unglücklichen Kaisers, mit einem Heere nach Italien kam, um dort seine Ansprüche auf das Recht der Investitur mit dem Schwert in der Hand durchzusetzen. Der Papst, der nichts sehnlicher, als den Frieden wünschte, that ihm den einfältigen Vorschlag, daß die Bischöfe und Äbte, wofern der Kaiser nur der Investitur entsagen wollte, dafür auch alle seit Karls des Großen Zeiten erhaltenen Ländereien und Regalien herausgeben sollten. Heinrich bedachte sich zwar keinen Augenblick, diesen höchst vortheilhaften Vergleich einzugehen, aber der Papst sahe es nur zu bald ein, daß er von dem Unwillen der deutschen und italienischen Bischöfe das Schlimmste befürchten müßte, wenn er Wort hielte. Sobald also Heinrich Italien verlassen hatte, nahm auch der Papst sein gegebenes Wort wieder zurück, und da nun der Kaiser mehrmals Gewalt gebrauchen wollte und mit einem Heer in Italien erschien, brach dort ein fürchterlicher Bürgerkrieg aus. Heinrich ward auf mehreren Kirchenversammlungen in Deutschland und Frankreich exkommunicirt und es war ein Glück für

ihn, daß Paschalis starb, ehe noch die Normannen zu dessen Beistand herbeieilen konnten, sonst hätte er vielleicht das Schicksal seines Vaters gehabt. Überhaupt war von den bald trotzigen, bald verzagten Mönchen, von jenen Männern ohne Geist und Kultur, wie sie in den ersten dreißig Jahren auf Gregor VII. folgten, keine vernünftige Beilegung des Investiturstreits zu erwarten; dieses unläugbare Verdienst sollte sich erst Papst Kalixtus II. erwerben. Er verrieth in allen seinen Handlungen den Mann von Kultur, der sich nicht erst aus der Dunkelheit zum Sonnenglanz der päpstlichen Herrlichkeit emporgearbeitet hatte, sondern schon ehemals eben so sehr durch seine Geburt, als durch seinen Rang ausgezeichnet gewesen war. In ihm waren die Talente, die Politik und die unerschütterliche Festigkeit eines Gregors VII. vereinigt, ohne daß er dessen unbiegsamen Starrsinn und Bauernstolz besessen hätte. Nach vielen Drohungen und Bannflüchen kam es, bei seiner Geneigtheit zur Ausgleichung, in der berüchtigten Investitursache endlich dahin, daß (1122) zwischen ihm und Heinrich zu Worms die Vergleichungsurkunde ausgewechselt wurde, die unter dem Namen des Wormser Konkordats berühmt geworden ist, und bei der Besetzung der deutschen Bißthümer von Rechtswegen noch jetzt zur höchsten Norm für das Verhältniß der kaiserlichen und päpstlichen Rechte dienen sollte. Hier heißt es nämlich: „der Kaiser soll künftig statt der Investitur mit Stab und Ring nur das Recht ausüben, die Bischöfe und Äbte ihrer weltlichen Besitzungen wegen mit dem Scepter zu belehnen. Die Stifter bei

halten ihr Recht der freien Wahl, jedoch nur in Gegenwart der Kaiser, so daß diese die dabei etwa vorfallenden Streitigkeiten mit Zuziehung der Erzbischöfe und übrigen Bischöfe der Provinz schlichten können." Die Rechte beider Partheien waren aber in dem Vereinigungsinstrument zu schwankend bestimmt, als daß man sich immer an die Worte desselben hätte binden sollen. Anfangs bestätigten die Päpste die erwählten Bischöfe nur erst nach geschehener kaiserlicher Belehnung; aber da die Kaiser auf die Art einen für die päpstliche Macht zu gefährlichen Einfluß auf die Wahlen zu erhalten schienen, mußten die Kaiser des zwölften Jahrhunderts versprechen, daß sie die Wahlfreiheit der Kirchen durch ihre Gegenwart gar nicht beschränken wollten. Und so ist es denn endlich dahin gekommen, daß ein erwählter Bischof nur erst nach erhaltener päpstlichen Bestätigung die kaiserliche Belehnung einholen darf, wozu ihn der jedesmalige Papst durch ein besonderes Schreiben empfiehlt. Die Wahl der Bischöfe und Äbte ist im Grunde in den Händen der Päpste und so hat denn endlich auch hier die geistliche Macht über die weltliche den Sieg davon getragen.

Überhaupt entspann sich jetzt mit den Bischofswahlen in der deutschen Kirche eine wichtige Veränderung, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten und nicht nur der deutschen Kirche ihre eigenthümliche abweichende Gestalt, sondern auch der Geistlichkeit ein ganz bestimmungswidriges Verhältniß gegen Religion und Staat gegeben hat. Da der Bischof seiner ursprünglichen Bestimmung nach für das Seelenheil seiner Gemeinglieder sorgen sollte,

so war es auch billig und natürlich, daß nicht der ihm untergeordnete Klerus allein, sondern auch die Ritterschaft (der Adel) seines ganzen Sprengels vereinigt mit der Bürgerschaft der Stadt, wo er residirte, an der jedesmaligen Wahl desselben Theil nahm. Mit dem Ausgange des eilften Jahrhunderts kamen aber allmälig neue Bestimmungen sowohl in Ansehung der Wahlfähigkeit, als des Wahlrechts zu den höhern geistlichen Ämtern auf, die mit der Zeit nicht durch planmäßige Verabredung, sondern durch öftere willkührliche Wiederholung und Observanz zu förmlichen Gesetzen geworden sind. Das Wahlrecht wurde nämlich nach und nach dem Volk entzogen und der Klerisei in den Städten, so wie auf dem Lande in die Hände gespielt. Aber auch dieß dauerte nur so lange, bis sich endlich die Chorherren an den Kathedralkirchen das Recht der Wahl ausschließend anmaßten. Mit diesem Mittelstande zwischen Mönchen und Weltpriestern war seit der ersten Stiftung und Einrichtung derselben unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Da sie bei den immer häufiger werdenden Wallfahrten nach Jerusalem, oder in Geschäften des Hofes, auch wohl im Kriege von ihren Münstern oder Gesammthäusern oft abwesend sein mußten und es überhaupt bequemer fanden, ihren Antheil an den Naturaleinkünften der Stifter (ihre Präbenden, Pfründen) für sich, außerhalb des Münsters, ohne den dort vorgeschriebenen Zwang verzehren zu können, so hielten sie sich für einen geringen Lohn ihre Vikarien, die den täglichen Gottesdienst in den Gesammthäusern an ihrer Stelle

verrichten mußten. Nur zu Zeiten hielten diese so-genannten Domherren Residenz, kamen bei kollegialischen Berathschlagungen über Gesammtangelegenheiten in den Kapiteln zusammen, wodurch dann der Grund zu den spätern Domkapiteln gelegt ward. Diese Domkapitel wußten nun bei entstehenden Vakanzen der bischöflichen Stühle nach und nach das Recht, einen neuen Bischof zu wählen, als ein ausschließendes Privilegium an sich zu ziehen, indem sie die Ritterschaft oder den Adel in ihr Interesse lokten. Sie mußten erst das Übergewicht über die Bürgerschaft erhalten, ehe endlich einmal die Besetzung geistlicher Stellen von den weltlichen Stimmen ganz und gar unabhängig werden konnte. Und dieß fügte sich wie von selbst auf folgende Art. Da die Pfründen der Domherren und die Einkünfte der Bischöfe durch Schenkungen unter den Lebendigen, durch fromme Stiftungen u. s. w. sehr beträchtlich geworden waren, und beide Stände ihre Reichthümer vorzüglich auch den Erblassungen der Adlichen verdankten, so ward es allmälig Sitte, die Bißthümer und Prälaturen, so wie die domherrlichen Präbenden nur den edelsten Geschlechtern von hohem und niedrigem Adel zu überlassen. Aus dieser Gewohnheit wurde denn unter Begünstigung der Zeitumstände bei den meisten Stiftern das Gesetz oder Statut, daß die Wahlfähigkeit zu den Domherrenstellen und noch mehr zur bischöflichen Würde einzig und allein von einer förmlich dokumentirten Ahnenreihe abhängen sollte. Nun gab es zwar von jetzt an noch mehrere Jahrhunderte hindurch einzelne Beispiele, daß auch Bürgerliche und Freigebohrne zu

den geistlichen Ämtern an hohen Stiftskirchen, ja selbst zur bischöflichen und erzbischöflichen Würde gelangten; aber es wurde doch auch schon immer gewöhnlicher, daß der Adel solche Stellen als sein Monopol betrachtete. Natürlich mußten denn also Domherren und Adel bei den Bischofswahlen gern gemeinschaftliche Sache machen, sobald der Bürgerstand einen andern Kompetenten begünstigte, bis endlich der Antheil dieses Bürgerstandes ganz aus dem Spiel gebracht wurde. Aus dem Allen läßt sichs erklären, wie mit der Zeit die Bischofswahlen, hier früher, dort später und endlich durchgängig eben so ausschließend in die Hände der Domherren kamen, als die Papstwahlen den Kardinälen und die Kaiserwahlen den Churfürsten allein zufielen. Dazu kam noch, daß sich auf die Art ein ganz neues Verhältniß zwischen den Domkapiteln und Bischöfen bildete, indem die erstern nicht nur bei einer sogenannten Sedisvakanz, wenn der bischöfliche Stuhl durch Todesfall, Resignation u. s. w. erledigt war, alle bischöflichen Gerechtsame ausübten, sondern auch dem künftigen Bischof eine Kapitulation zur Beschwörung vorlegen durften. Mit einem Wort: es ist dieß jetzt der wichtige Zeitpunkt in der Kirchengeschichte, wo sich Bischöfe und Domherrn immer mehr von ihrer ursprünglichen Bestimmung entfernen. Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche verlohren sie ganz aus den Augen und dagegen wurden Bißthümer und Präbenden bloß als Stiftungen zum Besten des hohen und niedern Adels betrachtet, mit denen die Söhne unbegüterter Adlichen versorgt werden könnten, wofern sie nur den stiftsmäßigen Adel hätten, der zu solchen adlichen Stiftern erforderlich war.

So neigte sich denn jetzt Alles dahin, den Klerus über die Laien zu erheben und dabei versäumten es denn die Päpste am wenigsten, jeden günstigen Zeitumstand zu ihrem Vortheil zu benutzen. Dahin gehört z. B. die Stiftung der sogenannten Sicilischen Monarchie, jene ausgezeichnete Begünstigung der Normannen in Italien. Der Normannische Herzog Roger von Sicilien gab es nicht undeutlich zu verstehen, daß ihm der päpstliche Legat in seinem Lande, der dort zur Ausübung der höchsten geistlichen Jurisdiktion bevollmächtigt war, ein höchst lästiger Gast sei. Es richtete große Verwirrungen an, wenn ein solcher neben dem Herzog das Oberhaupt der Kirche seines Landes spielen, nach Belieben Geistliche und Laien in den Bann thun und lossprechen und bei allen Synoden den Vorsitz behaupten durfte. Der damalige Papst Urban II., einer der nächsten Nachfolger Gregors VII. sahe es wohl ein, daß er es mit dem Haupt einer Nation nicht verderben durfte, die dem apostolischen Stuhl schon so oft nützlich geworden war und noch fernerhin nützlich werden konnte; also übertrug er ihm bei seinen bittern und dringenden Beschwerden mit Freuden alle Gerechtsame und Vollmachten eines päpstlichen Legaten. Durch eine feierliche Bulle wurde Roger mit allen seinen Nachfolgern für gebohrne Legaten des apostolischen Stuhls erklärt, so daß von da an die Regenten Siciliens ihrer geistlichen Vollmacht wegen die eigentlichen Päpste in ihrem Reiche geworden sind. — Außerdem waren die Nachfolger Gregors eifrigst darauf bedacht, die Exemtionen der Klöster und die Stiftungen neuer Mönchsorden möglichst zu beför-

dern, weil sie es so gut, als ihr Vorgänger einsahen, wie sehr ihnen gerade die Mönche zur Durchsetzung ihrer herrschsüchtigen Absichten behülflich sein könnten. Was man um diese Zeit von neuerrichteten Mönchsorden hört, das sind im Grunde nur Sprößlinge des durch den ganzen Occident verbreiteten großen Benediktinerordens gewesen, die die wohlthätige Regel des heiligen Benedikts von Nursia in ihrer ursprünglichen Lauterkeit wiederherstellen sollten. Dahin gehört z. B. die berühmte Kongregation der Cistercienser, die der Abt Robert aus Champagne stiftete. Er hatte es nämlich mit Unwillen bemerkt, wie die strengere Klosterdisciplin durch die überhandnehmenden Exemtionen überall und vorzüglich bei den Mönchen seiner Abtei in Verfall gerathen sei, daher zog er sich mit zwanzig ihm ergebenen Mönchen nach Citeaux in Frankreich, wo sie sich in einer höchst schauerlichen, mit Dornsträuchen und Gebüschen dichtbewachsenen Gegend anbauten. Die Mitglieder dieser neuen Kongregation mußten nach der Regel des heiligen Benedikts leben und sich in einigen Punkten noch strengern Vorschriften unterwerfen. Sie sind aber in spätern Zeiten wieder ausgeartet, als sie noch die Kongregation von Klugny an Ausbreitung und Reichthümern übertrafen. — Ferner ward jetzt im eilften Jahrhundert der Orden der Karthäuser von dem Chorherrn Bruno zu Rheims gestiftet. Auch dieser zog sich, aus Verdruß über die unter den Weltmenschen herrschende Unmoralität, mit einigen Vertrauten in die Wüste Karthause bei Grenoble zurück, wo sie sich zwischen schrecklichen Felsen, die ein ewiger Schnee

und Nebel deckt, ein gemeinschaftliches Bethaus und um dasselbe herum einzelne Zellen bauten. Hier machten sie sich eine widernatürliche Strenge in der Lebensart zum Gesetz, legten sich ein nur selten unterbrochenes Stillschweigen auf, beteten sogar bei Nacht in gewissen vorgeschriebenen Pausen und suchten sich dabei durch das Abschreiben erbaulicher Bücher ihren Unterhalt zu verschaffen. Diese ursprüngliche Strenge hat sich bei dem Orden bis auf den heutigen Tag erhalten, nur daß er sich freilich eben deswegen weniger schnell und weit, als die übrigen Gesellschaften ausgebreitet hat. Die letzte Gesellschaft dieser Zeit, die Kongregation der Hospitalbrüder, verdankte dem Aberglauben ihre Entstehung. Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts verbreitete sich nämlich im Orcident der wunderbare Glaube, daß eine damals epidemisch gewordene Krankheit, bei der jedes davon befallene Glied wie verbrannte und abfiel und die man das Antonsfeuer nannte, nicht anders geheilt werden könnte, als wenn man zu den Gebeinen des heiligen Antonius wallfahrtete, die sich in einer Benediktinerkapelle in dem Gebiet von Vienne befinden sollten. Gaston, ein reicher Edelmann dieser Provinz, faßte aus Dankbarkeit für seine eigene Heilung den wohlthätigen Entschluß, in der Nähe jener Kapelle ein Hospital zu errichten, wo die Kranken von den Hospitalbrüdern unentgeldlich gepflegt und überdieß noch mit Almosen unterstützt werden sollten. Diese, aus wahrer Menschenliebe gestiftete Gesellschaft ward in Kurzem sehr berühmt und erhielt am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Würde und die Rechte eines Or-

dens, indem sie sich der Regel des heiligen Augustin unterwarf. Hier bei dieser Kongregation waren zur genauern Krankenpflege die sogenannten Laienbrüder besonders nothwendig, die man schon seit längerer Zeit bei mehrern Ordensgesellschaften bemerkt. Die Mönche hatten nämlich anfangs Alles, was zur Klosterökonomie gehörte, selbst besorgt, alle die Handarbeiten des Bakkens, Kochens, Zimmerns, Mauerns u. s. w. Da sie aber in der Folge bequemer wurden und vorgaben, daß sie durch solche Verrichtungen in ihrem Beten und Studieren gestört würden, so nahmen sie zu solchen Arbeiten Laien in ihre Klöster auf, wozu sich sogar Leute von vornehmer Abkunft drängten. Aber eben dadurch wurde der Verfall der Klosterdisciplin um Vieles vermehrt. Es nährte den Stolz und die Bequemlichkeitsliebe der Mönche, gab der Ökonomie der Klöster eine ungebührliche Ausdehnung und das verblendete Volk sprach mit heiliger Ehrfurcht von dem unsträflichen Wandel der Bewohner der Klöster, unterdessen dort auf eine sehr weltliche Art geschwelgt wurde. Doch das Alles kümmerte die hierarchischen Machthaber in Rom wenig, wenn nur die hohen Begriffe von der Heiligkeit des Mönchslebens unter dem großen Haufen erhalten wurden, damit sie sich mit immer gleichen Glück durch die Mönche, ihre treuen Diener, eines entscheidenden Einflusses auf die Menge erfreuen könnten!

Zur Erweiterung dieses ihres Einflusses haben die Päpste denn vor allen Dingen auch die berüchtigten Kreuzzüge redlich benutzt. Es ist zwar sonst wohl öfters behauptet worden, daß sich die erste Anregung

und Veranlassung der Kreuzzüge von den Päpsten herschreibe, als hätten sie es schon in weiter Ferne vorhergesehen, daß diese Züge einmal ein schickliches Mittel abgeben würden, um ihre ehrgeizigen und herrschsüchtigen Absichten durchsetzen zu helfen. Aber dabei hat man ihnen einen höhern Grad von Divinationsvermögen zugetraut, als sich von ihnen erweisen läßt und als sie überhaupt auch haben konnten. Zu der merkwürdigen Revolution, die die Raserei der Kreuzzüge späterhin hervorbrachte, haben so viele und so ganz zufällige Umstände mitgewirkt, daß damals, bei dem Anfange jenes ungeheuern Unternehmens, kein menschlicher Geist die spätern Folgen vorherzuberechnen im Stande war. Vielmehr muß man zu solchen Thorheiten, wie die Kreuzzüge waren, von denen sich nicht etwa nur einzelne, sondern Millionen Menschen hinreißen ließen, die erste Veranlassung in dem herrschenden Geist des Zeitalters aufsuchen. Dieser ward nämlich zu einem Zuge nach Palästina gewissermaßen schon seit dem vierten Jahrhundert gestimmt, wo man zuerst die sogenannten Wallfahrten, oder die andächtigen Reisen nach den heiligen Örtern des gelobten Landes unternahm. Zu Karl des Großen Zeiten wurde von den abendländischen Christen immer fleißiger nach dem Orient gewallfahrtet und der fromme Wunsch immer lebhafter, die Stäte zu sehen, wo Christus gelebt, gewirkt und gelitten hatte und überhaupt das Auge an dem Anblick der Gegenden zu weiden, die der Schauplatz der für einen Christen wichtigsten Begebenheiten gewesen waren. So lange die Araber, seit dem siebenten Jahrhundert, Palästina in Besitz hatten, konnten

hier die Christen gegen eine geringe Abgabe ihren frommen, abergläubischen Grillen nachhängen; als aber die Seldschukischen Türken, die den Arabern bis dahin als Miethsvölker gedient hatten, die Herren des heiligen Landes wurden, da mußten die wehrlosen Pilgrimme von den wilden Eroberern vieles Ungemach erdulden. Wer von ihnen dann etwa wieder lebendig nach Europa zurückkam, der konnte die von den Ungläubigen gegen die Christen verübten Greuel nicht gräßlich genug beschreiben und da der ganze Geist des Zeitalters zu schwärmerischen Erwartungen eines nahe bevorstehenden Endes der Welt gestimmt war, so stieg hie und da schon in so mancher frommen Seele der Gedanke auf, daß aus christlicher Liebe und aus christlichem Eifer jenen ungläubigen Tyrannen das heilige Land mit Gewalt wieder abgejagt werden müßte, ein Land worin nach allgemeinen Glauben das tausendjährige Reich Christi auf Erden seinen Anfang nehmen würde. Selbst Papst Gregor VII. hatte schon den Plan dazu gemacht, mit einem Heer von funfzig tausend Menschen nach Palästina zu ziehen, um nur endlich einmal den unaufhörlichen Klagen der Pilgrimme nachzugeben, aber die Händel mit Kaiser Heinrich IV. leiteten seine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt hin, der ihm mehr am Herzen lag. Es wurde also noch der Mann erwartet, der den jetzt schon unter der Asche glimmenden Funken der Kreuzzugsraserei zur lichten Flamme anblasen sollte und ein solcher trat nun unter Papst Urban II. in dem berüchtigten Peter dem Eremiten auf. Dieser Franke, aus Amiens in der Pikardie gebürtig, war in einem An-

fall

fall von Frömmigkeit nach Jerusalem gewallfahrtet und hatte dort mit blutendem Herzen den Drangsalen der Christen und dem Übermuth der Ungläubigen zugesehen. Hier entwikkelte sich in seiner Seele zuerst der ungeheure Gedanke, ganz Europa zu einem Zuge nach Palästina in Bewegung zu setzen und in dieser Absicht ließ er sich von dem griechischen Patriarchen ein doppeltes Schreiben an den Papst und an die abendländischen Fürsten ausfertigen, damit er seine Aussagen auf einer glaubwürdigen Nachricht von dem grenzenlosen Elende ihrer morgenländischen Glaubensgenossen gehörig dokumentiren könnte. Mit diesem Schreiben ging er sogleich nach Europa zurück und meldete sich vor allen Dingen in Rom bei Papst Urban II., der ihm auf seine rührenden Schilderungen die besten Versicherungen seiner kräftigsten Unterstützung gab. Nun durchstreifte der halb wahnsinnige Schwärmer vorzüglich Italien und einige andere europäische Länder in einem härnen Eremitenkittel mit einem Strick umgürtet, baarfuß und mit einem Krucifix in der Hand auf einem Esel reitend. Nachdem er nun Bischöfe, Äbte, Mönche und andre Kleriker, unzählige Menschen von jeglichem Stande und Alter, sogar Frauenspersonen für sein Projekt erhitzt hatte, trat er (1095) auf der großen Kirchenversammlung zu Piacenza, die der unübersehlichen Menge der Anwesenden wegen unter freiem Himmel gehalten werden mußte, öffentlich auf. Seine gräßlichen Schilderungen unterstützte Urban II. selbst mit dem Briefe des griechischen Patriarchen, und die gerade dort gegenwärtigen Gesandten des griechischen Kaisers Alexius Kom-

menus stimmten ebenfalls mit ihren Aussagen darin ein. Sosehr indessen der Papst Alles anwandte, um die Herzen der Anwesenden zu einem Heereszuge, gegen die Ungläubigen zu bewegen, so blieb es doch jetzt bei bloßen Rührungen und Erschütterungen und Peter mußte vor allen Dingen seine Streifereien durch Europa weiter fortsetzen. Vorzüglich war es ihm gelungen, durch Predigten und geistliche Possen die Gemüther seiner Landsleute zu erhitzen und darum veranstaltete Urban noch in demselben Jahre zu Klermont in Auvergne eine zweite große Kirchenversammlung, zu der sich außer den Geistlichen mehrerer Länder auch Fürsten und andre vornehme Leute einfanden. Nachdem hier Peter durch seine erschütternde Schilderung der Greuel, die die Ungläubigen gegen die frommen, schuldlosen Pilgrimme in dem Laude der Verheißung ausübten, die Gemüther der Anwesenden tief gerührt hatte, trat Urban II. selbst auf und hielt ein wahres Meisterstück von Rede, das aber freilich wohl in veränderter Gestalt auf uns gekommen sein mag. Hier suchte er durch die bündigsten Gründe der Religion und der Pflicht die bloße, unfruchtbare Rührung in einen raschen und dennoch unerschütterlichen Entschluß umzuwandeln. Der schlaue Redner stellte weislich die kräftigsten Motive an das Ende seiner Rede, denn hier benutzte er die damals herrschenden rohen, mönchischen Begriffe von Genugthuung, Ablaß und Abverdienen der Sündenstrafen. Indem er einen jeden, der den heiligen Weg nach Palästina gehen und als muthiger Streiter Christi den heiligen Krieg beginnen würde, eine allgemeine Sündenvergebung von seinem Throne

herab, wie nachher auch in dem Synodalschluß ankündigte, trieb er die nun schon vorbereiteten Anwesenden bis zu der furchtbaren Höhe des religiösen Schwindels hinauf, daß die ganze Versammlung wie aus Einem Munde rief: „Gott will es haben! Gott will es haben!“ Diese höchste Spannung des Schwindelgeistes theilte sich nun, wie durch einen elektrischen Schlag, von Klermont aus dem ganzen übrigen Europa mit. In den Städten, auf dem Lande — kurz, wo es nur Menschen gab, sahe man Schaaren von Schwärmern zusammentreten die sich ein von den Priestern besprochenes Kreuz von rother, grüner oder weißer Wolle auf der rechten Schulter aufheften ließen, um nun als Kreuzfahrer oder Kreuzritter den heiligen Kreuzzug zu beginnen, auf dem sie das Kreuz ihres Erlösers, dessen Sinnbild sie an sich trugen, den verruchten Händen der ungläubigen Muhammedaner wieder entreißen wollten. Überall drängten sich königliche Prinzen, Herzoge, Grafen, Edelleute, Erzbischöfe, Bischöfe und andre Kleriker, Äbte, Mönche, Einsiedler und Tausende von jedem Stande, Alter und Geschlecht hinzu; ja Eltern und Kinder, Ehegatten, Verwandte trennten sich mit Freuden von einander, um das heilige Land zu erobern. So sagten wenigstens diese Fanatiker; aber im Herzen hegte ein jeder von ihnen sein besonderes Motiv, das ihn zu diesem Ausbruch der wildesten Religionswuth hinriß. Die Fürsten, Grafen und Ritter schworen willig zur Fahne Gottes und der Kirche, weil sie nichts sehnlicher wünschten, als einmal in dem paradisischen Orient ihrem, durch den sogenannten Gottesfrieden eingeschränkten Rit-

tergeist und ihrem Drange nach großen Heldenthaten frei den Zügel schießen lassen zu können. Als man nämlich im eilften Jahrhundert, besonders in Frankreich, die traurige Bemerkung gemacht hatte, daß durch die unaufhörlichen Befehdungen der dort fast zahllosen Herzoge, Grafen u. s. w. Akkerbau, Handel Gewerbe und Künste aufs Äußerste gestört wurden, so führte man auf mehrern Koncilien, und zuletzt noch auf der großen Synode in Klermont, den sogenannten Waffenstillstand oder Frieden Gottes ein, bei dem es streng untersagt ward, sich an den Festtagen gegenseitig zu befehden, weil dadurch ein von den Priestern mit Gott selbst insgeheim geschlossener Waffenstillstand gebrochen würde. Die Mönche drängten sich zu jenen Zügen, um ihren Durst nach dem Rufe der Heiligkeit zu stillen und sich den Päpsten gefällig zu bezeigen, die zu dieser Raserei besonders aufmunterten. Die Handwerker und Bauern vertauschten gern ihre saure Arbeit und ihren Frohndienst zu Hause mit dem unstäten Vagabondenleben auf einem solchen Heereszuge und wo sich nur jemand, wes Standes und Alters er auch war, durch Trägheit oder Leichtsinn, oder Unglücksfälle in eine bedrängte Lage gestürzt sahe, da mußte ihm ein Unternehmen, bei dem man sich dem Schutz der Kirche, oder auch dem errettenden Arm des Todes übergeben konnte, als ein wahrer Zustand der Erlösung entgegen lächeln. Mit einem Wort: von dem höchsten Fürsten bis zu dem Abschaum des niedrigsten, verworfensten Pöbels herab täuschten sich alle ohne Unterschied bei einem Abentheuer, das nur in exaltirten Köpfen reif werden konnte, mit der

Hofnung irgend eines zeitlichen Gewinns, labten sich alle ohne Unterschied an der erquikkenden Aussicht in ein, besonders den Soldaten Christi verheißenes ewiges Leben!

Der erste Kreuzzug nahm seinen Anfang, als gleich in dem Jahre nach der Kirchenversammlung zu Klermont über eine Million Menschen, besonders viel elendes Raubgesindel, auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten nach Palästina hinzog. Das glückliche oder unglückliche Schicksal dieser ungeregelten Haufen lag in den Händen ihrer klugen oder einfältigen Anführer und so wenig sich auch bei kalter Überlegung von der ganzen Unternehmung der mindeste Gewinn für das Wohl von Europa vorhersehen ließ, so ermangelten doch die Geistlichen nicht mit allen Künsten ihrer Beredsamkeit eine Thorheit zu unterstützen, bei der ihnen wenigstens der sichere Gewinn blieb, sich mit den Gütern der Kreuzfahrer zu bereichern, die sie entweder als fromme Schenkungen oder durch einen Kauf um das halbe Geld an sich zu ziehen wußten. Peter der Eremit selbst, als der erste Urheber des ganzen Krieges, führte einen Schwarm von funfzig bis sechszig tausend Menschen durch Deutschland, Ungarn und Thracien nach Konstantinopel. Schon auf ihrem Zuge verübten die Fanatiker die größten Grausamkeiten, besonders gegen die Juden, die sie als die Erbfeinde des Christenthums verfolgten. Da sie aber auf ihrem Wege die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, wofür bei dem Auszuge gar nicht gesorgt worden war, mit Gewalt beitreiben wollten, fanden sie bei den Nationen, deren Länder sie durchzogen,

den kräftigsten Widerstand, so daß nur ein kleiner Theil des Heeres in dem kläglichsten Zustande Konstantinopel erreichte. Ein anderer ähnlicher Schwarm von undisciplinirten und fanatischen Straßenräubern, unter Anführung eines deutschen Priesters Gottschalk, wurde von den Ungarn und Bulgaren größtentheils niedergehauen und der kleine, elende Überrest flüchtete unverrichteter Sache nach seiner Heimath zurück. Dasselbe Schicksal traf die andern Schwärme, die sich ganz ohne Anführer auf den Weg gemacht hatten und zwei- bis dreimal hundert tausend Menschen waren schon aufgeopfert, ehe sie noch das gelobte Land im Gesichte hatten. Konstantinopel sollte der Sammelplatz der verschiedenen Heere sein, die von so verschiedenen Anführern geleitet wurden, aber nur der Kern der Armee von achtzig tausend Mann kam noch unter den wenigsten Drangsalen dorthin, weil er einen großen Helden seines Zeitalters, den Herzog Gottfried von Bouillon von Niederlothringen, an seiner Spitze hatte. Der griechische Kaiser, Alexius Kommenus, der sich aus Furcht vor den um sich greifenden Türken für das ganze Unternehmen interessirte, nahm die abendländischen Ankömmlinge freundlich auf; als ihm aber der große Haufe durch seine Zügellosigkeit, die er schon im griechischen Reich ausübte, gefährlicher als die Türken zu werden drohte, gab er ihnen mit Freuden Schiffe her, mit denen sie über den Hellespont nach Bythynien schiffen könnten. Peters Muth sank sehr bald, als er gleich in dem ersten Treffen gegen die Türken den Kürzern zog. Er wählte das Sichere, wagte keine zweite Schlacht und überließ gern dem

tapfern Gottfried den Ruhm, Nicäa, die Hauptstadt Bithyniens zu erobern. Nach einem beschwerlichen Marsch durch Kleinasien wurde Antiochien, die Hauptstadt von Syrien und Edessa in Mesopotamien erobert, wobei man zur Ehre Gottes und zur Ehre Christi Ströme von Türkenblut vergoß und überdieß noch die von dem griechischen Kaiser genossenen Wohlthaten mit Untreue und Undank belohnte, indem man die ihm in frühern Zeiten von den Türken entrissene Stadt Antiochien, die man unter seinem Namen erobert hatte, lieber für sich behielt. Der türkische Sultan Solymann, der unter der Oberherrschaft des Khalifen von Bagdad in Syrien eben die Macht ausübte, wie ehemals die fränkischen Reichsverweser unter der Oberherrschaft der Merovinger, mußte sich überall vor den Kreuzfahrern zurückziehen, die vor Begierde brannten, das heilige Jerusalem zu erreichen. Endlich drang man bis zur Stadt durch, wo damals ein Statthalter des Khalifen von Ägypten residirte. Die Stadt ward von allen Seiten eng eingeschlossen und unter der Anführung des Herzogs Robert von der Normandie, der Grafen Raymund von Toulouse und Robert von Flandern fünf Monate hindurch von der Gottfriedischen Kreuzesarmee belagert. Endlich (am 15. July 1099) ward sie in einem Sturm erobert, bei dem alle Nichtchristen von den Bekennern der sanften Lehre Jesu aufs Grausamste niedergemetzelt wurden. Von den Wallfahrten nach dem Ölberge und von dem vorgeblichen Grabe Christi, von dem inbrünstigen Beten an heiliger Stäte kehrte man nur zu neuen Mordthaten zurück, so sehr auch Gottfried

und mehrere andere Große im Heer ihren gerechten Unwillen darüber äußerten. Nun kam es vor allen Dingen darauf an, sich die bisherigen, durch den Orient zerstreuten Eroberungen einigermaßen zu sichern, indem man sie den Befehlen Eines gemeinschaftlichen Oberhaupts unterwarf und in dieser Absicht versammelten sich die Großen des Heers zur Wahl eines Königs von Jerusalem. Die Wahl fiel einstimmig auf Gottfried von Bouillon; aber der wirklich große, bescheidene Mann nahm zwar die Würde selbst, jedoch ohne jenen anmaßenden Titel an. Er wollte sich durchaus nicht in derjenigen Stadt die goldene Krone aufsetzen lassen, in welcher der Erlöser eine Dornenkrone getragen hatte. Unterdessen nun der Klerus nichts Wichtigeres zu thun hatte, als auf Entdekkungen von Reliquien auszugehen und sich einen Antheil an den Regierungsgeschäften anzumaßen, eroberten die Großen im Heere noch manche Stadt in Palästina, behielten aber das Eroberte in der Regel für sich. Bald genug stiegen Eifersucht und Bereicherungssucht in den kleinen Seelen der christlichen Regenten in den übrigen eroberten Städten auf; der Papst drängte seinen Legaten, der öfters die sonderbarsten Forderungen an Gottfried that, zum Patriarchen in Jerusalem ein, und zum Unglück für das ganze große Unternehmen starb der wirklich uneigennützige Gottfried schon in dem nächsten Jahre nach der Eroberung Jerusalems. Sein Bruder Balduin, der bis dahin Regent von Edessa gewesen war, wurde zu seinem Nachfolger ernannt und nahm auch ohne Widerrede den Königstitel an. So wie bis dahin manche Schwärme von Kreuzesfahrern nach Europa zurückgekehrt waren, so kamen

auch neue Schaaren von Fürsten, Edelleuten, Soldaten, Bischöfen, Klerikern, Mönchen und Pöbel aller Art in Palästina an und es gelang dem thätigen Balduin mehrere asiatische Städte, besonders die Festung Ptolemais zu erobern. Nach Balduins Tode nahmen die Uneinigkeiten der verschiedenen christlichen Regenten in Palästina überhand; es gab in Asien die drei verschiedenen Staaten von Antiochien, Edessa und Jerusalem, die sich durch die Zerstükkelung unter Herzoge, Grafen u. s. w., so wie durch gegenseitige Befehdungen so schwächten, daß es (1144) den Türken gelang, Edessa wieder zu erobern. Der griechische Kaiser machte auch seiner Seits Miene, die treulosen Usurpatoren aus Antiochien zu vertreiben und am Ende stand sogar die Hauptstadt Jerusalem aufs Spiel!

Zu den Uneinigkeiten und gegenseitigen Befehdungen der neuen christlichen Regenten in Palästina gaben vorzüglich auch die bei den Kreuzzügen entstandenen geistlichen Ritterorden Gelegenheit. Ihre Pflicht im Allgemeinen war: ein beständiger Krieg, gegen die Ungläubigen, Reinigung der Landstraßen von dem zügellosen Raubgesindel, und die Versorgung und Verpflegung der armen und kranken Pilgrimme in dem gelobten Lande. So wohlthätig aber auch der Zweck der Stiftung dieser Gesellschaft war, sobald arteten sie aus, wenn sie nur einigermaßen zu Ansehen und Reichthümern gelangt waren und hatte sich nur erst der Dämon einer wilden Eroberungssucht ihrer bemächtigt, so kehrten sie die Waffen gegen ihre eigenen Glaubensgenossen, zu deren Schutz sie ihnen in die Hände gegeben worden waren. Schon vor dem Anfang der Kreuzzüge wur-

den in dem Johannishospital zu Jerusalem arme und kranke Pilgrimme aus dem Occident von einer Gesellschaft frommer Brüder verpflegt, die sich die Hospitalbrüder des heiligen Johannes von Jerusalem oder die Johanniter nannten. Als jenes Hospital, nach der Eroberung von Jerusalem und nach der Errichtung des dortigen Königreichs zu ansehnlichen Reichthümern gelangte, wuchs die Anzahl der frommen Brüder sehr beträchtlich und aus den bisherigen Armen- und Krankenpflegern wurden mit der Zeit tapfere Verfechter der christlichen Besitzungen in Palästina unter höchster Genehmigung der Päpste. Johanniterritter hießen nun vorzugsweise diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, die von Adel waren und sich den Kampf gegen die Türken zur Hauptpflicht gemacht hatten. Als aber Palästina mit dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts wieder in die Hände der Ungläubigen fiel, zogen sich diese Ritter nach der Insel Cypern und von da nach Rhodus, von welcher letztern sie den zweiten Namen: der Rhodier oder Rhodiserritter führten, bis sie endlich der Übermacht der Türken auch hier weichen und sich nach der Insel Maltha flüchten mußten, womit ihnen Kaiser Karl V. ein Geschenk machte. Von dieser Zeit an werden sie in der Regel unter dem Namen der Maltheserritter erwähnt. Auf ihren Streifzügen beunruhigten sie eben so häufig die Türken, als sie die Angriffe derselben auf Maltha muthig abwiesen. Das Haupt der Gesellschaft, der Großmeister hat dort bis auf diese neueste Katastrophe residirt; Zungen heißen die verschiedenen Völkerschaften, unter denen es Johanniter-

ritter giebt und jede einzelne Zunge hat wieder ihre besondern Zweige und Sprößlinge des Ordens, die man die Großprioreien und Kapitularballeien zu nennen pflegt. Zur Aufnahme in den Orden wird jetzt eine gehörig dokumentirte Ahnenreihe erfordert. — Neben diesem Orden wurde während des ersten Kreuzzuges noch der Grund zu dem zweiten berühmten Orden der Templer oder Tempelherren gelegt. Diese waren, sogleich ihrer ersten Bestimmung nach, nichts weiter als eine christliche Miliz die bloß für die Sicherheit der Landstraßen und für die Vertheidigung der Christen gegen die Gewaltthätigkeiten der Türken sorgen sollte, ohne etwas mit der Verpflegung der Armen und Kranken zu thun zu haben. König Balduin II. von Jerusalem räumte ihnen seinen Pallast an der östlichen Seite des Salomonischen Tempels ein; indessen blieb das Ganze so lange eine Privat-Unternehmung, bis unter päpstlicher Bestätigung auf einer Synode in Frankreich der Gesellschaft eine feste Konstitution gegeben ward. Nun sollten die Mitglieder des Ordens das Klosterleben und Kriegswesen mit einander verbinden, dem dreifachen Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams treu leben und in allen Dingen dem Patriarchen von Jerusalem unterworfen sein. Aber die Ritter theilten nicht lange Zeit hindurch mit den Johannitern den Ruhm einer uneigennützigen Tapferkeit, sondern in Kurzem mußten die Christen eben so sehr, als die Türken, von ihren Gewaltthätigkeiten leiden. Sie suchten auf unerlaubten Wegen zu Reichthümern zu gelangen, die sie dann wieder unter Schwelgereien und Ausschweifungen aller Art durchbrachten. Nicht

genug, daß sie sich bald der Gewalt ihres Vorgesetzten, des Patriarchen entzogen und sich den Zehnten zu entrichten weigerten, sie mißbrauchten auch die großen Freiheiten, die ihnen im dreizehnten Jahrhundert durch eine päpstliche Bulle ertheilt wurden, als sie, befreit von jeder bischöflichen Jurisdiktion, der päpstlichen Hoheit unmittelbar unterworfen worden waren. So luden sie denn durch Stolz, Habsucht und zügellose Lebensart den allgemeinen Haß nicht nur der geistlichen, sondern auch der weltlichen Macht auf sich, bis sie endlich mit dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts, wo jeder Überrest christlicher Herrschaft in Palästina vertilgt ward, ebenfalls auswandern mußten. Die freundliche Aufnahme, die sie auf der Insel Cypern fanden, belohnten sie mit einem Aufruhr, den sie gegen den Beherrscher der Insel anzettelten, bis sie endlich in Frankreich das Maaß ihres Übermuths vollmachten. König Philipp der Schöne, der überhaupt den Anmaßungen der Geistlichen seines Reichs entgegen zu arbeiten suchte, bereitete auch ihnen den Untergang. Es ist wahr, daß sich der König nebenher auch von ihren ansehnlichen Reichthümern reizen ließ, es ist wahr, daß er aus niedriger Rachsucht Schwert und Scheiterhaufen gegen sie gebraucht hat; aber man darf nicht vergessen, daß sie selbst durch ihr zweideutiges, oft empörerisches und treuloses Betragen an ihrem Unglück Schuld waren, zumal da sie hie und da auch wohl ketzerische Grundsätze geäußert hatten. Genug, Papst Klemens V. im vierzehnten Jahrhundert mußte sich endlich, so nützlich ihm auch der Orden in Frankreich hätte werden können, entschließen,

ihn durch ein päpstliches Dekret feierlich aufzuheben, nachdem ihn der König auf das Grausamste verfolgt hatte. — Die Deutschen hatten aber bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts noch immer keinen eigenen Ritterorden in Palästina, weil sie überhaupt im Anfang an der ganzen Kreuzzugsraserei einen weniger lebhafteu Antheil nahmen, als die Franzosen und Italiener. Nur da erst, als sie in großen Haufen in dem gelobten Lande mitfochten und es auch bei ihnen viele Arme, Verwundete zu verpflegen gab, da fühlten sie das Bedürfniß, auch einen deutschen Orden zu haben, der sich nach dem Muster der französischen Ritter bilden sollte. Die Veranlassung zu der Stiftung desselben gab die Belagerung der Stadt Ptolemais in Syrien am Ende des zwölften Jahrhunderts. Hier gab es in dem christlichen Heer einige mitleidsvolle Einwohner aus Bremen und Lübeck, die sich der kranken, verwundeten Soldaten mit menschenfreundlicher Sorgfalt annahmen und in ihrem Zelt eine Art von Hospital zur bessern Verpflegung derselben errichteten. Das Unternehmen fand bei den im Heere gegenwärtigen deutschen Bischöfen, Herzogen, Markgrafen und andern vornehmen Herren großen Beifall, so daß Kaiser Heinrich VI. ersucht ward, bei dem Papst die Bestätigung dieses Hospitals auszuwirken. Die frommen Brüder erhielten darauf die Privilegien eines förmlichen Ordens und auch bei ihnen sollten, nach Art der Johanniter, Kleriker, Ritter und andre Brüder unterschieden werden. Seit dieser Zeit hießen sie die Ritter der Jungfrau Maria, oder die Brüder des deutschen Hauses unserer lieben Frauen in Jerusalem, oder schlechthin

die deutschen Ritter und deutschen Herren. Nur vornehme Deutsche sollten in dieser Gesellschaft, unter Aufsicht ihres Ordens- oder Hoch- oder Heermeisters, sowohl das heilige Land und die Freiheit der dortigen Christen vertheidigen, als sich auch der Armen und Kranken unter ihnen annehmen. Im dreizehnten Jahrhundert erhielt der Orden päpstliche und kaiserliche Freiheitsbriefe, so wie auch ansehnliche Schenkungen im Orient, in Italien, Ungarn und besonders in Deutschland, wo ihre Güter unter kaiserlichen Schutz kamen. Nun zeigte sichs bald, daß sie auch außerhalb Palästina auf Eroberungen auszugehen wünschten und es glückte ihnen wirklich, sich nach einem fast sechszigjährigen Blutvergießen die Preußen zu unterjochen, nachdem sie Herzog Konrad von Maskovien zur Bekehrung und Zügelung dieser gegen alle Bekehrungsversuche bis aufs Höchste widerspenstigen Nation eingeladen hatte. Eben so glücklich, aber auch eben so grausam waren die deutschen Ritter in Litthauen, Kurland und Liefland, wo sie durch die Vereinigung mit dem Orden der Schwertritter, die sich die Bekehrung der wilden Landesbewohner zum Ziel gesetzt hatten, beträchtlich an Macht gewannen. Besonders erhielten sie sich aber in Preußen an dreihundert Jahr hindurch bis zu den Zeiten der Reformation unter beständigen Zwistigkeiten mit der Geistlichkeit und unter anhaltenden Kriegen mit den Polen. Endlich schloß aber ihr ehemaliger Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, den berühmten Traktat zu Krakau, nach welchem er die Besitzungen der deutschen Ritter in Preußen als ein Lehn von der Krone Polen an-

nahm und die Ritter selbst aus dem Herzogthum vertrieb. Auch Liefland ging bald darauf für den Orden verlohren, der seitdem seinen alten Glanz nie wieder erhalten hat. Er besitzt zwar durch Kauf und Schenkungen noch immer ansehnliche Ländereien, aber sie liegen sehr zerstreut. Mergentheim in Franken ist jetzt die Residenz des sogenannten Hoch- oder Deutschmeisters; die sogenannten Land-Kommenthure haben zwölf Balleien unter sich. Nur der alte Adel kann in den Orden aufgenommen werden, aber nicht bloß katholischer, sondern auch evangelischer Parthei.

Nach der Eroberung von Edessa durch die Türken und bei der Bedrohung Antiochiens von Seiten des griechischen Kaisers sahen sich die Christen im Orient überall so bedrängt, daß man in Europa nothwendig auf einen zweiten allgemeinen Kreuzzug bedacht sein mußte. Die Nachricht von der Gefahr, worin das neugestiftete Königreich Jerusalem schwebte, machte in Frankreich, wo die schwärmerische Beredsamkeit des Eremiten Peter noch immer nachtönte, den tiefsten Eindruck und der damalige Papst Eugenius III. säumte nicht, die bereits von Urban II. mit so vielem Glück gebrauchten Motive anzuwenden, um den König Ludwig VII. und zugleich alle Große und Gläubigen seines Reichs zu einer neuen großen Unternehmung aufzumuntern. Dazu kam, daß sich der König zu einem solchen Zuge ohnedieß schon durch eine andächtige Schwärmerei hingetrieben fühlte, weil er einmal in einem Kriege mit einem seiner Vasallen eine Pfarrkirche hatte anzünden lassen, in welcher zugleich einige hundert darin geflüchtete Menschen umkamen. Nun mußte

aber noch ein Mann ausfindig gemacht werden, der dem Papst eben das werden könnte, was einst Peter Urban II. gewesen war. Die Wahl des Königs fiel auf einen seiner Unterthanen, den Abt Bernhard zu Klairvaux, den ehemaligen Lehrer Eugens. Dieser Heilige hatte sich durch ganz Frankreich und Deutschland in den allgemeinen Ruf eines Propheten und Wunderthäters gesetzt durch seine immer in sich gekehrte Selbstbeobachtung, durch seine tief empfindende Andächtelei und vorzüglich durch seine hochfahrende, imponirende Beredsamkeit, mit der er die eindringlichsten Strafpredigten gegen die herrschende Unsittlichkeit seines Zeitalters hielt. Kurz, er war auf diesem Wege das Orakel von ganz Europa geworden! Er nahm nach einigem Widerstreben jenen Antrag an und durch das Feuer der Bernhardinischen Beredtsamkeit wurde in Frankreich nicht nur ein großer Theil der Einwohner zu einem neuen Kreuzzug aufgemuntert, sondern der König selbst ließ sich mit seiner jungen Gemalin auf einer Versammlung des Adels und der Geistlichkeit seines Landes das Kreuz öffentlich anheften. Dieses Beispiel wirkte so stark, daß sich viele Große und Edelleute, Bischöfe und Äbte zur Theilnahme an dem Zuge willig finden ließen und der heilige Bernhard mußte zum Theil seine eigene Kleidung zerstükkeln, um nur Kreuze genug für die Anwesenden herbeizuschaffen. Nur war er für seine Person klug genug, die ihm angetragene Feldherrenstelle bei dem neuen Kreuzesheer auszuschlagen und sich an der Ehre eines Propheten genügen zu lassen. Unterdessen sich nun Ludwig dazu anschickte, mit einem Schwarm von

hundert-

hunderttausend Menschen nach Konstantinopel aufzubrechen, loderte auch in Deutschland, unter Bernhards kräftigem Einfluß, die heilige Raserei zu einer eben so lichten Flamme auf. Obgleich der damalige Kaiser Konrad III. nichts wichtigeres zu thun gehabt hätte, als vor allen Dingen sein Ansehen in Deutschland und Italien zu befestigen; so ließ er sich doch durch Bernhard bewegen, auf dem Reichstage zu Speyer das Kreuz anzunehmen und seinem Beispiele folgten viele der anwesenden Fürsten und übrigen Standespersonen. Nun trat auch er (1147) mit einem Heere von vielen Tausenden seinen Zug nach Palästina an und beide Heere drangen über Konstantinopel in Asien ein. Man hätte denken sollen, daß eine solche Menschenmasse in kurzer Zeit den ganzen Orient unterjocht haben würde; aber die Tausende abgerechnet, die theils auf dem Wege, theils in Asien selbst ein Opfer der erbitterten Landesbewohner, oder des ungewohnten Klimas, oder ihrer eigenen Ausschweifungen wurden, konnte auch darum nie etwas Großes ausgeführt werden, weil bei dem Mangel an Eintracht unter den Anführern der ungeheure Koloß nirgends mit vereinten Kräften agirte. Das geschahe denn auch jetzt. Anstatt Ludwigs Heer abzuwarten, setzte Konrad mit seinem Schwarm nach Bithynien über und er mußte sich noch Glück wünschen, daß er den zehnten Theil seines Heeres von einem Zuge nach Antiochien zurückbrachte, weil er beinahe mit seiner ganzen Schaar ein Opfer des Hungers und der türkischen Reuterei geworden wäre, da ihn die treulosen Wegweiser, die ihm sein eigener Schwager, der griechische Kaiser

Manuel Komnenus mitgab, in die wüstesten Distrikte von Syrien geführt hatten. Unterdessen er in Konstantinopel seinen hart angegriffenen Körper pflegen mußte, drang Ludwig nach Antiochien vor und erst nach Verlauf eines Jahres versuchten die vereinten Heere einen Angriff auf Damaskus. Aber bei der Zwietracht der Anführer verfloß dieses Jahr, wie das folgende, ohne daß man in Asien seinem Ziel auch nur um einen Schritt näher gekommen wäre und nachdem beide Fürsten in Jerusalem ihre Andacht verrichtet hatten, kehrten sie mit den schwachen Überresten ihrer Heere unverrichteter Sache nach Europa zurück. So scheiterte denn ein Unternehmen, bei dem es auf nichts Geringeres, als auf die Eroberung des halben Orients angesehen war, und was ließ sich auch Besseres erwarten von unweisen und eigennützigen Anführern und von einem, Alles gegen sich empörenden Schwarm undisciplinirter Mordbrenner und Straßenräuber? In Europa erregte der unglückliche Ausgang dieses zweiten Zuges ein allgemeines Mißvergnügen und man hörte schon damals laute Klagen über den heiligen Bernhard, der im Namen Gottes mit so großer Zuversicht den besten Erfolg desselben prophezeit hatte. Indessen erhielten sich die Christen doch noch über dreißig Jahre hindurch in Jerusalem und in einem Theil von Syrien, ob sie gleich von einem schrecklichen Erdbeben viel leiden mußten. Aber nun trat der furchtbarste Feind der christlichen Macht im Orient auf — der berühmte Sultan Saladin (Salahaddin)! Dieser persische Held und Eroberer von Ägypten, Syrien, Persien, Arabien und Mesopotamien lieferte den

Christen eine entscheidende Schlacht nach der andern, nahm ihnen hintereinander Ptolemais, Joppe, Nazareth, Cäsarea u. s. w. weg, bis er endlich (1187) Meister von Jerusalem ward. Hier behandelte er die gefangenen christlichen Fürsten und Anführer eben so großmüthig, als sie selbst durch eine kleinliche Treulosigkeit seinen gerechten Unwillen reizten.

Nun blieb den Christen in Asien nichts weiter übrig, als Antiochien, Tyrus und Tripolis; alle übrigen so theuer errungenen Früchte der Kreuzzüge waren für sie verloren gegangen. In dieser Noth suchte Papst Klemens III. den ganzen Occident durch Legaten und Schreiben zu einem dritten Kreuzzug in Bewegung zu setzen und er versprach allen Theilnehmern im vollsten Maaße die Vergebung ihrer Sünden und das ewige Leben. In Deutschland fanden seine Aufmunterungen endlich Eingang und der beinahe siebenzigjährige Kaiser Friedrich I. Barbarossa, der sich wahrscheinlich in einem guten Vernehmen mit dem päpstlichen Hofe erhalten wollte, entschloß sich wirklich, auf einem Reichstage zu Mainz das Kreuz anzunehmen, ob er gleich in jüngern Jahren als Begleiter seines Oheims Konrads III. alles Ungemach eines Kreuzzuges aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte. Er brach mit einem Heer von hundert und funfzigtausend Menschen, in Begleitung seines zweiten Sohnes, Herzogs Friedrich von Schwaben, nach Asien auf und so vorsichtig er auch alles ganz arme, unnütze Raubgesindel von seinem Heer entfernt hatte, so wurde er doch von den mißtrauischen Griechen auf seinen Fortschritten in Kleinasien so hingehalten, daß

er sich nur mit dem Schwert in der Hand den Winter hindurch in Macedonien und Thracien behaupten konnte. Indessen drang der unternehmende Friedrich bei den ungeheuersten Schwierigkeiten, die ihm jeden Schritt streitig machten, dennoch bis Selnucia in Armenien vor, wo er aber plötzlich starb, indem er sich durch ein kaltes Bad nach einer Erhitzung einen plötzlichen Schlagfluß zugezogen hatte. Sein Sohn, der den Rest der Armee nach Antiochien führte, folgte dem Vater bald ins Grab und eine verheerende Seuche raffte fast die Hälfte des ganzen Heeres hin. So verlohr Deutschland einen großen Kaiser, über hundert tausend Menschen, ungeheure Geldsummen und im Orient war dagegen auch nicht ein Fingerbreit Landes gewonnen worden.

Unterdessen waren König Richard I. Löwenherz von England und König Philipp II. von Frankreich (1190) darin übereingekommen, nach Friedrichs Beispiel gemeinschaftlich einen vierten Kreuzzug zu unternehmen. Anfangs machten sie allerdings gemeinschaftliche Sache gegen Saladin, dem sie die wichtige Festung Ptolemais wegnahmen. Aber beide waren zu stolz und zu hitzig, als daß nicht Philipps ganzer Unwille über Richard ausgebrochen wäre, der sich durch seine ausgezeichnete Tapferkeit einen allgemeinen Ruhm erworben hatte. Unter dem Vorwande der Kränklichkeit ging er also mit seinem Heere nach Frankreich zurück und Richard der durch beunruhigende Nachrichten in seinen Siegen über Saladin aufgehalten wurde, mußte ebenfalls Asien wieder verlassen. Als dieser verkleidet durch Italien und Deutschland zurückkehrte, ge-

rieth er in österreichische Gefangenschaft, aus der er sich nur durch ein schweres Lösegeld wieder befreien konnte. Bei einem Waffenstillstande, den Richard mit Saladin geschlossen hatte, behielten die Christen bloß die Ufer des mittelländischen Meeres von Tyrus bis Joppe und Saladin starb (1193) im ruhigen Besitz des größten Theils von Palästina.

Bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts folgten nun mehrere kleine Kreuzzüge auf einander, durch welche in der Hauptsache nichts verändert wurde. Nach dem Tode des unbezwinglichen Saladin waren besonders die Deutschen thörigt genug, sich von den Päpsten, die ihren Vortheil dabei fanden, bereden zu lassen, daß die unter Saladins Söhnen ausgebrochenen Zwistigkeiten gerade der günstigste Zeitpunkt wären, um die Ungläubigen endlich einmal aus dem heiligen Lande wieder zu vertreiben. Indessen fehlte es ihnen immer an einem tüchtigen Anführer. Desto besser benutzten die Franken und Venetianer die in der griechischen Kaiserfamilie entstandenen Spaltungen, um sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Stadt Konstantinopel mehrmals zu bemächtigen. Man kam aber weder hiedurch noch durch einige Züge deutscher Fürsten nach Ägypten seinem Hauptziel, der Wiedereroberung des gelobten Landes auch nur um einen Schritt näher. Endlich (1228) erschien Kaiser Friedrich II. mit einem Heer in Palästina, das sich dort seit mehrern Jahren zu einer bis dahin unerhörten Größe angesammelt hatte. Der Kaiser nahm schon vor dreizehn Jahren bei seiner Krönung in Aachen das Kreuz an; aber so sehr auch die Päpste wegen der

Erfüllung seines Gelübdes unablässig in ihn drangen, so konnte er ihren Aufforderungen doch nicht nachgeben, so lange seine Gegenwart in Deutschland und Italien höchst nothwendig war. Endlich machte er sich wirklich auf den Weg, weil Papst Gregor IX. zweimal den Bann über ihn ausgesprochen hatte; aber kaum verfloß ein Jahr, so zeigte sichs auch, warum man in Rom die Entfernung des Kaisers so dringend gewünscht hatte. Der Papst zettelte nämlich einen Krieg in Ägypten an und der betrogene Friedrich mußte schleunigst nach Europa zurückkehren. Indessen hatte er es doch wenigstens durch sein Ansehen dahin gebracht, daß die Araber Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Sidon und das von dieser Stadt bis nach Ptolemais sich erstrekkende Gebiet herausgaben. Friedrich krönte sich selbst am heiligen Grabe zum Könige von Jerusalem und seitdem haben die deutschen Kaiser diesen Titel treulich beibehalten. — Nach vierzehn Jahren gingen aber auch diese Besitzungen wieder verlohren, als die Mongolen und andre Völker vom kaspischen Meer her das gelobte Land überschwemmten und gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatte es ganz den Anschein, als sollten die Christen völlig aus Palästina verdrängt werden. Dieß wäre auch wahrscheinlich schon jetzt geschehen, wenn nicht die kläglichen Briefe des Patriarchen von Jerusalem und anderer Prälaten gerade in Frankreich, wo das Kreuzfahren eine Modethorheit geworden war, einen tiefen Eindruck gemacht hätten. König Ludwig IX. entschloß sich einige Jahre darauf als er von einer schweren Krankheit wieder genesen war, den letzten großen

Versuch zur Vertreibung der Muhammedaner aus Asien zu wagen. Der erste Angriff geschahe auf Ägypten, weil nach der Eroberung dieses Landes Palästina sich gleichsam von selbst ergeben müßte. Sosehr der König anfangs glückliche Fortschritte machte, so hielten ihn doch die Großen im Heere von seinen schnellen Fortschritten ab. Man benutzte den gegenwärtigen günstigen Augenblick nicht, das Heer überließ sich einer entnervenden Üppigkeit, und Seuchen und Hungersnoth fingen an, es sehr zu schwächen. Bei einem unglücklichen Rückzug aus Unterägypten hätte der König beinahe mit seinem eigenen Leben büßen müssen; die überlegenen Araber schlossen ihn ein, ein großer Theil seines Heeres wurde niedergehauen und er selbst mit dem Überrest gefangen genommen, so daß er sich mit einem schweren Lösegeld wieder loskaufen mußte. Aber der bigotte Ludwig brannte vor Begierde, die Ehre Christi im Orient zu rächen und als in Palästina eine Stadt nach der andern verloren ging, wagte er (1268) einen zweiten Kreuzzug. Von den Küsten des mittelländischen Meeres segelte er plötzlich nach Tunis in Afrika, um die dortigen Mauren zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Aber auch dieser Zug nahm ein trauriges Ende; der verblendete König starb vor Tunis an einer Seuche, die als eine Folge der brennenden Hitze und des Mangels an Wasser und Lebensmitteln in seinem Heer ausgebrochen war. — Nach einem so unglücklichen Ausgange des letzten großen Unternehmens kühlte sich in Europa die Neigung zur Wiedereroberung des heiligen Landes allmälig ab und die einzelnen Schaa-

ren abendländischer Christen, die ohne Anführer nach Palästina hinzogen, richteten dort die Waffen häufiger gegen sich selbst, als gegen die Saracenen. Endlich (1291) gelang es dem Sultan von Babylon, den Christen mit einem Heer von zweimal hundert tausend Mann die Festung Ptolemais wegzunehmen und mit dieser Eroberung des letzten Überrestes christlicher Herrschaft im heiligen Lande ward zugleich den Christen alle Lust benommen, je wieder einen Kreuzzug nach Palästina zu versuchen.

Hier am Ende dieses großen denkwürdigen Unternehmens ist es wohl der Mühe werth, einige Augenblikke mit Nachdenken zu verweilen und zu untersuchen, was denn Europa durch diese Züge gewonnen habe. Über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Unternehmens, die Muhammedaner aus Palästina zu vertreiben, kann unter vernünftigdenkenden Menschen gar keine Frage mehr sein, denn ohne Sophistereien oder Absurditäten lassen sich die gerechten Ansprüche, die die abendländischen Christen auf das heilige Land gehabt haben sollen, nicht erweisen. Genug, die verblendeten Fanatiker, die an dem Gängelbande ihrer Klerisei gingen, warfen sich, wie von einer blinden Raserei ergriffen, auf den Orient hin, voll festen Vertrauens, daß sie die Sache Gottes und die Sache Christi führten. Dagegen kann eine andre Frage über den Nutzen und Schaden dieser ungeheuern Unternehmungen auch noch jetzt problematisch scheinen und das wird und muß sie beständig bleiben, weil wir, aus Mangel einer gründlichen Kenntniß des Mittelalters, jetzt manchen Nutzen auf die Rechnung der

Kreuzzüge seßen müssen, der vielleicht schon früher vorbereitet war und nur erst durch jene Züge seiner Vollendung näher gebracht würde. Außerdem bleibt aber auch der Gewinn einer Unternehmung immer sehr zweideutig, wenn er nur durch unsäglichen Schaden erkauft werden konnte. Europa hat durch diese Thorheit, nach einem geringen Überschlag, sechs Millionen seiner Bewohner eingebüßt! Freilich wurde es dadurch von vielem leichtsinnigen, unruhigen wilden Pöbel gereinigt; aber verlohr es nicht zugleich auch so manchen gutmüthigen Schwärmer, so manche betrogene fromme Seele? Und war denn, statt einer solchen heroischen Kur des erkrankten Welttheils, keine gelindere und dann gewiß auch wohlthätigere Heilung desselben auf dem Wege der sittlichen und wissenschaftlichen Veredlung gedenkbar? Aber gerade an jener moralischen Kultur hat Europa durch die Kreuzzüge eher verlohren, als gewonnen. Die rükkehrenden Kreuzfahrer hatten sich an eine zügellose Lebensart, an ein wildes Morden und Plündern gewöhnt und konnten sich in die alte Ordnung der Dinge kaum fügen, unterdessen die Zurückgebliebenen, besonders die Mönche, wegen der Abwesenheit ihrer Aufseher, wo möglich, noch zügelloser geworden waren. Und was bei dem Allen die religiöse Kultur der Abendländer betraf, so ist es ganz unläugbar, daß Europa durch die heiligen Kriege tiefer, als jemals, in die Nacht des Aberglaubens und der Dummheit zurückgestoßen worden ist. Die Lateiner haben sich mehrere ihrer Heiligen und Schutzpatrone nur erst von den Griechen und Syrern geholt: Franzosen, Deutsche und Engländer kauften sich im

Orient einen unnützen Ballast von Reliquien mit schwerem Gelde auf und schleppten ihn nach Europa, so daß sich dort die großen Herren zur Aufbewahrung derselben sogar besondre Kapellen erbauen lassen mußten. Von jetzt an waren z. B. in Europa zu sehen: das Schweißtuch Christi, die Schüssel, von der er das letzte Osterlamm gegessen haben sollte, das Haupt Johannis des Täufers und zwar in drei verschiedenen Exemplaren, der Pfahl im Fleisch des Apostels Paulus, ein Strahl von dem Stern der morgenländischen Waisen, etwas von dem Schall der Glocken zu Jerusalem u. s. w. — Und nun der Nutzen des ganzen Unternehmens? Allerdings haben die Abendländer seit diesen Zügen nicht unbedeutende Fortschritte in Geographie, Naturgeschichte, Astronomie, Arzneikunde, Gebrauch des Kompasses, Glases, Papiers u. s. w. ja selbst in den bildenden und redenden Künsten gemacht; aber hier darf man nicht vergessen, daß sich diese wissenschaftlichen und artistischen Fortschritte doch nur sehr spät, erst lange Zeit nach Verlauf der Kreuzzüge, in Europa gezeigt haben, so daß denn doch dieser unvernünftigen Raserei nicht so unbedingt als eine unmittelbare Folge zugeschrieben werden darf, was durch sie höchstens einen lebhaften Anstoß erhielt, aber schon früher durch andre vorbereitende Ursachen veranlaßt und späterhin, als sich das Böse dieser Züge allmälig zum Guten neigte, durch andre mitwirkende Umstände seiner Vollendung näher gebracht worden war. Unbezweifelter ist der durch die Kreuzzüge bewirkte Vortheil, daß so wie sich bei den Abendländern nun mit einem Mal der engere Gesichtskreis erweiterte,

indem sie durch den Umgang mit fremden Völkern neue Ideen erhielten, nun auch neue Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens ihnen bekannt wurden, die sie sich nur bei einem fortgesetzten Umgang mit den Morgenländern verschaffen konnten. So wurde denn also seit dieser Zeit nothwendig ein lebhafteres Handelsverkehr zwischen den Europäern und Asiaten eröffnet, das auch nachher noch fortdauerte, als jene alle ihre Besitzungen im Orient wieder eingebüßt hatten. Genua, Venedig, Pisa, Florenz und mehrere andre italienische Städte verdankten den Kreuzzügen ihre besten Besitzungen im mittelländischen und am schwarzen Meer, so wie ihren blühenden Handel, der ihnen einen hohen Rang unter den europäischen Städten verschaffte. Wenn nun aber auch dieser Gewinn, den Europa aus den Kreuzzügen geschöpft hat, nicht geläugnet werden kann, so ist es doch immer sicherer und folgenreicher, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, wie durch diese Kriege die Ordnung und Gestalt der Dinge in Allem verändert worden ist. Die Früchte dieses Einflusses genießen wir bis auf den heutigen Tag. Das Ansehen und die Macht der Könige mußten nothwendig in eben dem Grade steigen, als sich der Adel durch seine lebhafte Theilnahme an dieser religiösen Schwärmerei an Geld und Mitgliedern schwächte. Der Mittelstand, in welchem denn doch eigentlich der Flor der Staaten erst recht aufblühen kann, ward ausgebreiteter und mächtiger, so wie das Joch der Lehnsherrschaft durch die Schwächung des Adels weniger drükkend. Bei dem Allen gingen auch in der Kirchenverfassung wesentliche Veränderungen vor. Durch

die Abwesenheit der kreuzfahrenden Bischöfe wurden jetzt die sogenannten Generalvikarien der Bischöfe nothwendig gemacht, und je höher die Bequemlichkeitsliebe der Bischöfe stieg, desto mehr mußte auch die Anzahl dieser Vikarien anwachsen, nachdem sie schon längst nothwendig zu sein aufgehört hatten. Dabei wurden auch die Macht und die Reichthümer des Klerus durch die heiligen Kriege beträchtlich vermehrt, denn die Klöster und Stifter ließen sich von den Kreuzfahrern in ihren Testamenten reichlich bedenken, oder sie suchten doch wenigstens die Güter der Ausbleibenden äußerst wohlfeil an sich zu kaufen; ja, es wurden sogar Urkunden erdichtet, wodurch die Geistlichen die geraubten Güter des hohen und niedern Adels an sich rissen. Keiner sah aber bei dem ganzen schwärmerischen Unfug seinen Vortheil besser ab, als die Päpste. Zweihundert Jahre lang lernten die folgsamen Europäer das Kommando jener Prälaten ertragen, die jetzt mehr, als jemals, für die ohnfehlbaren Ausleger des göttlichen Willens, für das Orakel des ganzen Europa, für die Gebieter über Himmel und Hölle galten. Sie hatten ja die ganze Raserei mit dem ehrwürdigen Namen eines heiligen Krieges zur Ehre Gottes und Jesu Christi gestempelt; sie machten ja allen Fürsten und Großen der Erde die Theilnahme an diesen Kriegen zur Pflicht; sie ertheilten den Soldaten Jesu eine allgemeine Sündenvergebung, auch für die schwersten Verbrechen. Vorzüglich wurde ihr geistliches Gebiet um Vieles erweitert, da sie nun Bischöfe in den Ländern der Ungläubigen ernennen konnten, nämlich Titular-Patriarchen, Metropolitane und Bischöfe in

den einzelnen Provinzen des Orients, selbst dann noch, als die Abendländer auch nicht einen Fingerbreit Landes mehr in jenen Gegenden besaßen. Dazu kam, daß die kühnen und ehrgeizigen Großen durch die Kreuzzüge entfernt und mit andern Dingen beschäftigt wurden, die Päpste aber die Abwesenheit dieser ihrer Rivale sehr klüglich zu benutzen wußten, um das Gebäude ihrer kirchlichen Oberherrschaft und ihres geistlichen Despotismus immer unerschütterlicher zu gründen. Aber zum Wohl der Menschheit hat späterhin gerade dasjenige den endlichen Sturz der Hierarchie herbeiführen helfen, wovon sich die Päpste eine Dauer für die Ewigkeit versprachen! Bei dem durch jene Züge bewirkten Ruin der Vasallen wurden die Könige mächtiger, als es dem päpstlichen Ansehen zuträglich sein konnte; die Reiche erhielten eine festere Konsistenz durch die vermehrte Wohlhabenheit der Städte, durch das Emporsteigen der niedern Stände und durch die Verbesserung der Gesetze und der Verwaltung des Rechts. Was aber besonders den Päpsten, früher oder später, doch gewiß einmal sehr gefährlich werden mußte, war das, daß Europa durch die Kreuzzüge denn doch im Ganzen aufgeklärter ward! Die Kreuzfahrer hatten nun auch andre Länder, Völker, Religionen und Verfassungen kennen gelernt; die Rückkehrenden theilten die eingesammelten Kenntnisse den Daheimgebliebenen mit, und so erweiterte sich allmälig der Kreis von Erfahrungen und Ideen. Man bemerkt mit Vergnügen, daß von dem vierzehnten Jahrhundert an, vorzüglich in Italien, schon hie und da Männer von kühnerer Denkungsart auftreten, die sich über die

Vorurtheile ihres Zeitalters männlich erheben; daß hie und da ein neues Licht die Nacht des von dem Klerus so sorgfältig gehegten Aberglaubens durchbricht und daß schon einzelne Stimmen gehört werden, die sich mit festem Muth gegen das drükkende Joch der Hierarchie auflehnen und die verjährten Anmaßungen der ohnfehlbaren Glaubens- und Gewissensrichter in Rom in Untersuchung zu ziehen wagen!

Aber leider darf sich der Freund der Menschheit und der Religion an dieser anbrechenden Morgenröthe der religiösen Kultur nicht eher ergötzen, als bis er sich erst durch die oft so unwegsamen und wüsten Steppen der Scholastischen Theologie durchgearbeitet hat! Es ist eine auffallende Erscheinung, daß neben der unsinnigen Religionsschwärmerei der Kreuzzüge zu einer Zeit ein Geist der Spekulation rege ward, der das scharfe, tiefe Denken in Sachen der Religion zu seinem Augenmerk machte. Er ist von Seiten seines Einflusses auf die Verfälschung der einfachen Religion Jesu eben so merkwürdig, als die Kreuzzüge wichtige Veränderungen in der Kirchenverfassung hervorgebracht haben. — Die Unruhen, welche die Einfälle der Hunnen und Normannen in den meisten abendländischen Reichen verursacht hatten, waren vorzüglich Schuld daran, daß die Wissenschaften nach Karl des Großen Zeiten nicht nur in ihrem Wachsthum aufgehalten, sondern in noch größern Verfall gebracht wurden. Indessen als nur der Occident erst wieder etwas zur Ruhe kam, als die alten und neuen Schulen an den Kirchen und in den Klöstern wieder wirksam zu werden

und sich in einen gelehrten Wettstreit einzulassen anfingen, da erwachte auch wieder einige Vorliebe für die Wissenschaften und der doch schon hellere Abend des eilften Jahrhunderts versprach für die folgenden Jahrhunderte einen schönen erquikkenden Morgen. Insbesondre war den Geistlichen die Erziehung und Ausbildung der Jugend anvertraut; sie mußten sich also, bei der zunehmenden Wißbegierde unter den niedern Ständen, selbst anstrengen, um nicht ihre eigene Ehre auf das Spiel zu setzen. So wie man nun aber seit jeher in der christlichen Kirche das Studium der Wissenschaften in der Regel nur aus dem eigennützigen Gesichtspunkt getrieben hatte, um dadurch zu den höhern kirchlichen Ämtern geschickt zu werden, so hatte man da auch insonderheit die Philosophie nur insofern studirt, als man durch sie dem auf bloße Autorität gegründeten Kirchenglauben eine neue Stütze geben und sich auf diesem Wege bei den Handhabern der höchsten kirchlichen Gewalt beliebt machen wollte. Zu dieser philosophisch-theologischen Lehrart hatte schon Origenes den Grund gelegt, auf den die griechischen und lateinischen Kirchenväter nach den abwechselnden Zeitbedürfnissen der eine mehr, der andre weniger fortarbeiteten, bis sich daraus endlich diejenige Anwendung der Philosophie auf die Theologie bildete, die man die scholastische Theologie genannt hat. Scholastiker hießen schon längst die Lehrer der Philosophie und Theologie auf Universitäten, aber seit dem eilften Jahrhundert führten diesen Namen vorzugsweise diejenigen Männer, die in der abendländischen Kirche bis auf die Zeiten der Refor-

mation hin die Aristotelische Philosophie mit der christlichen Theologie verbanden, um den bis dahin von der herrschenden Kirche als rechtgläubig anerkannten und angenommenen Dogmen des Christenthums durch eine feinere Unterscheidung der Begriffe und durch schulgerechte, strenge Beweise ein philosophisch-systematisches Ansehen und mithin, ihrer Meinung nach, zugleich eine unerschütterliche Festigkeit zu geben. Man hat die Geschichte dieser Scholastik oder Schultheologie nicht ohne Grund in drei verschiedene Zeitalter abgetheilt, in so fern ein jedes dieser Zeitalter allerdings etwas Charakteristisches bei sich führt. Das erste Zeitalter, das bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts reicht, faßt die Klasse der bescheidensten Scholastiker in sich, die zwar Schrift und Tradition oder Aussprüche der Kirchenväter einander zur Seite setzten, aber denn doch mit der Aristotelischen Philosophie weniger Unfug trieben und sich nicht in die unnützesten Subtilitäten und Grübeleien verlohren. Die Scholastiker des zweiten Zeitalters, das bis in das zweite Decennium des vierzehnten Jahrhunderts reicht, fingen schon an, den Aristoteles über die Bibel zu erheben und sich unter einander über allerlei räthselhafte theologische Streitfragen und Probleme in ernsthafte Streitigkeiten einzulassen, bis dieser Mißbrauch der Philosophie endlich in dem dritten und letzten Zeitalter seine größte Höhe erreichte. Die Schultheologie sank nun zu der elenden Fertigkeit herab, allerhand Subtilitäten über Gegenstände der Religion zu ersinnen und in den abgeschmacktesten Wortgefechten den Sieg über den Gegner davon zu tragen.

Jedes dieser drei Zeitalter hat seine ausgezeichneten Männer gehabt, die dem herrschenden Geschmack der übrigen eine neue Richtung gaben. Zu dem ersten Zeitalter könnte der Erzbischof Lanfrankus von Kanterbury in so fern gerechnet werden, als er bei seinen schon erwähnten Streitigkeiten mit Berengarius über die Gegenwart Christi im Abendmahl das Dogma von der Transsubstantiation mit allen Kunstgriffen der Dialektik unterstützte. Durch die Übersetzungen der Araber war man mit den Aristotelischen Schriften im Occident bekannt geworden und in Frankreich hatte man den Anfang damit gemacht, das bündige Aristotelische Raisonnement in die Dialektik überzutragen, die bis dahin das trockne Gerippe einer höchst unfruchtbaren Logik und Ontologie gewesen war. Aber besonders war es ein Schüler des Lanfrankus, der Erzbischof Anselmus von Kanterbury, der darin zuerst die Bahn brach, daß er das Lehrgebäude der herrschenden Kirche mit der Fakkel der Philosophie beleuchtete und dadurch für die nächste Generation der Philosophen und Theologen ein untrügliches Orakel geworden ist. Um aber nicht Alles zu verderben und sich gegen den gefährlichen Vorwurf der Ketzerei zu sichern, mußte er den Weg der Vorsicht einschlagen, daß er in Religionssachen den Glauben obenan stellte, ihm aber die Vernunft in so fern als Gefährtin beigesellte, daß sie den Glauben eben so sehr bei dem Gläubigen stärken, als sie ihn gegen die Angriffe der Ungläubigen in Schutz nehmen sollte, indem sie den bereits durch fremde Autorität entschiedenen Glaubenssätzen noch das erhöhtere Gewicht ihrer innern Vernunft-

mäßigkeit beilegt. Obgleich auch so die Vernunft noch immer zur Dienerin des Glaubens herabgewürdigt war, so wurde doch nun endlich einmal der Untersuchungsgeist wieder rege und es stand zu hoffen, daß er mit der Zeit die Fesseln des blinden Glaubens ganz von sich werfen würde, da er jetzt schon mit ihnen zu spielen anfing. So hat also Anselmus wenigstens mittelbar die Denkfreiheit in Sachen der Religion aus ihrem tiefen Schlummer hervorgerufen, so sehr er auch sonst unmittelbar die einfache Religion Christi mit dem unnützen Bollwerk philosophisch-theologischer Subtilitäten verschanzte. Besonders schmückte er das Dogma von der Erlösung des Menschengeschlechts durch Christum zu dem künftigen System aus, wie sichs lange genug in den dogmatischen Handbüchern erhalten hat. Indem er die aus dem römischen Recht entlehnten Ideen einer Genugthuung von den Menschen auf Gott übertrug und die Sünde für eine Beleidigung Gottes, für ein Majestätsverbrechen erklärte, so folgert er streng daraus, daß Gott an das Menschengeschlecht, in so fern es von jeher gesündigt hat und noch immer fortsündigt, eine gerechte Schuldforderung habe. Hier komme es nun aber von Seiten des Menschen nicht etwa auf Reue und Besserung an (denn was wäre der beleidigten Gottheit damit geholfen?) sondern der Beleidigte könne den Beleidigern die eigentliche Abbüßung, den eigentlichen Schuldabtrag bestimmen. Bei der Größe der Schuld ist dem ohnmächtigen Menschengeschlecht eine völlige Genugthuung oder Zufriedenstellung Gottes ohnmöglich; er mußte vielmehr durch einen höhern Stellvertreter

und durch eine der Schuld angemessene Abbüßung für die erlittenen Beleidigungen zufrieden gestellt werden. Also mußte Gott selbst Mensch werden; nur Christus, als Gottmensch, konnte und mußte der rechte Stellvertreter und sein Tod die einzige, dem Grade unserer Verbrechen adäquate stellvertretende Genugthuung sein, wodurch er Gott wieder mit uns ausgesöhnt und uns von der Sündenstrafe erlöst hat. Außerdem kann eben dieser Erzbischof in so fern der erste Gründer und Stifter der natürlichen Theologie genannt werden, als er zuerst den Beweis für das Dasein Gottes aus dem Begriff eines allervollkommensten Wesens führte. Diesem Beweise gab späterhin Kartesius den höchsten Grad von philosophischer Evidenz, bis endlich der Alles zermalmende Kant auch ihn aus seinem alleinigen Besitzthum verdrängte. — Sein Zeitgenosse, der Kanonikus Roscelin zu Kompiegne in Frankreich, wandte die Aristotelische Dialektik in einer bis dahin noch nie versuchten Ausdehnung auf die christliche Theologie an, erregte aber eben dadurch einen Streit über die kirchliche Trinitätslehre, der ihn am Ende in das Ketzerregister brachte. Er behauptete nämlich, die drei Personen in der Gottheit wären nicht etwa drei bloße Namen, sonst hätte eine jede von ihnen an der Menschwerdung des Sohnes gleichen Antheil nehmen müssen, sondern sie wären drei für sich bestehende Dinge, so wie z. B. drei Engel, drei Seelen. Anselmus eiferte in einer besondern Schrift wider diese Hypothese und Roscelin ward auf mehrern Synoden zum Widerruf genöthigt; aber es gelang ihm nie, die Geistlichkeit wieder mit sich auszusöhnen, da er die unter

derselben herrschende Unsittlichkeit zu streng gerügt hatte. — Unterdessen solche Männer eifrig darauf bedacht waren, der Theologie an der Philosophie eine neue Gehülfin und Begleiterin zu geben, und die kirchlichen Lehrsätze philosophisch zu prüfen, gerieth man natürlich auf den Gedanken, mit Hülfe der Philosophie ein vollendetes System der entschiedenen rechtgläubigen Glaubenslehren aufzustellen, wozu schon im achten Jahrhundert der Anfang gemacht worden war. Einer solchen Arbeit unterzog sich jetzt vorzüglich der Erzbischof Hildebert zu Tours in Frankreich. Sein „theologischer Traktat" ist das erste vollständige scholastische System der Theologie, worauf die größten Scholastiker der folgenden Jahrhunderte weiter fortbauten und welches bis auf die Zeiten der Reformation für die Form der Theologie ein Muster des systematischen Vortrags geblieben ist. Die blinde Ehrfurcht, die Hildebert in diesem Werke gegen den heiligen Augustin äußerte, ist späterhin im Occident so tief gewurzelt, daß sich selbst ein Luther nicht davon losreißen konnte. Zuförderst sind in diesem theologischen Traktat die Lehrsätze aus der Bibel aufgestellt, dann durch philosophische Gründe gegen alle Zweifel und Einwendungen gesichert und wo dann weder Bibel, noch Philosophie zureichen wollten, da mußte der Ausspruch irgend eines Kirchenvaters, vor allen des heiligen Augustin, den hartnäckigen Zweifler zum Schweigen bringen. Vollständig ist aber dieses theologische Lehrgebäude nicht nach unsern heutigen Begriffen von einer christlichen Dogmatik, sondern es sind hier, wie in allen dogmatischen Systemen dieser Zeit, nur diejenigen Glau-

bensartikel abgehandelt worden, die durch die frühern Streitigkeiten mit Ketzern und Freidenkern ein gewisses temporäres Interesse erhalten hatten. Nämlich: die Artikel von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, von der Schöpfung, von der Erbsünde und dem göttlichen Gnadenbeistand, von der Prädestination und endlich von den sogenannten Sakramenten. Aber der ganze wichtige Artikel von der Erlösung durch Christum ist hier nur sehr oberflächlich berührt worden. Übrigens verdient es eine besondre Erwähnung, daß durch ihn der Ausdruck „Transsubstantiation", den er zuerst gebrauchte, in Umlauf gekommen ist und späterhin in der Abendmahlslehre den Stempel der Orthodoxie erhalten hat: aber erfreulich ist es, zu bemerken, daß sich schon damals der unbefangene Verstand mancher Geistlichen gegen diese grobsinnliche Vorstellungsweise sträubte und daß man lieber eine Vereinigung Christi mit dem Brot im Abendmahl annahm, als daß man zu einer Zerstörung der Substanz dieses Brotes seine Zuflucht genommen hätte. — Der talentvollste und scharfsinnigste Mann aus dem ersten Zeitalter der Scholastik ist ohnstreitig der seiner sonderbaren Schicksale wegen berühmte Abälard (Abeillard). Er war aus Bretagne gebürtig und ließ sich schon früh durch seine großen Talente zum Studium der Dialektik hinziehen. Damals blühte vorzüglich die Universität zu Paris, die sich als die Mutter der Philosophie einen großen Namen gemacht hatte. Der angesehenste Lehrer bei diesem gelehrten Institut war Wilhelm von Champeaux, dessen philosophischen Unterricht der junge Abälard mit

so großem Eifer benutzte, daß er ihn in Kurzem zu übersehen glaubte, und ihn in der That bei einigen dialektischen Wettstreiten überflügelte. So lange daher dieser sein Lehrer in Paris blieb, legte sich Abälard aus Ehrgeiz und Wetteifer mit dem angestrengtesten Fleiß auf das dialektische Studium; als aber Wilhelm Bischof zu Chalons an der Marne ward, ging Abälard zur Theologie über, die er in Laon unter Anselms Anleitung studirte. Da ihm aber der Unterricht dieses Mannes nicht genügte und er aus Eifersucht von seinem eigenen Lehrer verdrängt ward, schlug er in Paris seinen theologischen Lehrstuhl auf. Hier gelang es ihm durch seine ausgezeichnete Wohlredenheit und Stärke in der Dialektik Jünglinge aus dem entferntesten Frankreich, aus Italien, Spanien, England, den Niederlanden und aus Deutschland herzuziehen, so daß die Universität in Kurzem ihren höchsten Glanz erreichte. Aber zu seinem Unglück ward er hier zugleich der Lehrer eines schönen und geistreichen jungen Mädchens, der berühmten Heloise, Nichte des Kanonikus Fulbert in Paris. Seine täglich wachsende Zuneigung zu der achtzehnjährigen Schönen steckte auch diese an; beide genossen eines vertrauten Umgangs unter der Aegide der Philosophie und der schönen Wissenschaften in dem Hause des ganz verblendeten Fulbert, bis endlich die Entführung des Mädchens und ein bald darauf erschienenes Unterpfand der Liebe dem blinden Oheim die Augen öffnete. Um die aufs Höchste erbitterten Verwandten mit sich auszusöhnen, wollte Abälard seine Heloise heyrathen, aber diese war großmüthig genug, seinen Antrag auszuschlagen, weil er durch

diesen Schritt sein theologisches Lehramt in Paris eingebüßt hätte. Mit ihrer eigenen Einwilligung brachte er sie also in ein Kloster. Dafür nahm nun der aufs Äußerste erzürnte Fulbert an Abälard, als den vermeintlichen Urheber jenes Entschlusses seiner Nichte, die grausame Rache, daß er ihn des Nachts in seinem Bette überfallen und entmannen ließ! In der höchsten Zerrüttung des Gemüths bezog nun Abälard das Kloster zu St. Denys, wo er aber durch seinen strengen Tadel den Abt und die Mönche so sehr gegen sich erbitterte, daß er ein einsames Landhaus in der Nähe des Klosters beziehen mußte. Aber auch hierher lenkte der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seine ausgezeichnete dialektische Fertigkeit Tausende von Jünglingen aus ganz Europa, unter welchen z. B. auch der berühmte Peter aus der Lombardei seinen theologischen Vorlesungen beiwohnte. Dieser seltene Ruhm des Mannes erregte den Neid der Geistlichen, besonders der Theologen zu Rheims und der eigentliche Stifter der scholastischen Theologie und Philosophie mußte die empfindliche Demüthigung erleben, daß man ihn (1122) auf einer Kirchenversammlung zu Soissons nöthigte, sein eigenes Buch von der Dreieinigkeit zu verbrennen, weil seine Gegner durch feindselige Verdrehungen und Mißdeutungen den Tritheiten und Antitrinitarier darin gefunden haben wollten. Zur Strafe ward er überdieß noch in ein Kloster gesteckt und als er nach St. Denys zurückkehrte, verfolgte ihn die Kabale der dortigen Mönche so lange, bis er sich endlich in eine Einsiedelei zurückzog. Aber auch hier traf ihn der giftige Stachel seiner Feinde in Rheims. Diese

hetzten den seiner Heiligkeit und Rechtgläubigkeit wegen allgemeingeschätzten Bernhard gegen ihn auf, damit er, was er auch redlich that, durch falsche Folgerungen und Sophistereien in den Schriften des weit und breit verehrten Abälards Irrthümer und Ketzereien ausspähen möchte. Unter Bernhards mächtigem Einfluß wurde also der hart verfolgte Mann auf einer neuen Synode abermals verdammt und von Rom aus mit dem Bann belegt, bis endlich seine Freunde eine Aussöhnung zwischen ihm und Bernhard und seine Absolution in Rom bewirkten. Aber Gram und Verfolgung hatten schon zu sehr an seinem Leben genagt, als daß er wieder zu Kräften hätte kommen können und er starb (1142) von allen seinen Freunden, besonders von der treuen Heloise tief betrauert. Es ist warlich! zu bedauern, daß eine zu weit getriebene Ruhmbegierde und die vielen sonderbaren Schicksale, die dieser Unglückliche erfahren mußte, ihn verhindert haben, so viel Gutes zu stiften, als er bei seinen seltenen Talenten und bei seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit hätte stiften können. Mit Hülfe seiner gründlichen Kenntniß der Aristotelischen Philosophie, besonders der Dialektik, bei seiner Belesenheit in den Kirchen- und Profanschribenten und vor allen Dingen bei seinem immer tiefer und tiefer eindringenden Scharfsinn hätte er der Vernunft ihr Recht der Untersuchung in Glaubenssachen noch mehr zusichern können, als er wirklich schon gethan hat. Seine Dogmatik war damals das erste und einzige Werk dieser Art. So hatte noch niemand die Lehren des Christenthums philosophisch geprüft und unter Bildern anschaulich darge-

stellt, so dreist war noch kein Dogmatiker von dem Glauben der herrschenden Kirche abgewichen und dabei eine so ausgebreitete Belesenheit in den Schriften des griechischen und römischen Alterthums an den Tag gelegt. So sehr sich aber Abälard überdieß noch durch eine bessere Schreibart vor den übrigen Scholastikern vortheilhaft auszeichnete, so fehlte es ihm denn doch an gründlichen exegetischen Kenntnissen, und die Vergleichung christlicher und philosophischer Lehren, so wie die Ausspinnung der feinsten Subtilitäten ist in seinen Schriften bis zum Überdruß eines jeden geschmackvollen Lesers getrieben. — Sechszehn Jahre nach Abälards Tode ward sein berühmter Schüler Petrus Lombardus Erzbischof zu Paris. Nachdem er nämlich mehrere Jahre hindurch einer theologischen Lehrstelle in Paris mit großem Ruhm vorgestanden und zugleich die königlichen Prinzen erzogen hatte, ward das Bisthum Paris erledigt. Da er nun nicht nur bei Hofe, sondern selbst bei den Päpsten sehr viel galt, so widerfuhr ihm die ausgezeichnete Ehre, daß ihn der eigene Bruder seines Königs Ludwigs VII. bei der Anwartschaft auf jenes Bißthum den Rang ließ. Hier lebte er nun bis an sein Ende in der größten Achtung, so daß er von den Theologen seiner Zeit und der Nachwelt allgemein als ein Orakel der Rechtgläubigkeit verehrt wurde. So wenig dieser Scholastiker auch ausgezeichnete Talente und eigentliche Gelehrsamkeit besaß, so gelang es ihm doch, sich durch eine bündige und bequeme Sammlung der Lehrsätze älterer Kirchenväter einen großen Namen zu machen. Sein Hauptwerk, vier Bücher Sentenzen betitelt,

gründete seinen Ruhm und verschaffte ihm den Ehrennamen des Sentenzenlehrers. Nach unsern heutigen Begriffen von einem theologischen Lehrbuch beurtheilt, sinkt dieses Werk allerdings weit unter das Mittelmäßige herab. Da wird kein Schritt von Bedeutung gethan, ohne daß der Sammler einen frühern Kirchenvater, besonders den Augustin zum Vorgänger hat. Nach der ächtbiblischen Lehre des Christenthums sucht man hier vergebens, denn Lombardus besaß gar keine exegetische Kenntnisse und auch nicht einmal philosophischen Scharfsinn und Forschungsgeist genug, um gründliche Untersuchungen über das theologische System seiner Zeit anzustellen. Fragen und Zweifel wirft der Verfasser in Menge auf, aber ohne auch nur Einen zu lösen im Stande zu sein. Aber man muß auch billig sein und gestehen, daß Lombardus für die Bedürfnisse seines Zeitalters gearbeitet hat. Er verband mit seinem Werke die rühmliche Absicht, durch die Autorität der Kirchenväter den unnützen Spekulationen über das Christenthum und dem Mißbrauch der Aristotelischen Philosophie ein Ende zu machen; aber freilich hat er, ohne es zu wollen, gerade das Gegentheil von dem Allen befördern helfen. Die Sentenzen wurden bis zur Reformation hin das Handbuch des abendländischen Klerus und das gewöhnliche Lehrbuch, worüber man auf den Universitäten theologische Vorlesungen hielt. Außerdem sind unzählige Kommentare über dasselbe und Auszüge aus demselben erschienen, bis man nach der Erfindung der Buchdrucker-Kunst das Werk in zahllosen Ausgaben vervielfältigt hat.

In dem zweiten Zeitalter erhielt die bisherige Schultheologie eine ganz neue Richtung, als die Scholastiker mit den Schriften des Aristoteles durch die arabischen Übersetzungen vertraut zu werden anfingen. Ihr Hauptbestreben war nun dahin gerichtet, für ächte sowohl, als für vermeintliche und mißverstandene Bibellehren ja sogar für durchaus willkührliche Lehrbestimmungen, denen nur das Ansehen der herrschenden Kirche Autorität verschaffen konnte, aus der Aristotelischen Philosophie die Beweise herauszukünsteln, um denjenigen, was sie Lehre Jesu nannten und was im Grunde nur ein Hypothesengespinnst über die Brotverwandlung und Beichte, über Ablaß, Fegefeuer, sieben Sakramente u. s. w. war, den Anstrich eines unumstößlichen philosophischen Räsonnements zu geben. Aristoteles ward nun über die Bibel gesetzt und sobald nur erst die Bettelmönche die theologischen Lehrstühle der Universität Paris in Beschlag genommen hatten, artete die ganze Theologie in eine leidige Polemik aus. Anstatt die Lehre Jesu in ihrer liebenswürdigen Simplicität wieder herzustellen, putzte man dieselbe mit den Schlakken leerer Distinktionen und Subtilitäten aus und übte sich mehr an der Auflösung aberwitziger Räthsel, als an der Beantwortung wirklich scharfsinniger Fragen. Die ersten Scholastiker dieser Periode, ein Alexander von Hales, Albertus Magnus, Bonaventura u. a. m. arbeiteten vorzüglich an Auslegungen der Sentenzen des Petrus Lombardus und was man hier sowohl ihnen, als ihren Nachfolgern zum Verdienst anrechnen kann, ist das, daß sie durch ihre

Arbeiten denn doch wenigstens den Geist des Nachdenkens weckten. Freilich darf man das große Unheil nicht übersehen, das diese Männer gestiftet haben. Durch ihre übertriebene Anatomie der Begriffe, durch ihre oft lächerlichen Distinktionen und haarscharfen Spitzfindigkeiten haben sie eben so sehr in die theologische Sprache ein unverständliches Gewirre selbst erfundener Terminologien hineingebracht, als sie die kirchliche Dogmatik mit so manchem Ballast von falsch gedeuteten und falsch angewandten Sätzen aus der aristotelischen Philosophie überluden. Ferner haben sie das Studium der alten Sprachen und der Bibel fast ganz vernachlässigt und in die Erklärung der Bibel so manche allegorisch-witzelnde Deuteleien hineingebracht, indem sie sich bloß an die lateinische Übersetzung und an die Auslegungen der Kirchenväter hielten. Aber bei dem Allen haben sie denn doch auch ohnstreitig das Denken in Sachen der Religion angeregt, sie haben den Scharfsinn geübt und in die gelehrte Kenntniß der Religion mehr Zusammenhang zwischen den einzelnen Glaubenssätzen, so wie eine mehr vollständige Entwikkelung der Folgen dieser Sätze gebracht. So lächerlich auch oft die scholastische Methode, immer in Syllogismen zu raisonniren und Alles in die schulgerechte Form zu gießen, erscheinen mag, so ist sie denn doch zu ihrer Zeit ein sehr wirksamer Damm gegen das oberflächliche Studium der Theologie und gegen jene seichte Schönrednerei gewesen, die mehr, als alles Andre, das Fortschreiten in der wissenschaftlichen Kultur aufzuhalten pflegt. Kurz: das System der scholastischen Theologie verdient in so fern noch immer unsre Auf-

merksamkeit und Bewunderung, als es beweist, was der menschliche Scharfsinn vermag, wenn sich die Denkkraft mehrerer Männer zur Vollendung eines Geisteswerkes vereinigt. Schade nur, daß diese so harmonisch zusammengedrängte Denkkraft unnütz verschwendet und dabei der Grund zu einer blinden Nachbeterei in der Theologie gelegt worden ist, weil es Männern an der richtigen Kenntniß desjenigen fehlte, was in der Religion Jesu die Hauptsache ist! — Besonders ragen zwei Männer in dieser Periode über alle andre hervor: Thomas von Aquino und Johannes Duns Skotus. Der Erstere, der aus einer gräflichen Familie im Neapolitanischen herstammte, und sowohl als Dominikaner den Glanz seines Ordens erhöht, als auch auf mehreren italienischen Universitäten mit großem Ruhm gelehrt hat, schrieb ein Handbuch des katholischen Lehrbegriffs, das ihm einen ehrenvollen Platz neben dem Sentenzenlehrer verschaffte. Allerdings herrscht in diesem Werk mehr Ordnung, Klarheit und Präcision der Begriffe und des Ausdrucks, als in allen ähnlichen Werken dieser Zeit; allerdings zeichnet sich der Styl dieses Scholastikers vor der Schreibart in den Schriften seiner übrigen Zunftgenossen durch eine gewisse Leichtigkeit und Reinigkeit vortheilhaft aus. Aber die Jugend, für die es zunächst bestimmt war, mag wohl sehr geringen Nutzen davon gehabt haben, zumal da durch die unnütze Anhäufung von Fragen, die nicht immer gründlich genug beantwortet werden, das Ganze ein durchaus problematisches Ansehen erhalten hat. Bis jetzt hatten die Scholastiker, bei aller Verschiedenheit in Meinungen, noch immer in

friedlicher Eintracht gelebt, als gerade durch jenen Johannes Duns Skotus die Ruhe plötzlich unterbrochen wurde. Dieser englische Franziskanermönch, der sich in Paris als Lehrer der Theologie einen großen Namen gemacht hat, brachte bei seinen übertriebenen Distinktionen und Subtilitäten die Sprache der Scholastiker bis zu dem Grade der Dunkelheit, Rauhigkeit und Inkorrektheit, daß er mit Recht der Vater des scholastischen oder barbarischen Lateins genannt werden kann. Überhaupt gefiel er sich mehr, als irgend einer seiner Vorgänger, in schweren und verwikkelten Untersuchungen, wo er seine Fertigkeit im Zergliedern und Schliessen am besten zeigen und seinem Hange zum Subtilisiren freien Lauf lassen konnte. Seine Schriften sind ein zusammenhängendes Spinnengewebe von Meinungen, Problemen und Distinktionen. Man liest immer nur Zweifel, Syllogismen, Hypothesen und Lehrsätze aus der aristotelischen Philosophie und aus den Schriften der Kirchenväter und man sieht sich gerade dann in einem undurchdringlichen Labyrinth von Spitzfindigkeiten aller Art verstrickt, wenn man dem Ziel am nächsten zu sein glaubt. Besonders gieng Skotus darauf aus, den Thomas und dessen Anhänger zu widerlegen, wodurch er zu den beiden Partheien der Skotisten und Thomisten Veranlassung gab. Den ersten Grund des Zwiespalts legte die Eifersucht zwischen Franziskanern und Dominikanern, zu denen die beiden Häupter der Partheien gehörten; aber der Streit brach am heftigsten aus, als sich Skotus dem strengen augustinianischen Lehrbegriff des Thomas von der Gnade und von dem freien Willen ent-

gegenstellte. Die Zwistigkeiten haben sich mehrere Jahrhunderte hindurch in der katholischen Kirche erhalten und die Skotisten vertheidigten mit blindem Eifer nicht nur den Semipelagianismus ihres Oberhaupts, sondern auch die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä, so daß man in Paris nicht nur ein besonderes Fest zu Ehren dieser Lehre stiftete, sondern auch von dem dortigen akademischen Senat die Verordnung erschien, daß niemand auf der Universität einen akademischen Grad erhalten könnte, der nicht an die unbefleckte Empfängniß Mariä glaubte.

Die Scholastiker des dritten Zeitalters trieben dann den Mißbrauch mit der aristotelischen Philosophie so weit, daß man ihrer Subtilitäten endlich einmal müde werden mußte. So sehr auch im vierzehnten Jahrhundert durch die Abnahme des Geistes der Befehdungen und des Krieges auf der einen, und auf der andern Seite durch Handel, Schiffarth, größern Verkehr unter den Völkern, Ausbildung der Gewerbe und Künste, Verbesserung der Landessprachen in den Werken der Poesie, durch die Verbreitung der Gelehrsamkeit außer dem geistlichen Stande, durch die Bekanntschaft mit den wieder ans Licht gebrachten Schätzen der alten Literatur und durch eine fortgesetzte Bearbeitung der mathematischen Wissenschaften die nützlichen Kenntnisse aller Art vermehrt und weiter verbreitet wurden, so erhielt sich doch die scholastische Theologie noch immer auf den Universitäten. An der Spitze des dritten Zeitalters steht Durandus, ein Bischof zu Meaux in Frankreich. So sehr er sich auch in verwikkelte Fragen und Spitz-

findigkeiten verliebt hatte, so befleißigte er sich doch eines präcisen, lichtvollen Ausdrucks und suchte vorzüglich aller Nachbeterei entgegenzuarbeiten. Daher erklärte er sich auch über das Abendmahl so, daß er zwar die Gegenwart Christi bei demselben behauptete, aber ohne dabei eine Verwandlung der Substanz des Brotes und Weins anzunehmen. In allen solchen Fällen schützte er sich gegen Verketzerungen auf eine Art, die seiner Politik Ehre machte. Er unterschied nämlich die philosophische Wahrheit, die durch ein von dem Kirchenglauben unabhängiges Nachdenken gefunden wird, von der theologischen Wahrheit, die sich auf die Autorität der Kirche stützt und gab zu, daß etwas allerdings theologisch wahr sein könne, was denn doch eigentlich philosophisch falsch wäre, wiewohl man sich in dergleichen Kollisionsfällen dem höchsten Richterspruch der Kirche unterwerfen müsse. Auf diesem Wege urtheilte er sehr dreist über die Lehre von den Sakramenten: er wollte z. B. die Ehe nur im weitern Sinne des Worts für ein Sakrament gelten lassen und schrieb den Sakramenten überhaupt nur eine begleitende, nicht aber eine ihnen einwohnende Begnadigungskraft zu. Hätte es unter den Scholastikern mehrere Männer von einer solchen Freimüthigkeit gegeben, so könnte man der scholastischen Theologie allerdings so unbedingt, wie schon häufig geschehen ist, das Verdienst zuschreiben, der Reformation vorgearbeitet zu haben. Aber wenn dieses große Verdienst irgend einem Scholastiker mit vollem Recht zukommt, so ist es dem berühmten Wilhelm Occam! Man vergißt es bald, daß dieser Mann so manchen unfruchtbaren philoso-

phisch-

phischtheologischen Streit von Neuem aufwärmte und seine leeren Subtilitäten in einer höchst rauhen und unverständlichen Sprache vortrug, wenn man ihn, während der blühendsten Periode seines Lebens, als einen kühnen Verfechter der christlichen Freiheit mit seltenem Glück auftreten sieht. Als während des Schwindels der Kreuzzüge der Geist der Abendländer aus seinem tiefen Schlummer erwachte und sich in Europa ein neues Leben zu regen anfing, da wurde vorzüglich auf den Universitäten der Sturz des päpstlichen Despotismus allmälig vorbereitet. So sehr sich auch die Päpste auf diese gelehrten Institute dadurch einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen suchten, daß sie ihnen Kanonikate und Präbenden wider Willen der Domkapitel einverleibten, um ihre Kreaturen auf den theologischen und juristischen Lehrstühlen damit besolden zu können, so ging doch gerade von diesen Instituten eine Reform der Rechtswissenschaft aus, die der päpstlichen Macht über lang oder kurz äußerst gefährlich werden mußte. In Italien hatte sich das römische Recht seit den Zeiten Justinians I, der die berühmte Sammlung desselben veranstalten ließ, selbst unter den Regierungen der Longobarden und Franken erhalten, und im zwölften Jahrhundert wurde auch in Deutschland und im ganzen übrigen Europa darnach gerichtet. Besonders wurde die Universität Bologna als Pflegerin dieses Rechts berühmt, und es hatte gewiß auf die Moralität und Aufklärung, vor allen Dingen aber auf die politische Ruhe unsers Welttheils einen entscheidenden Einfluß, daß die aus allen europäischen Reichen dort versammelten Jünglinge eine gründliche Kenntniß des

römischen Rechts von jenem Musensitze mit sich nach Hause brachten und dadurch ihre Landsleute nach und nach von den Gottesurtheilen und von dem Faustrecht entwöhnen konnten. Aber die Päpste hätten bei dem Gedanken erbeben müssen, daß über das neue Recht das alte, ihnen so günstige kanonische Recht in Vergessenheit kommen könnte, wenn nicht gerade jetzt in dem sogenannten Dekret des Gratian ein Werk erschienen wäre, das bis auf Luthers Zeiten die wichtigste Stütze des kanonischen Rechts und mithin auch der päpstlichen Macht gewesen ist. Ein unbedeutender Benediktinermönch Gratian in Bologna hatte nämlich, auf Antrieb des heiligen Bernhard, ein Privat-Lehrbuch des kanonischen Rechts herausgegeben, worin alle ältern Sammlungen, vorzüglich die Dekretalen des falschen Isidorus zum Grunde gelegt waren. So sehr auch das Buch von historischen, chronologischen und kritischen Fehlern wimmelt, so wurde es doch das allgemeine Kompendium des kanonischen Rechts auf Universitäten, und indem man ein Supplement nach dem andern hinzufügte, am Ende zu dem Range eines päpstlichen Gesetzbuchs erhoben. Seitdem haben es die Päpste so sehr in Schutz genommen, daß das römische Gesetzbuch in allen Kollisionsfällen diesem päpstlichen weichen mußte, und daß sich die Juristen darüber in die beiden großen Faktionen der Dekretisten und Legisten trennten. Aber so sehr nun auch die päpstlichen Anmaßungen in den Augen des Volks einen neuen Schein von Rechtmäßigkeit erhalten hatten, so wagten denn doch einzelne Männer im vierzehnten Jahrhundert den kühnen Versuch, die Bollwerke anzugreifen, die das kanoni-

sche Recht um den Stuhl Petri aufgeworfen hatte, und unter diesen Helden der katholischen Kirche ragte unser Occam vor allen übrigen hervor. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte er, bei Gelegenheit der Mißhelligkeiten zwischen Philipp dem Schönen von Frankreich und dem stolzen Papst Bonifacius VIII. in seiner berühmten Schrift von der geistlichen und weltlichen Macht die Rechte der weltlichen Fürsten gegen die geistliche Macht in Schutz genommen. Aber späterhin wagte er es sogar selbst in Bologna gegen den stolzen und habsüchtigen Papst Johann XXII. zu behaupten, daß weder Christus, noch die Apostel ein besonderes oder gemeinschaftliches Eigenthum gehabt hätten. Nun trieb ihn zwar der päpstliche Bann aus Italien, aber er fand doch theils in Frankreich, theils vorzüglich am Hofe des deutschen Kaisers Ludwig V. von Baiern bis an sein Ende Schutz. Der Papst hatte nämlich diesen Ludwig, bei Gelegenheit seines Streits mit Friedrich von Oestreich um die deutsche Kaiserwürde, viele Jahre hindurch mit Prozessen, Bannflüchen und Interdikten gedrängt. Hier trat nun Occam auf und zeigte mit der größten Freimüthigkeit, daß der Kaiser in weltlichen Angelegenheiten nur unter Gott, nicht aber unter den Päpsten stände; ja er brachte sogar, mit Hülfe der Franziskaner und der Pariser-Theologen, den stolzen Johann XXII. in den gefährlichen Ruf der Ketzerei, weil er sich einmal über das Anschauen Gottes im künftigen Leben unbehutsam ausgedrückt hatte. Sein Beispiel weckte den Muth mehrerer Rechtsgelehrten dieser Zeit, die endlich einmal bei dem ärgerlichen Benehmen des Papstes gegen den Kaiser

das Verhältniß zwischen Staat und Kirche wieder in das gehörige Licht zu setzen anfingen. Man wagte es nun, aus der Geschichte des ersten Christenthums zu beweisen, daß die geistliche Macht in bürgerlichen Angelegenheiten gar nicht mitzusprechen habe, daß Petrus keinesweges der vornehmste Apostel gewesen sei, daß die Kirche ursprünglich außer Christo selbst kein Oberhaupt gehabt habe und daß der Kaiser, als höchster Richter des Klerus, zugleich befugt sei, den Unterschied des Ranges unter den Geistlichen wieder aufzuheben, weil sich dieser Rang denn doch einzig und allein von der Gnade der frühern Kaiser herschreibe. Mochte auch immerhin der Papst solche dreiste Sätze in einer besondern Bulle als grobe und boshafte Ketzereien verdammen, mochten auch die Kleriker die Juristen als böse Christen verschreien und verlästern — genug, es fieng sich doch nun allmälig der Keim eines neuen Lebens zu regen an und man durfte es von der Strebsamkeit des menschlichen Geistes erwarten, daß mit der Zeit die eine Kraft die andre wecken würde. — — Die übrigen Scholastiker beteten in der Regel ihren Vorgängern nach, kommentirten über die Schriften derselben und konnten nur noch durch alberne Fragen die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich ziehen. Mit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts ward aber das Ansehen der Schultheologie immer wankender gemacht, vorzüglich durch das erwachende Studium der alten klassischen Literatur der Griechen und Römer. Nur auf den Universitäten und in den Schulen erhielt sich dieses Gewebe von Spitzfindigkeiten und Grübeleien so lange, bis endlich Luther es dadurch vollends

zerstörte, daß er die Bibel als die einzige kompetente Richterin in Glaubenssachen aufstellte und, mit Wegwerfung alles unnützen scholastischen Wustes, die gesunde und mit exegetischen Kenntnissen aller Art wohl versehene Vernunft zur einzigen Auslegerin jener einzigen Glaubensnorm erhob. Freilich hat sich die Scholastik bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf katholischen Universitäten erhalten, wo sie zum Theil wohl gar noch jetzt residirt; aber der immer weiter um sich greifende Geist des Protestantismus hat sie denn am Ende doch genöthigt, sich immer mehr und mehr in die Klöster von Italien und Spanien zurückzuziehen, wo sie bis auf den heutigen Tag in den Köpfen stumpfsinniger Mönche ihre finstern Schlupfwinkel hat. Desto unverkennbarer werden, wahrscheinlich auf ewige Zeiten die Spuren des Einflusses bleiben, den die Schultheologie auf die Bildung der römischkatholischen Dogmatik gehabt hat. Durch das Raisonnement der Scholastiker, vorzüglich des berühmten Sentenzenlehrers, haben hier gerade diejenigen Dogmen ihren unwandelbaren Platz gefunden, die für Päpste, Priester und Mönche eben so einträglich und für den blinden Köhlerglauben eben so anlächelnd und annehmlich waren, als sie weder aus der Bibel als christliche Glaubenslehren erwiesen, noch von der gesunden Vernunft begriffen werden können. Seit dem Lehrer der Sentenzen zweifelt in der römischkatholischen Kirche kein Mensch mehr an sieben Sakramenten, weil dieser sie in sein Lehrbuch der Dogmatik aufgenommen hatte und seitdem er der Lehre von der Concomitanz seinen Beifall schenkte, ließen sich die Laien den Kelch-

raub im Abendmahl gern gefallen. Schon seit dem zehnten Jahrhundert hatte sich nämlich hie und da die Gewohnheit eingeschlichen, den Laien im Abendmahl nur das Brot und bloß den Priestern den Kelch zu reichen. Im zwölften Jahrhundert erfand ein gewisser Robert Pullin, Lehrer der Theologie in Oxford, zur Beschönigung dieser Sitte jenes Dogma, daß wo der Leib Christi sei, sich nothwendig auch dessen Blut befinden müsse. In England faßte die Sitte zuerst festen Fuß; dann wurde nach und nach durch den ganzen Occident bei dem niedrigsten Haufen damit der Anfang gemacht, bis im vierzehnten Jahrhundert kein Laie mehr gegen einen Gebrauch etwas einzuwenden hatte, der offenbar nur von den Priestern zur Befestigung ihres Ansehens eingeführt worden war. — Seit dem Streit zwischen den Franziskanern und Dominikanern unter den Scholastikern über die unbefleckte Empfängniß Mariä wurde mit dieser sogenannten Mutter Gottes immer mehr wahre Abgötterei getrieben, und wer nun in den Augen eines Franziskaners nicht für ganz heterodox und ketzerisch gesinnt gelten wollte, der mußte es für eine biblische Lehre erkennen, daß Maria nicht nur ohne Sünde, sondern sogar auch ohne Erbsünde gewesen sei, damit Christus selbst ohne Sünde habe gebohren werden können. — Endlich wurde auch, während der Blüthenzeit der scholastischen Theologie, der Fluch der Kirche ohnfehlbar über einen jeden ausgesprochen, der nicht die Lehre von dem Abendmahl, als ein Meßopfer betrachtete, die Lehre von der Transsubstantiation und von dem Fegefeuer in eben dem grobsinnlichen Verstand annahm, als

sie in den Schriften der Scholastiker auseinander gesetzt worden waren, zumal da seit den Zeiten der Kreuzzüge der Unfug mit dem ganzen Indulgenz- oder Ablaßwesen bis auf das Höchste getrieben wurde.

Wahrscheinlich hätte der menschliche Geist unter dem drükkenden Formelnzwange, den ihm die scholastische Theologie auferlegte, am Ende ganz erliegen müssen, wenn nicht zu eben der Zeit, als das System der herrschenden Kirche auf immer vollendet zu sein schien, in der griechischen und lateinischen Kirche viele und mancherlei Haufen von Freidenkern und Sonderlingen aufgetreten wären. Mit aller ihrer Strenge und Härte konnten die Kleriker es denn doch nicht verhüten, daß nicht durch die Erschütterungen, die diese Sekten seit dem eilften Jahrhundert verursachten, den Laien über die wichtigsten Wahrheiten, die ihnen durch die Barbarei der Zeiten und durch die Herrschsucht der Klerisei bis jetzt entzogen und vorenthalten worden waren, die Augen geöffnet und die christliche Welt für die große, gesegnete Aufklärung im sechszehnten Jahrhundert vorbereitet worden wäre. Die Scholastiker hatten mit ihren Spitzfindigkeiten den menschlichen Geist allerdings in seiner heilsamen Thätigkeit erhalten, aber es gehörten noch stärkere Erschütterungen dazu, um ihn aus seinem tiefen Schlummer völlig zu erwekken. Mögen auch immerhin jene sogenannten Ketzer des eilften und der zunächst folgenden Jahrhunderte in ihren Meinungen von Gott, von Christo, von der Dreieinigkeit, von dem Ursprunge des Bösen in der Welt und der menschlichen Seele von einander abge-

wichen sein und der eine mehr, der andere weniger alte gnostische und manichäische Irrthümer wieder hervorgesucht haben, so trafen sie doch alle in dem Einen wichtigen Vereinigungspunkt zusammen — Verachtung des äußern Gottesdienstes und der Hierarchie. Sie setzten nämlich den Gottesdienst hintenan und verwarfen sogar die Sakramente, weil die Geistlichen die ganze Religion eines Christen einzig und allein auf die Beobachtung der äußerlichen Religionsgebräuche einschränkten und dabei die Sakramente nur als ein Mittel zur Vermehrung ihrer Reichthümer und zur Befestigung ihres Ansehens behandelten. Dabei waren sie die erklärtesten Gegner des Priesterregiments und mancher helldenkende, brave Mann unter ihnen wurde von dem Klerus unter dem Namen eines Ketzers mit den übrigen Schwärmern und Sonderlingen in Eine Klasse zusammengeworfen, weil er sich erdreistet hatte, die Laster der Geistlichen ans Licht zu ziehen. In der griechischen Kirche wurden alle solche Leute, so verschieden sie auch gesinnt sein mochten, ohne Unterschied mit dem verhaßten Namen der Messalianer oder Eucheten gebrandmarkt, weil einige unter ihnen das Wesen der Religion in Beten setzten, in so fern dadurch der uns allen einwohnende böse Geist am besten vertrieben werden könnte. Man sollte aber hier nicht sogleich an eine abgesonderte Parthei denken, sondern zu einer Zeit, wo der öffentliche Gottesdienst bis zu dem Grade ausartete, daß der bessere Theil der Christen weder für seinen Verstand, noch für sein Herz Nahrung dabei finden konnte, war es ein ganz natürliches Phänomen, daß gewisse

stille Fanatiker und Verächter des öffentlichen Gottesdienstes auftraten. Aber allerdings war es eine besondre Sekte, die Parthei der Bogomiten, die der griechische Mönch Basilius im zwölften Jahrhundert zu Konstantinopel stiftete. Er hatte einige gnostische und manichäische Lehrsätze von Neuem aufgewärmt und dabei vorzüglich ein ununterbrochenes Anflehen der göttlichen Barmherzigkeit vorgeschrieben, worauf eben jener Mystische Name der Parthei hindeutete. Der griechische Kaiser Alexius Komnenus ließ den Mönch mit seinen zwölf Aposteln verbrennen und seit dieser Zeit hört man in der griechischen Kirche nur immer von einzelnen Schwärmern und Verächtern des öffentlichen Gottesdienstes. — Aber in der lateinischen Kirche nahm mit jedem Jahr die Menge der abgesonderten Sekten zu, so daß man mit der äußersten Strenge gegen sie verfahren mußte. In Frankreich traten anfangs einzelne fanatische Freigeister auf, die gegen Kindertaufe, Messe, Todtenopfer, Anbetung des Kreuzes u. s. w. eiferten und sich wohl gar, in einem Anfall von Wahnsinn, für Messiasse und Richter über die Lebendigen und Todten ausgaben. Die katholische Kirche mußte Feuer und Schwert gegen sie gebrauchen, weil sie Kirchen und Klöster zu plündern anfingen und bedenkliche Bewegungen unter dem Volk stifteten. Auch in Deutschland traten hie und da, unter den Namen der Manichäer und Apostoliker, freigeisterische Aufwiegler des Volks auf, die sich eines höhern Grades von innerm Licht und von Heiligkeit rühmten und aus den Zeiten der ersten christlichen Märtyrer herzustammen vorgaben. Sie waren aber in der Regel unter

sich selbst uneins und viele von ihnen mußten den Scheiterhaufen besteigen, weil sie zu frei über die Religionsverfälschungen und über die Unmoralität der Klerisei gesprochen hatten.

Mit solchen einzelnen Freidenkern konnte aber die katholische Kirche leichter fertig werden, als mit den verrufenen Albigensern und Waldensern in Frankreich. Seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts hatten sich besonders in den Provinzen Gascogne, Albigeois und in der Gegend von Toulouse die Verächter der katholischen Kirche bis zu großen, furchtbaren Schaaren angesammelt, ohne daß das Anathem etwas gegen sie ausgerichtet hätte. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts war schon von den Päpsten eben so, wie bei den Kreuzzügen einem jeden die allgemeine Sündenvergebung angeboten worden, der wider diejenigen Herrschaften die Waffen ergreifen würde, die sich solcher Ketzer in ihren Besitzungen annahmen. Besonders hatte sich aber die vierte allgemeine Lateransynode, die Papst Innocentius III. (1215) veranstaltete und bei der vierhundert Bischöfe, achthundert Äbte und Mönche und eine große Anzahl von Abgesandten aller christlichen Höfe und Staaten zugegen waren, die Ausrottung der Ketzer zum Ziele gesetzt. Hier ward nicht nur den Ketzern selbst Fluch und Konfiskation ihrer Güter angedroht, sondern auch über alle die weltlichen Herrn der Bann ausgesprochen, die solches christliche Unkraut länger auf ihrem Grund und Boden dulden würden. Aber sie waren im Ganzen nichts weniger, wie Unkraut, jene Leute, die man bei aller Verschiedenheit ihrer Meinungen und Grund-

sätze unter dem Namen der Albigenser mit einander zu vermischen pflegte. Wer in diesen Zeiten als ein Zeuge der evangelischen Wahrheit gegen den Despotismus der Päpste und der Geistlichkeit überhaupt auftrat, der galt auch in dem Urtheil des großen Haufens, der unter dem Einfluß der Klerisei stand, sogleich für einen Freigeist. Die Richter und Peiniger jener verschrieenen Ketzer haben ihnen zwar die schädlichsten Irrthümer und die verworfenste Unmoralität vorgerückt, aber ohne ihre Beschuldigungen jemals erweisen zu können. Vielmehr erhellt aus den Aussagen gleichzeitiger unpartheiischer Schriftsteller, daß diese so hart verläumdeten Leute in ihrem ganzen Wandel eine große Sittenstrenge beobachteten und in Sachen der Religion nur die klaren Aussprüche der Bibel respektiren wollten. Aber die Klerisei konnte es ihnen nie vergeben, daß sie sich weder ihrem eisernen Scepter unterwerfen, noch Alles so unbedingt gutheißen wollten, was die katholische Kirche nun einmal in Lehre, Gottesdienst und kirchlicher Verfassung aus diktatorischer Unfehlbarkeit angeordnet hatte. — Unter allen den Sekten des zwölften Jahrhunderts haben die Waldenser das meiste Lob der Redlichkeit, Unbescholtenheit und des Edelmuths selbst bei ihren Feinden gefunden, so wie sie sich auch am weitesten ausgebreitet und am längsten erhalten haben. Ein Kaufmann zu Lyon, Pierre de Vaux (Petrus Valdus), aus dem Städtchen Vaux im lyoneser Gebiet gebürtig, stand in der Mitte des zwölften Jahrhunderts bei seinen Landsleuten in dem Ruf einer exemplarischen Frömmigkeit. Ohne an eine Trennung von der herrschenden Kirche

zu denken, ließ er sich zu seinem Privatgebrauch von einem Priester in Lyon einen Theil der Bibel, vorzüglich die vier Evangelien, aus dem Lateinischen ins Französische übersetzen, um sich von der Lehre Jesu und der Apostel gehörig unterrichten zu können. Hier gelangte er nun zu der festen Überzeugung, daß die einfache, ganz auf Sittenverbesserung abzwekkende Lehre Jesu und der Apostel von der Klerisei in eine kalte Schulgelehrsamkeit und in unnützen Ceremonienkram verkehrt worden sei. Besonders ergriff ihn die gutmüthige Schwärmerei, daß er als ächter Nachfolger Jesu in einer selbsterwählten Armuth leben müßte; er theilte also seine Güter unter die Armen aus und fing nun mit einigen gleichgestimmten Männern an, das ächte Christenthum insgeheim zu lehren und auszubreiten. So sehr sich auch der Erzbischof von Lyon mit der ganzen dortigen und benachbarten Geistlichkeit dem helldenkenden Mann widersetzte, so wuchs doch sein Anhang in wenigen Jahren bis zu einer so bedeutenden Größe an, daß Papst Alexander III. ihn mit seiner Parthei als Separatisten verdammen lassen mußte. Was dem Petrus Waldus einen so großen Beifall verschaffte, war sein und aller seiner Anhänger durchaus unsträflicher Wandel und eine Sittenreinigkeit, die mit der täglich zunehmenden Unsittlichkeit der Klöster, wo jetzt die unnatürlichste Unzucht und Wollust herrschte, sehr auffallend kontrastirte. Dazu kam der edle Zweck der Gesellschaft, den hohen Geist und die erhabene Einfalt des apostolischen Zeitalters mehr in dem Gottesdienst, als in der Lehre wiederherzustellen und sich durch das Lesen der Bibel, durch

freiwillige Armuth und durch einen redlichen Fleiß in guten Werken zu ächten Nachfolgern Jesu und der Apostel zu bilden. Eben dieser selbsterwählten Armuth wegen hießen die Waldenser auch die Armen von Leon, oder die Insabataten, weil ihre Lehrer schlechte hölzerne Schuhe (sabots) mit dem Zeichen des Kreuzes zu tragen pflegten. Aber den katholischen Geistlichen war an diesen Leuten Alles anstößig; sie wollten ja nichts von Päpsten und von reichen, mächtigen Bischöfen wissen, keine feierlich ordinirten Priester unter sich haben, weil von allen solchen Kirchenbedienungen nichts in der Bibel stände. Da sie vielmehr der Meinung waren, daß man auch ohne die Ordination seinen Mitbrüdern etwas Erbauliches sagen könnte, so wählten sie ihre Lehrer aus ihrer eigenen Mitte und zwar in der Regel arme, ungelehrte Handwerksleute. Ihr Gottesdienst schränkte sich auf Beten, Bibellesen, Fasten und Allmosengeben ein; sie theilten auch den Laien den Kelch im Abendmahl mit, wollten nichts von der heiligen Zahl der sieben Sakramente, nichts vom Fegefeuer und Seelenmessen wissen und lebten so viel, als möglich, nach dem Muster der ersten Gemeine zu Jerusalem in der Gütergemeinschaft, ohne darum den Christen ohne Unterschied das Recht auf einen eigenthümlichen Besitz abzusprechen. Alles, was diese Waldenser lehrten und thaten, das lehrten und thaten sie mit einer so edeln Einfalt und liebenswürdigen Unbefangenheit, daß man erstaunen muß, wie zu einer Zeit, wo doch der Klerus mit einem so unermüdlichen Eifer an der Verkünstelung des Christenthums gearbeitet hatte, noch so viel Wahrheit in der katholischen Kirche zu

finden war. Zugleich muß man aber auch diesen so arg verschrieenen und so hart verfolgten Haufen von Separatisten lieb gewinnen, den sich die Vorsehung auserwählt zu haben schien, um in die Hände solcher guten, edlen Menschen die überall verdrängte und überall gehaßte Wahrheit so lange niederzulegen, bis die Glaubenshelden des sechszehnten Jahrhunderts unter günstigern Umständen es wagen würden, sie wieder als ein Gemeingut in Umlauf zu bringen. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts zogen sich diese Waldenser von Frankreich nach Italien, aber der Zweig in der Lombardei wich von dem Stamm in Frankreich vorzüglich darin ab, daß sie sich die Rückkehr zur katholischen Kirche unter der Bedingung gefallen lassen wollten, wenn sie fernerhin nach ihrer Weise leben dürften. Man hat sie überall auf das Grausamste verfolgt, ohne ihnen, außer ihrem Separatismus irgend etwas Anstößiges mit Recht vorwerfen zu können. Dennoch verbreiteten sie sich auch über andre europäische Länder, vorzüglich über die Schweiz, Böhmen, Ungarn u. s. w., bis am Ende der nördliche Theil von Piemont und die dortigen Thäler ihr Hauptsitz blieben, wo sie sich zur Zeit der Reformation größtentheils nach der Genfer Kirche bequemten. Im siebzehnten Jahrhundert, wo eine ansteckende Krankheit die meisten ihrer Lehrer hingerafft hatte, beriefen sie französische Lehrer zu sich, die Alles bei ihnen auf französisch-reformirten Fuß einrichteten; dennoch hörte der Druck von Seiten des katholischen Klerus nicht auf und die Herzoge von Savoyen ließen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mehrere schreckliche

Verfolgungen über sie ergehen. Nur erst in neuern Zeiten, als sie schaarenweise nach England, Holland und besonders nach dem Brandenburgischen, Darmstädtischen und Wirtembergischen ausgewandert waren, hat man ihnen in ihren Thälern freie Religionsübung verstattet.

Das Schicksal dieser unglücklichen Waldenser war aber immer noch erträglich und gelinde, wenn man dasselbe mit den himmelschreienden Grausamkeiten vergleicht, die an den Albigensern im zwölften und dreizehnten Jahrhundert verübt wurden. So schauerlich die Geschichte dieser Greuel ist, so merkwürdig ist sie in so fern, als bei diesen Verfolgungen der Grund zu den unter dem Namen der Inquisition bekannten Blutgerichten gelegt wurde. Albigenser, im engern Sinne des Worts, waren die Ketzer im mittäglichen Frankreich, denen die Verbreitung gewisser manichäischer und pantheistischer Irrthümer vorgeworfen ward. Papst Innocentius III. dieser berüchtigte Ketzerfeind, hatte mit großem Mißvergnügen bemerkt, daß die Bischöfe in der Provinz Languedok und in der Nachbarschaft bei der Verfolgung jener Ketzer gar zu lässig verfuhren und ihnen zur Ausbreitung ihres ketzerischen Gifts, so wie zur förmlichen Gründung von Gemeinen hinreichend Zeit ließen. Besonders verdroß es ihn, daß der Graf Raymund VI. von Toulouse den Albigensern sogar einen freien Aufenthalt in seinen ausgedehnten Besitzungen verstattete. Er schickte also im dreizehnten Jahrhundert mehrere Cistercienserмönche als außerordentliche Legaten nach Frankreich, die die Ketzer aufspüren, die Bischöfe an ihre Pflicht erinnern und

den König Philipp August von Frankreich nebst den Großen des Reichs dazu ermuntern sollten, sie bei ihrer allgemeinen Ketzerjagd mit dem weltlichen Arm zu unterstützen. Man nannte solche Legaten von ihrem Geschäft in der gemeinen Sprache die Ausspäher des ketzerischen Verderbnisses und so wie sich daraus der Name Inquisitoren bildete, so ist hierin wenigstens der erste Keim der spätern Inquisitionsgerichte zu suchen. Zu diesen Legaten des Papstes gesellte sich nun auch der berühmte Stifter des Dominikanerordens, der Spanier Dominikus von Gusmann, der damals zufälligerweise mit einem Spanischen Bischofe nach Frankreich gekommen war. Da er sich zum Aufspüren und Bekämpfen der Ketzer dem Papst freiwillig anboth, so rüstete ihn dieser gern mit Vollmachten zur Vertilgung des ketzerischen Unkrauts aus. Besonders erhob sich damals (1209) wider die Grafen von Toulouse und andre Ketzerpatrone im mittäglichen Frankreich ein schrecklicher Krieg, der zwanzig Jahr dauerte, und bei dem sich vor allen andern der Graf Simon von Montfort als ein Ungeheuer von katholischem Glaubenshelden auszeichnete. Als nun Raymund VI. nach Verlauf von sechs Monaten seine Grafschaft Toulouse räumen mußte, brachte Dominikus in Toulouse eine Gesellschaft von Menschen zusammen, die das Predigen des alleinseligmachenden Glaubens und die Ausrottung jeglicher Ketzerei zu ihrem Hauptgeschäft machte und sich daneben durch Betteln etwas zu erwerben suchte. Raymund der VII., der Sohn des verjagten Grafen von Toulouse, setzte den Krieg fort, mußte aber endlich einen Frieden schließen, worin er

dem

dem Könige Ludwig IX. von Frankreich den größten Theil seiner Länder abtrat. In demselben Jahre (1229) ward zu Toulouse eine Kirchenversammlung gehalten, und auf derselben durch Papst Gregors IX. Betrieb die erste ordentliche Inquisitionsanstalt, das erste stehende Ketzergericht in Toulouse angeordnet. Der Orden des heiligen Dominikus, oder der sogenannte Prädikantenorden sahe gleich von seiner ersten Stiftung an die Verfolgung der Ketzer als einen besondern Theil seines Predigtamts an; und es schien auch ganz natürlich zu sein, daß die Verkündiger des göttlichen Worts gegen die halsstarrigen Ketzer Strenge gebrauchten, sobald sie mit ihren sanftern Ermahnungen nichts bei ihnen ausrichteten. In solchen Fällen riefen sie den weltlichen Arm zu Hülfe und der sonst so edle und liebenswürdige junge König Ludwig IX. war schwach genug, gleich bei seinem Regierungsantritt durch ein besondres Edikt alle königlichen Beamten zur Unterstützung der Ketzerspione zu autorisiren, ja sogar auf den Kopf eines jeden eingebrachten Ketzers einen Preis zu setzen. Aber bei der Nachgiebigkeit der Laien gegen die Ketzer schien den blutdürstigen Päpsten dieser Weg noch immer zu langweilig zu sein und eben darum setzte Gregor IX. in den vornehmsten Städten des südlichen Frankreichs jene Inquisitionskollegien ein, bei denen einem Priester und drei Laien zur Ausrottung des Irrglaubens ein eigener Gerichtszwang zuerkannt wurde. Einige Jahre hindurch verrichteten diese Ketzerrichter ihr Amt noch immer unter Aufsicht des jedesmaligen Bischofs der Parochie, bis endlich Gregor durch eine besondere Bulle dem Dominikaneror-

den das Ketzerrichteramt ausschließend zuerkannte. Nun konnten die Mitglieder dieser Gesellschaft ihren eigenen geistlichen Gerichtszwang ausüben, ohne weiter von den Bischöfen deshalb Verhaltungsbefehle einziehen zu müssen. Von diesem Zeitpunkt an wurde denn also die Macht der bisherigen Inquisitoren, die bloß außerordentliche, ohne eigene richterliche Macht zur Ketzerverfolgung bevollmächtigte Legaten des Papstes gewesen waren, dahin ausgedehnt, daß sie bei ihrem Geschäft auch eine besondre geistliche Jurisdiktion erhielten, und der heilige Dominikus selbst kann also nur in jener frühern Bedeutung des Worts zu den ersten Inquisitoren gerechnet werden. Die neuen Inquisitoren hielten nun ihre Blutgerichte mit dem größten Eifer, und ließen den hartnäckigen Ketzer mit Hülfe der weltlichen Obrigkeit hinrichten, gewöhnlich verbrennen. Die Dominikaner Peter Cellani und Wilhelm Arnold waren die ersten Inquisitoren, die nach der neuen päpstlichen Verordnung ihr Bluttribunal in Toulouse aufschlugen. Nun wurden nicht nur die Ketzer und alle der Ketzerei verdächtigen Personen, sondern auch alle angeblichen Zauberer, Zeichendeuter und des heimlichen Judenthums Beschuldigte in Inquisition gezogen. Aus Unkunde des Verfahrens bei den weltlichen Gerichten schlugen die Blutrichter bei den Ketzerprozessen einen von aller menschlichen Gerechtigkeit durchaus abweichenden Weg ein. Hatten sie durch ihre zahllosen Spione die Unglücklichen herausgebracht, die sich irgend eines von den tausenderlei Inquisitionsverbrechen schuldig gemacht haben sollten und er erschien auf ihre dreimalige Vorladung nicht, so wur-

de er in den Bann gethan. Stellte er sich aber, so warf man ihn in ein schreckliches Gefängniß, wo er, ganz abgeschnitten von aller menschlichen Verbindung und von allem Umgange mit Verwandten und Freunden, unter den Händen eines unbarmherzigen Kerkermeisters so lange schmachten mußte, bis es seinen Richtern gefiel, ihn vor sich zu lassen. Anstatt ihn nun aber nach Art der weltlichen Gerichte förmlich zu verhören, wurden alle Martern einer langwierigen Gefangenschaft angewandt, um ihn, (wie man sich ausdrückte,) zu einem freiwilligen Geständniß der ihm angedichteten Verbrechen zu bewegen, deren er selbst sich gar nicht bewußt war. Er erfuhr seine Ankläger nie und gestand er nicht freiwillig, was man von ihm wissen wollte, so gebrauchte man die Tortur und es ist schauerlich, aus den noch vorhandenen Inquisitionsakten zu sehen, mit welchem teuflischen Raffinement die Inquisitoren die gräßlichsten Martern mit dem Strick, Wasser und Feuer erfunden hatten, um nur den ohnedieß schon abgemarterten Unglücklichen zum Verräther seiner selbst und in der Angst auch noch zum Angeber anderer Unglücklichen zu machen. Am Ende wurde denn der Angeklagte, nach Maßgabe seines Verbrechens, zum Tode oder zur ewigen Gefangenschaft, zu den Galeeren oder zur Geißelung verdammt und der weltlichen Obrigkeit die Vollstreckung der Sentenz übertragen, weil nach dem alten Kanon „die Kirche nicht nach Blut dürstet.“ Dieses wirklich henkermäßige Verfahren hat man dann durch den Namen der Amtsverrichtung der heiligen Inquisition zu adeln gesucht! — So hatte sich also Gregor IX. durch jene Einrich-

tung und Feststellung der ersten Inquisitionsgerichte um die katholische Kirche hoch verdient gemacht; nur mußten er und seine Nachfolger das angefangene Werk dadurch vollenden, daß sie den Bluttribunälen die Zustimmung und den Beistand der Fürsten zu verschaffen suchten, weil sogar die Klerisei, besonders die Bischöfe mit der ganzen Einrichtung, in so fern sie auch ihnen gefährlich werden konnte, höchst unzufrieden waren. Aber hier folgten nun mehrere europäische Regenten, — die sich in ihren übrigen Handlungen gar nicht als Sklaven der Päpste zeigten, dem Beispiel des heiligen Ludwig und, seis nun aus politischen Absichten, oder aus mißverstandener Frömmigkeit — genug, sie ließen ihrerseits die härtesten Verordnungen gegen die Ketzer ergehen. Am merkwürdigsten sind die vier Gesetze Kaisers Friedrich II., in denen er allen ihm unterworfenen Obrigkeiten, allen Beamten, Richtern und Burgemeistern seines Reichs die gewissenhafteste und pünktlichste Vollstrekkung der inquisitorischen Verdammungsurtheile zur heiligsten Pflicht macht. Diese Gesetze sind mit einer so beispiellosen Grausamkeit abgefaßt, daß sie ein ewiger Schandfleck in der Geschichte Friedrichs bleiben werden. Vermöge derselben soll der Ketzer, der Feind Gottes, härter als ein bürgerlicher Verbrecher. ja härter sogar, als ein Majestätsschänder mit öffentlicher Verbrennung bestraft und nur im Fall des Widerrufs mit ewiger Gefangenschaft begnadigt werden. Wen die Kirche als einen Beschützer der ~~Kirche~~ mit ihrem Bann belegt, der geht aller seiner bürgerlichen Gerechtsame verlustig, sein und seiner Klienten Häuser werden niedergerissen

und seine, so wie seiner Beschützten Kinder bis ins zweite Glied können nur alsdann auf bürgerliche Ämter, Würden und Gerechtsame Anspruch machen, wenn sie die geheimen Verbrechen ihrer eigenen Väter und Großväter anzeigen! — Indessen aller solcher kräftigen Unterstützungen von Seiten der weltlichen Obrigkeit ohngeachtet wollte die Giftpflanze der Inquisition denn doch nicht auf einem jeden Boden mit gleichem Glück gedeihen, weil die Unterhaltung solcher furchtbaren Anstalten eben so kostbar war, als die unverständigen Richter bei den Glaubensprozessen in der Regel alle Grenzen der Menschlichkeit weit zu ~~überschicken~~ pflegten. Besonders nahm die Sache in Deutschland eine sehr schiefe Wendung, als dort ein gewisser Konrad von Marburg, Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, die Dominikaner-Inquisition einführen wollte. Da er in Deutschland, wo man bisher über die Religion noch gar nicht nachzudenken gewohnt war, keinen Ketzer auftreiben konnte, so gebrauchte der Barbar sein ihm von Gregor IX. übertragenes Ketzerrichteramt dazu, um eine unübersehliche Menge von Edelleuten, Geistlichen, Mönchen und Laien aus allen Ständen zum Feuer zu verdammen und sie nicht selten unverhörter Sache hinrichten zu lassen. Gerade damals traten die Bauern des Marktflekkens Steding im Erzbisthum Bremen mit den Landleuten des ganzen Erzbißthums zusammen und weigerten sich, des harten Drucks ihrer Edelleute und Geistlichen wegen die Abgaben ferner zu entrichten. Um den wilden Haufen zu unterdrücken, brachte man die Rebellen in den Ruf der Ketzerei und sie wurden

mit einem förmlichen Kreuzzug überzogen, in welchem mehrere Tausende ihr Leben verloren. Am Ende dieser Verfolgung hatte denn auch der Unmensch Konrad das Maaß seiner zwanzig Jahre hindurch verübten Grausamkeiten voll gemacht, und wurde von den erbitterten Edelleuten todt geschlagen.

Desto ungestörter trieb die Inquisition ihr Wesen in Italien, wo die Päpste sie mehr begünstigen konnten und in Frankreich, wo der heilige Ludewig ihr großer Beschützer war, so sehr sich auch die Sorbonne oder die theologische Fakultät in Paris den Bettelmönchen entgegensetzte. Aber in beiden Ländern fand sie denn auch eine reiche Ärnte, seitdem dort in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eine Menge schwärmerischer Partheien unter den Namen der Fraticellen, Beghärden, Beguinen, Lollharden u. s. w. auftraten. Auf der Geschichte dieser Partheien ruht noch immer ein gewisses Dunkel, weil mit den Namen derselben, so bald sie sich weiter verbreiteten und von ihrem ersten Zweck sowohl, als von ihrer ersten Einrichtung allmälig abwichen, von Zeit zu Zeit verschiedene Bedeutungen verbunden waren und nicht selten das, was anfangs Ehrenname war, am Ende zu einem beschimpfenden Ketzernamen herabsank. Schon im eilften Jahrhundert fanden sich in Italien große Schwärme von Leuten, die unter den Namen der Publikaner, Paulicianer, Pateriner, Manichäer u. s. w. allerhand uns unbekannte Meinungen ehemaliger ketzerischer Partheien wieder aufwärmten, und damit noch zum Überfluß eigene fanatische Irrthümer von einem höhern, innern Licht und von einer strengern,

mönchsartigen Tugend verbanden. So verschieden sie auch in ihren Meinungen sein mochten, so kamen sie denn doch alle in dem Separatismus von der herrschenden Kirche miteinander überein und weil die Gebrechen der katholischen Kirche gerade in Italien am sichtbarsten waren, so ist es erklärbar, warum sie sich dort zuerst durch ihre Menge so auffallend und furchtbar machten. Eben diese Separatisten überschwemmten nun seit dem dreizehnten Jahrhundert fast ganz Europa; vorzüglich machten sie in Frankreich und Deutschland eine allgemeine Sensation, und weil sie dort ein Gegenstand mehrerer Kirchenversammlungen wurden, so lassen sich daraus die vielen deutschen, französischen und italienischen Namen erklären, unter denen man diese in Grundsätzen und Gebräuchen oft so ganz verschiedenen Partheien mit einander zu vermischen pflegte. Keiner der folgenden Namen darf also als Name einer bestimmten ketzerischen Parthei angesehen werden, sondern dergleichen Benennungen waren von irgend einem auffallenden Gebrauch hergenommen, den man an mehrern Leuten bemerkte, ohne daß man sich weiter um ihre religiösen Meinungen bekümmerte und das gemeine Volk richtete hier, wie in allen solchen Fällen, die Verwirrung an, daß es, sobald nur jene Gebräuche erst von den Priestern als Ketzerei verschrien worden waren, die erste gute Bedeutung des Namens verließ und einen Spottnamen daraus machte, mit dem es dann alle Feinde der Geistlichkeit und Gottes ohne Unterschied bezeichnete, der Name mochte nun in seiner Grundbedeutung auf sie passen, oder nicht. Die Fraticellen

sind ihrem Ursprunge nach wahrscheinlich nichts anders, als eine Abart, oder auch ein Zweig des großen Franziskanerordens gewesen. Dieser Orden, der zweite große Bettelmönchs- oder Mendikanten-Orden neben den Dominikanern, verdankte seine Entstehung einem gewissen Franziskus, einem Zeitgenossen und Freunde des heiligen Dominikus. Er war der Sohn eines Kaufmanns zu Assisi in Umbrien im Kirchenstaat. Nachdem er seine Jugendjahre durchschwärmt und durchpraßt hatte, faßte er in einer schweren Krankheit bei den Schrekken des herannahenden Todes den Entschluß, den Worten Jesu (Matth. X, 9. 10.) gemäß, für die Zukunft auf alle Bequemlichkeiten des Lebens Verzicht zu thun. Die Krankheit verließ ihn zwar, aber eine überspannte moralische Schwärmerei nnd ein gewisser fanatischer Wahnsinn hingen ihm bis an sein Ende so fest an, daß man nicht ohne Grund vermuthet, er habe in der Krankheit, die eine Folge der frühern Liederlichkeit gewesen war, einen beträchtlichen Theil seiner gesunden Vernunft eingebüßt. Desto schneller gelang es ihm, Proselyten zu machen und er brachte in Kurzem eine Gesellschaft ascetischer Schwärmer zusammen, die (1223) von Honorius III. die päpstliche Bestätigung erhielt. Sie nannten sich bald Franziskaner nach dem Stifter ihres Bundes, bald Minoriten oder kleinere Brüder aus einer affektirten Demuth, bei der sie sich zugleich durch einen Strick um den Leib von den Dominikanern zu unterscheiden suchten. Der heilige Franziskus, der nach seinem Tode unter die Wunderthäter versetzt und von seinen blinden Verehrern beinahe vergöttert wurde, gab ihnen über-

dieß noch einen Kittel mit einer Kapuze, verboth ihnen das Tragen der Schuhe, allen Umgang mit dem andern Geschlecht und machte ihnen besonders das Predigen der Buße, eine strenge Armuth, ein beständiges Betteln und den blindesten Gehorsam gegen ihre Obern zur unverbrüchlichen Ordensregel. Er selbst starb in seinen besten Jahren als ein Opfer der vielen Leiden, die sich der thörigte Schwärmer bei der Verkündigung des Evangeliums unter den Ungläubigen zur Erlangung der Märtyrerkrone zugezogen hatte und hinterließ an achtzig Ordenshäuser, die er fast in allen christlichen Königreichen stiftete. Bald nach dem Tode des Stifters entspannen sich unter seinen Jüngern die heftigsten Streitigkeiten, weil mehrere Brüder die Regel des Stifters, daß nicht einmal der ganze Orden, geschweige denn einzelne Mitglieder desselben Güter und Einkünfte besitzen dürften, zu hart fanden und deshalb Gregor IX. zu einer feierlichen Milderung jener strengen Armuthsregel durch eine förmliche Bulle bewogen. Hierüber entrüstet trennten sich die Freunde der strikten Observanz von den übrigen Brüdern und nannten sich die Spiritualen oder geistigen Brüder. Beide Zweige des Ordens trugen nun bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts bei dem päpstlichen Stuhl den Sieg über einander davon, bis die Spiritualen von jener ausgezeichneten Ordensstrenge allmälig auch zu einer hartnäkkigen Religionsschwärmerei übergingen. Besonders entlehnten sie ihre Waffen gegen den apostolischen Stuhl aus dem damals sehr berühmten Joachimsbuch, das ein gewisser Abt Joachim in Kalabrien, ein Wundermann und hoher

Prophet, hinterlassen haben sollte. Daher die Gabe der Weißagung in einem höhern Grade besessen und die ganze bevorstehende Kirchenverbesserung, nach der Meinung seiner Verehrer, vorhergesehen hatte, so schrieb man ihm jenes Buch, das sogenannte ewige Evangelium zu, worin die ganze Offenbarung Johannis geplündert war, um den nahen Fall der römischen Kirche und die vollkommene, männliche Periode des neuen Evangeliums (Offenb. XIV, 6.), das dritte Weltalter des heiligen Geistes zu prophezeien. Aus diesem Machwerk schöpften die Spiritualen die schwärmerische Hoffnung, daß sie ganz eigentlich zu Verkündigern dieses ewigen Evangeliums bestimmt wären; sie schalten Rom die große Babel, deren Sturz ganz nahe bevorstände und nannten den Papst das apokalyptische Unthier, zu dessen Bezähmung sie erschienen wären. Kurz, es war zu fürchten, daß solche und ähnliche Fanatiker in Italien am Ende einen Aufruhr gegen den römischen Stuhl anstiften könnten und daher mußte sich Bonifacius entschließen, die ganze Gesellschaft der Spiritualen mit dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts durch eine Bulle feierlichst aufzuheben. — Nun verfolgten die gelindern Franziskaner, im Bunde mit den Ketzerrichtern, die unglücklichen Schwärmer sosehr und suchten sie in einen so bösen Ruf der Lasterhaftigkeit, so wie zugleich des Manichäismus zu bringen, daß sich die äußerst Bedrängten auf einzelne Distrikte von Italien einschränken und in dem ganzen übrigen Europa ausbreiten mußten, wo sie sich denn bei den grausamsten Verfolgungen der Inquisition bis auf Luthers Zeiten in der heftigsten

Feindschaft gegen die römische Kirche erhielten. Sehr wahrscheinlich sind mehrere von ihnen mit dem Spottnamen der Fraticellen, der kleinern Brüder, belegt worden, oder sie haben sich anfangs auch wohl selbst diesen Namen, nach der Analogie des Ordensnamens der Minoriten, gegeben und erst mit der Zeit wurde daraus ein Spottname zur Bezeichnung derjenigen Franziskaner, die die Regel des heiligen Franziskus in ihrer ganzen Strenge erfüllen wollten. — Dagegen kam nun in Italien um dieselbe Zeit der Name Bizochi zur Bezeichnung derjenigen Franziskaner auf, die sich von dem Orden nur in so fern getrennt hatten, als sie in der bürgerlichen Gesellschaft lebten und die Weltleute unter den Franziskanern ausmachten. Der heilige Franziskus hatte nämlich seinen Anhängern eine dreifache Regel vorgeschrieben: eine strengere für die strengern Ordensbrüder, eine zweite strengere für die Schwestern, die sich nach einer gewissen Klara, Klarissinnen nannten, und eine dritte leichtere für diejenigen, die ihren weltlichen Geschäften neben der Erfüllung der Ordensregel nicht entsagen wollten. Diese Regel, deren Anhänger Tertiarier hießen, verstattete den Besitz von Gütern, Eheverbindungen und Verwaltung eines Amts, oder eines anderweitigen bürgerlichen Geschäfts; nur macht sie den Brüdern Beten, Fasten und Strenge in Kleidung und Sitten zur Pflicht. Eine solche Lebensart war in dem Geschmack vieler Leute und der Pöbel gab diesen Tertiariern der Franziskaner von ihrem gemeinschaftlichen Charakter des unablässigen Betens den Namen der Bizochen, d. h. andächtiger Heuchler und Scheinheili-

gen. So verschieden nun auch solche Schwärme von Andächtlern in ihren Meinungen sein mochten, so pflanzten sie doch wenigstens die ihnen allen gemeinsamen Grundsätze auch nach Frankreich und Deutschland über, wo sie um dieselbe Zeit unter den Namen der Begharden, Beguinen und Lollharden erschienen. Schon der Ursprung dieser Namen lehrt, daß man damit alle diejenigen Menschen bezeichnet habe die eben so, wie jene italienischen Bizochen, mit der Frömmigkeit ein besondres Handwerk trieben und unter der Larve eines unablässigen Betens und Bettelns zum Theil einen ungereimten Aberglauben, eine frömmelnde Affektation, einen geistlichen Hochmuth, zum Theil aber auch wirklich verdächtige Sitten und offenbare Laster versteckten. Das altdeutsche Wort beggen hieß nämlich: dringend bitten und betteln und mit der deutschen Endigung hard zusammengesetzt ward nun jeder frömmelnde Betbruder ein Beggehard oder Beghard genannt. Eine Betschwester hieß Begutta und aus beiden Wörtern bildeten die Franzosen durch eine veränderte Endigung ihr Beguin und Beguina. Sahe nun also der Deutsche Menschen umherziehen, die sich, anstatt zu arbeiten, unter dem Vorwande der Frömmigkeit ihr Brot zusammen bettelten, so nannte er sie, die einen wie die andern, Begharden oder Begutten, ohne sich weiter um ihre abweichenden religiösen Meinungen zu bekümmern. Außerdem wurde dieser Name aber auch den Leuten beigelegt, die sich durch strengere Sitten und durch ein anhaltendes Beten von ihren Mitbürgern auszeichneten und dabei entweder zum Mönchsstande gehörten,

oder auch außer Ordensverbindungen lebten, ohne jedoch andern mit Betteln zur Last zu fallen — kurz: solche Leute, die wir jetzt Pietisten nennen würden. — Zu allen diesen Namen kam endlich noch im vierzehnten Jahrhundert der Name der Lollharden hinzu, der eigentlichen niederländischen Ursprungs war. Lullen, lollen oder lallen hieß damals leise für sich hinsingen und da nun in der Regel Gebet und Gesang mit einander verbunden waren, beides aber für ein charakteristisches Kennzeichen der Frömmigkeit und Gottesfurcht galt, so wurden eben die Leute, die von ihrem häufigen Beten Begharden hießen, von ihrem beständigen Absingen geistlicher Lieder auch Lollharden genannt. Anfangs bezeichnete man diejenigen menschenfreundlichen Brüder und Schwestern in den Niederlanden, die sich der dort in Menge an der Pest darnieder liegenden Kranken annahmen und nach dem Tode ihre Leichen zu Grabe sangen, ausschließend mit diesem Namen, bis er am Ende im Munde des Pöbels eine eben so gehässige und allgemeine Bedeutung erhielt, als die vorigen Namen.

Daß überhaupt alle jene Haufen von Schwärmern und Andächtlern sobald als die verworfensten und gefährlichsten Ketzer verschrien wurden, war wohl kein Wunder, weil sie sich nicht unter die herrschende Kirchendisciplin fügen wollten und ihre antihierarchischen Grundsätze immer weiter verbreiteten. Der menschliche Geist war der drükkenden Fesseln des Priesterregiments endlich müde geworden, aber die Klerisei sorgte redlich dafür, daß ihm das Abschütteln derselben so leicht nicht werden sollte. Besonders wurden alle Schrekken der Inquisition zur Unterdrük-

kung solcher Leute angewandt, die damals in Deutschland, vorzüglich in den Rheingegenden, unter dem Namen der Brüder und Schwestern des freien Geistes umherzogen, die Aufmerksamkeit des Pöbels durch ihren sonderbaren Aufzug fesselten, sich ihren Unterhalt erbettelten und vor allen Dingen behaupteten, der Christ müsse sich durch Selbstbeschauung und durch eine sublime Frömmigkeit bis zu dem Urquell alles Lichts erheben und sich (nach Röm. VIII, 2. 14.) durch den Geist Gottes über alle menschlichen Gesetze und Verordnungen hinwegsetzen. Allerdings gab es mehrere rechtschaffene Leute in dieser Gesellschaft, die durch ihre Verachtung des damals äußerst ausgearteten Gottesdienstes an ihrem Theil das praktische Christenthum befördern wollten; aber es ist auch nicht zu läugnen, daß manche Phantasten und selbst offenbare Bösewichter in diesen Orden traten, um unter dem Schutz des sogenannten freien Geistes ihrem Hange zur Zügellosigkeit und Sinnlichkeit ungestraft nachleben zu können. Die Inquisitoren straften aber bei ihren Blutgerichten den Unschuldigen mit dem Schuldigen, nachdem die ganze Gesellschaft nun einmal durch die Aussprüche der Päpste und durch die Dekrete mehrerer Konzilien in Deutschland mit dem Kirchenbann belegt worden war. — In Frankreich gerieth zwar die Inquisition allmälig in Verfall, aber desto mehr wurde sie in Italien durch die väterliche Sorgfalt der Päpste aufrecht erhalten. Nirgends hat sie indessen festern Fuß gefaßt und sich bis zu einem so hohen Grade der uneingeschränktesten Allmacht emporgehoben, als in Spanien und Portugall. König Ferdinand

von Arragonien, der durch die Vermählung mit der Isabelle von Kastilien diese beiden größten Reiche von Spanien unter seinem Scepter vereinigte, setzte (1477) zu Sevilla das erste Inquisitionstribunal ein. Hier ließ er die Ausrottung des muhamedanischen und jüdischen Glaubens mit einer so unmenschlichen und bis dahin unerhörten Härte betreiben, daß er dieses seines rühmlichen Eifers für das Wohl der katholischen Kirche wegen von den Päpsten den Ehrennamen des Katholischen erhielt. Der Beichtvater der Königin, der Dominikaner Thomas von Torquemada hatte mit teuflischem Raffinement den Plan zu jenem ersten Bluttribunal entworfen, und ward nun zur Belohnung auch zum ersten Großinquisitor in Spanien ernannt. Nach dem Muster des ersten wurden mehrere andre, ihm ähnliche Gerichte durch ganz Spanien angeordnet und alle zusammengenommen dem Obertribunal in Madrid unterworfen, an dessen Spitze der Beichtvater stand. Anfangs blieben sie zwar ihrem ursprünglichen Zweck getreu, für die Aufrechthaltung des römischkatholischen Lehrbegriffs in Spanien Sorge zu tragen; aber bald mußte die Religion den Königen nur zum Deckmantel dienen, um mit Hülfe jener Ketzergerichte den trotzigen Reichsadel und die mächtige Klerisei zu unterdrükken, den uneingeschränktesten Despotismus über das ganze Land auszuüben und den königlichen Fiskus mit dem Vermögen der Unglücklichen zu bereichern, die unter dem Vorwande des heimlichen Muhammedanismus und Judaismus in die bluttriefenden Hände der Inquisitoren gefallen waren. Die Könige selbst haben sich daher die-

sem schrecklichsten aller Gerichte unterworfen, damit sie demselben um so leichter alles Übrige unterwerfen könnten. Der jedesmalige Großinquisitor war päpstlicher Vikar und niemand, die Bischöfe ausgenommen, konnte von ihm weiter appelliren. Thomas bekleidete diese Würde bis an sein Ende und führte sein Amt mit einem so gewissenhaften Eifer und mit so seltnem Glück, daß während seines Regiments sechs tausend Ketzer verbrannt und funfzig tausend bekehrt wurden. Als Christophorus Kolumbus (1492) Amerika entdeckte und die Portugiesen nach der Entdekkung des Vorgebirges der guten Hofnung ihre Besitzungen in Afrika und Ostindien jährlich vermehrten, errichteten beiden Nationne in den neuentdeckten Ländern Bluttribunale und es ist aus der Erzählung des edeln Bartholomäus de la Casas leider! bekannt genug, mit welcher empörenden Grausamkeit besonders die Spanier, die nun Schaaren von Dominikanern und Franziskanern nach Amerika schickten, die armen Wilden unter dem Schein des Bekehrungseifers bis auf den Tod gequält haben. In Portugall selbst führte König Johann III. (1557) die Inquisition ein; als aber zwei Jahre später der voreilige und grausame Philipp II. von Spanien dieses Ungeheuer auch seinen Niederländern aufdringen wollte, mußte er durch den nun erfolgenden Abfall der vereinigten sieben Provinzen zu der Einsicht gebracht werden, daß sich der Nationalcharakter der Deutschen gegen die Ketzergerichte eben so mächtig sträubte, als es die Engländer schon in frühern Zeiten gethan hatten. Seit dieser Zeit hat die Inquisition ihre Herrschaft auf einem Theile von Italien,

auf Spanien und Portugall einschränken müssen. In Italien waren alle Tribunäle dem Obertribunal in Rom und dem Papst selbst unterworfen; die Räthe bei denselben waren kanonische Rechtsverständige und Ordensgeistliche, so wie Kardinäle das Richteramt versahen. Bei den Tribunälen in Spanien und Portugall hatten die Päpste bloß das Recht, die von den Königen beider Reiche ernannten Großinquisitoren zu bestätigen, so wie diesen Großinquisitoren selbst die uneingeschränkte Vollmacht eingeräumt war, alle übrigen Inquisitionsbeamten zu ernennen. Überhaupt wußte das Obertribunal zu Madrid bis vor etwa dreißig Jahren von keiner Einschränkung seiner Macht; alles zitterte bei dessen Namen und selbst die Könige wagten nichts gegen dasselbe. Die Inquisition erkannte in Spanien über Atheisterei, Gotteslästerung, muhammedanischen und jüdischen Unglauben, über Ketzerei, Zauberei, Sodomiterei und Vielweiberei und zugleich war ihr die strengste Büchercensur übergeben. An Dienern und Spionen der Inquisition soll es zu Zeiten über zwanzig tausend in Spanien gegeben haben, und selbst die angesehensten Männer des Reichs liessen sich gern zu solchen Angebern und Helfershelfern gebrauchen, weil ihnen dieses Geschäft Ansehn beim Volk und Sicherheit gegen die Verfolgungen des Gerichts gab. War jemand in die Hände der Inquisition gefallen und er suchte ihr wieder durch die Flucht zu entkommen, so verfolgte ihn die sogenannte heilige Hermandad oder Brüderschaft. Ursprünglich waren dieß Bürgerkompagnien gewesen, die sich in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in Kastilien gegen den räuberischen Adel ihres Vaterlandes zu-

sammen gethan hatten. Daraus machte man späterhin Justiz- und Polizeidiener, die für die allgemeine Sicherheit auf dem Lande und in den Städten sorgen mußten, bis sich endlich die Inquisitionstribunäle besonders ihrer bedienten, um mit List oder Gewalt die entflohenen Schlachtopfer zurückzubringen. Ausser dieser Brüderschaft steht noch eine andre, die sogenannte Cruciata, im Solde der Inquisition, obgleich beide nicht öffentlich zu ihr gehören. Erzbischöfe, Bischöfe und fast alle Grandes von Spanien boten hier ihre Dienste an, um die vor den Richterstuhl der Inquisition gehörigen Verbrecher auszuspüren. Die Unglücklichen, die sich durch teuflische Kunstgriffe und höllische Martern zum Geständniß eines Verbrechens hatten bewegen lassen, das sie des Todes schuldig machte, wurden mehrere Jahre hindurch zu der großen Mord- und Blutscene aufbewahrt, die man ein Auto da Fé (eine Glaubenshandlung) nannte, weil man ihr vorzüglich die Aufrechthaltung des alleinseligmachenden katholischen Glaubens verdanken zu müssen glaubte. Das feierlichste Schauspiel dieser Art wurde (1680) bei der Vermählung Königs Karls II. gegeben, um die Feierlichkeiten und das Gepränge des königlicher Beilagers dadurch zu vermehren. Ein großer Platz in Madrid war zu dieser blutigen Scene, wie zu einer Komödie, mit Theatern, Amphitheatern, Logen, Thronen und Sitzen für die königliche Familie, den Großinquisitor und die übrigen Zuschauer versehen. Nachdem das Fest eine Woche vorher öffentlich angesagt worden war, rückte endlich der zur Feier bestimmte Tag heran. Die ganze Dienerschaft der In-

quisition und die königliche Leibgarde besetzte den innern Platz, auf dem die Standarte der Inquisition und ein großes, mit schwarzem Flor behängtes Kreuz aufgerichtet stand. Nun wurden die unglücklichen Schlachtopfer herbeigeführt. Diejenigen unter ihnen, die nicht verbrannt werden sollten, trugen ein gelbes Skapulier mit dem Andreaskreuz und auf dem Kopf hohe Mützen von Pappe mit Teufeln bemalt, die niederwärts gekehrte Fakkeln in den Händen trugen. Solche Verbrecher kamen mit einer kurzen Gefängnißstrafe davon und wer sich wohl gar selbst vor der Inquisition angeklagt und bußfertig gezeigt hatte, der trug eine Mütze ohne Teufel und Flamme. Bei denjenigen aber, die zur öffentlichen Verbrennung bestimmt waren, hielten die Teufel aufwärts gerichtete Fakkeln in den Händen. Nach gelesener Messe leistete der König einen feierlichen Eid, daß er die Inquisition mit aller seiner Macht unterstützen wollte, dann hielt ein Dominikaner eine Predigt gegen die Ketzerei und von Mittag an bis neun Uhr Abends wurden den zum Tode verdammten ihre Urtheile vorgelesen, während jeder einzelne in einem hochstehenden Käfigt zur Schau ausgestellt war. Nach vollendeter Messe wurden die Halsstarrigen um Mitternacht auf den errichteten Scheiterhaufen lebendig verbrannt; diejenigen, die dort noch Buße äußerten, wurden vorher erdrosselt und andre durch die ganze Stadt hindurch mit dem Staupbesen bestraft. Die während des Prozesses Verstorbenen oder Entflohenen verbrannte man wenigstens im Bilde. — Die Inquisitoren selbst läugnen es nicht, daß ihre Blutgerichte nicht selten viele Unschuldigen hinopfern; aber sie

halten es für besser, daß hundert unschuldige Katholiken hingerichtet werden, da sie denn doch desto eher in das Paradies kommen, als daß Ein Ketzer seiner verdienten Strafe entgehe, der dann tausend Seelen vergiften und ins Verderben stürzen könnte. Daß sich in Spanien die Inquisition sogar über königliche Personen das Todesurtheil angemaßt habe, beweist das traurige Beispiel des unglücklichen Don Carlos; aber in unsern Tagen sorgt die Regierung wohl dafür, daß die Inquisitoren nie über die ihnen angewiesenen Grenzen hinaus gehen dürfen.

Bis jetzt haben wir die Päpste des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts bei Gelegenheit der Kreuzzüge, bei der Ausbildung der Schultheologie und bei der Gründung und Feststellung der Inquisition auf dem großen Theater von Europa gleichsam nur hinter den Koulissen die unsichtbaren Fäden regieren gesehen. Es verlohnt sich aber nun wohl einmal der Mühe, die Aufmerksamkeit auf ihre öffentlichen Handlungen zu richten, nämlich auf die Streitigkeiten, die sie in den genannten Jahrhunderten theils unter sich, theils mit den weltlichen Regenten geführt haben. Da wird sichs denn zeigen, wie sie alle Künste der feinsten Politik aufboten, um die geistliche Macht von der weltlichen unabhängig zu erhalten und wie ihnen dieß auch wirklich bis zum vierzehnten Jahrhundert hin gelang, wo man endlich, erst im Kleinen und dann im Größern ernstliche Versuche machte, ihren Übermuth zu demüthigen und sich von ihrer Tyrannei zu befreien. — Zur Zeit der Päpste in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts spielte der

schon oben erwähnte heilige Bernhard eine so wichtige Rolle, daß ihm die Geschichte der christlichen Kirche wohl einige Zeilen zu widmen verpflichtet ist. Als ihn ein unüberwindlicher Hang zur Einsamkeit und Frömmigkeit schon in seinen frühern Jahren antrieb, Cisterciensermönch zu werden, machte er sich durch die Stiftung neuer Klöster um die Kongregation der Cistercienser so verdient, daß er als der zweite Stifter derselben angesehen werden kann. Zehn Jahre hindurch stand er seinem Kloster zu Clairvaux als Abt vor, und sorgte hier mit so großem Eifer für strenge Zucht, Frömmigkeit und gelehrten Fleiß, daß er von jetzt an durch ganz Europa einen ehrenvollen Ruf und bedeutenden Einfluß erhielt. Er zeigte sich nun als eifrigen Feind aller müssigen Spekulation in der Theologie, als den wichtigsten Gegner der Scholastiker seiner Zeit und als einen thätigen Beförderer des Studiums der Kirchenväter, der Bibel und des praktischen Christenthums. So viel Gutes er hier aber auch stiftete, so verbreitete er dagegen wieder einen unerleuchteten Andachtseifer und ein nachtheiliges Wohlgefallen an mystischer Theologie, indem er bei seinem Kampf mit den leeren Grübeleien der Scholastiker der Vernunft zu wenig Recht in Glaubenssachen einräumte und einen hohen Werth auf die bloßen Andachtsübungen legte. Seiner gründlichen Kenntniß der Bibel und der Schriften der Kirchenväter wegen hieß er vorzugsweise «der letzte Kirchenvater» und er erhielt außerdem noch als Redner, Staatsmann und kanonischer Rechtsverständiger einen Einfluß auf alle weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit, dessen sich

wenige Privatpersonen jemals in einem so hohen Grade haben erfreuen können. Er brachte Päpste auf den Stuhl Petri, schlichtete Streitigkeiten unter den Kaisern und ihren Nachfolgern und spielte auf allen wichtigen Kirchenversammlungen seiner Zeit eine Hauptrolle. Kurz: Bernhard hatte gewiß alle Anlagen und das nöthige Glück dazu, um ein Wohlthäter seiner Zeitgenossen zu werden, nur war er doch zu wenig aufgeklärt. Er baute auf Visionen und Divinationsgabe, war von der mystischen Schwärmerei seines Zeitalters in einem hohen Grade angesteckt und zeigte sich auf der einen Seite zu intolerant gegen jede Neuerung, auf der andern zu eifrig für die Ehre der Päpste besorgt. Desto auffallender ist es, wenn man ihn hie und da in seinen Schriften sowohl über die Irrthümer des Kirchenglaubens, als über die Mißbräuche der Hierarchie sehr freimüthig urtheilen hört. Er erklärte sich, wie ein zweiter Luther, gegen den Ablaß und gegen alle unnützen Bußübungen, stimmte die übertriebenen Vorstellungen seiner Zeitgenossen von dem Werth der christlichen Taufe sehr herab, ja er wagte es sogar, den Päpsten und der ganzen übrigen Klerisei bittere Wahrheiten zu sagen, wobei ihn denn sein großes Ansehen und der allgemein verbreitete Ruf seiner Frömmigkeit gegen jede Gefahr der Verketzerung und Verfolgung schützte. In einer Schrift, die er seinem ehemaligen Schüler, dem Papst Eugenius III. dedicirt hatte, hielt er den Päpsten ohne alle Zurückhaltung ihre Anmaßungen bei Staats- und Kirchenangelegenheiten vor, und wollte sie durchaus wieder in Eine Klasse mit den übrigen Bischöfen gesetzt wissen.

Außerdem schalt er auf das Unwesen mit den päpstlichen Nuncien und erklärte sich sehr dreist gegen die Klösterexemtionen. — Auf dieses berühmten Mannes Schüler folgte Papst Hadrian IV, ein gebohrner Engländer, der in frühern Jahren als ein geschickter Legat und verschlagener Unterhändler dem apostolischen Stuhl wichtige Dienste geleistet hatte. Die Politik, die er auf den Stuhl Petri mitbrachte, blieb das Eigenthum mehrerer seiner Nachfolger, die die Schwärmerei der Kreuzzüge, die Mängel in der deutschen Reichsverfassung und vor allen Dingen das zu immer größerer Konsistenz gelangende kanonische Recht so geschickt zu ihrem Vortheil zu benutzen wußten, daß sie die Früchte des von Gregor VII. ausgestreuten Saamens des geistlichen Despotismus erst recht genießen konnten. Der Hildebrandismus wurde nun zu einem förmlichen System ausgebildet. Selbst deutsche Kaiser erniedrigten sich so tief, daß sie von den Päpsten die Krönung knieend empfiengen, ihnen späterhin den Steigbügel hielten, ja zuletzt sogar den Pantoffel küßten. Derjenige Papst aber, der die geistliche Alleinherrschaft bis auf den höchsten Gipfel des Despotismus erhob, war ohnstreitig Innocentius III. Er stammte aus einer gräflichen Familie in Italien, hatte sich in Paris mancherlei gelehrte Kenntnisse eingesammelt und ward, nachdem er kurze Zeit als Diakonus im Kardinalskollegio gesessen hatte, schon in seinem sieben und dreißigsten Jahre zum Papst erwählt. Mit Gelehrsamkeit und Klugheit verband er eine unermüdete Thätigkeit und sein Stolz trieb ihn an, sich mit Hülfe der feinsten Politik und einer gründlichen kanonischen Rechtskenntniß zum

Despoten des ganzen Europa aufzuwerfen. Er war eigentlich derjenige Papst, der den Grund zu dem späterhin sogenannten Kirchenstaat legte; denn nachdem er Rom selbst von dem Kaiser unabhängig gemacht hatte, eignete er sich die Mathildische Erbschaft unter dem Namen eines Erbtheils Petri zu, welche Anmaßung die deutschen Kaiser wirklich bestätigt haben. Seit diesem Papst übten die Inhaber des apostolischen Stuhls ausschließend das Recht der Dispensation von Gelübden, in Ehesachen u. s. w.; er maßte sich die geistlichen Pfründen entweder selbst an, oder vergab sie wenigstens eigenmächtig an seine Kreaturen und führte das Interdikt, als eine nur von Rom aus zu verhängende Kirchenstrafe ein, wobei alle Kirchen verschlossen, keine Glokken geläutet, keine Sakramente verwaltet, ja selbst keine Leichen feierlich begraben wurden. Auch war er es, der noch in dem Jahr vor seinem Tode (1215) auf der vierten allgemeinen Lateransynode die Lehre von der Brotverwandlung und Ohrenbeichte, nebst dem Dogma von der alleinseligmachenden Kirche zu Glaubensartikeln der römischkatholischen Kirche erhob. Nirgends hatte aber seine grenzenlose Herrschbegierde einen freiern Spielraum, als bei der Einmischung in die Angelegenheiten der europäischen Staaten und nie hat wieder ein Papst den Regenten so nach Belieben mitzuspielen versucht, als dieser, wobei er sich denn vorzüglich seiner Legaten als Unterhändler und Aufhetzer bediente. Bei dem Streit über die deutsche Kaiserwahl mußten sich die deutschen Bischöfe auf seine Veranstaltung für Otto IV. erklären und als dieser sich wieder sehr dreist dagegen setzte, daß Rom

und Italien von der Oberherrschaft der Deutschen befreit würden, krönte er eigenmächtig den Sohn des verstorbenen Kaisers Heinrich V, den siebzehnjährigen Friedrich II, der damals König beider Sicilien war. Aber keiner der europäischen Fürsten mußte den verwegenen Übermuth des Papstes auf eine so demüthigende Art empfinden, als der König von England, Johann ohne Land. Dieser weigerte sich nämlich, einen ihm von dem Papst aufgedrungenen Kardinal zum Erzbischof von Kanterbury anzunehmen; als aber Innocentius ihn deshalb mit Interdikt und Bann verfolgte, ja sogar die englische Krone an den König von Frankreich verschenkte, ließ Johann sich gutwillig finden, sein eigenes Reich aus des stolzen Prälaten Händen als ein Gnadengeschenk gegen einen jährlichen Lehnzins anzunehmen. Dieser schimpfliche Kleinmuth erregte aber den vollen Unwillen der Pairs des Reichs und sie entschlossen sich, den König zur Anerkennung der merkwürdigen Magna Charta zu zwingen, worauf sich, als auf das höchste Reichsgrundgesetz, die englische Freiheit und die Wohlfahrt der Britten bis in die neuesten Zeiten gestützt hat. — Die Nachfolger des Papstes bauten nun auf seinem despotischen System weiter fort. Bei ihrem unermüdeten Bestreben, sich von der weltlichen Macht unabhängig zu erhalten, konnten sie die damals entstandenen Bettelmönche als Unruhestifter in den europäischen Reichen am besten gebrauchen. Denn kein geistlicher Orden ist jemals dem päpstlichen Stuhl so ergeben gewesen, als es diese waren: sie besaßen keine Güter und Reichthümer, wodurch sie an das Interesse der weltlichen Regen-

ten gebunden worden wären und folgten daher unbedingt den Eingebungen der Päpste, denen sie ihre Existenz und Fortdauer verdankten, sobald sie sich ihres durch Vorlesungen und Predigten erlangten Einflusses auf Universitäten und unter dem gemeinen Volk zum Vortheil der päpstlichen Macht bedienen sollten. Besonders hatte Kaiser Friedrich II. allen seinen Muth und seine Klugheit nöthig, um während einer vier und dreißigjährigen Regierung im Kampf mit den Päpsten sein Ansehen aufrecht zu erhalten. Anfangs thaten sie ihn in den Bann, weil er das Gelübde, nach Palästina zu ziehen, nicht sogleich nach ihrem Willen erfüllen wollte und als er auch dieses gethan hatte, sprachen sie immer von Neuem den Bann über ihn aus und suchten ganz Italien, vorzüglich den Lombardischen Städtebund gegen ihn zu empören, weil er sich der Erweiterung ihrer Macht in Italien gar zu kräftig entgegensetzte. Keiner trieb aber seinen Übermuth gegen ihn weiter, als Papst Innocentius IV. Als ihn der Kaiser mit einem Krieg bedrohte, weil er den Bann nicht aufheben wollte, rettete sich der Papst nach Lyon in Frankreich und setzte dort auf einer Kirchenversammlung den Kaiser unter allerhand erdichteten Beschuldigungen eigenmächtig ab. So ungegründet nun auch die dort vorgebrachten Anschwärzungen und Verläumdungen waren, so wurde Friedrich dennoch von jetzt an in Deutschland und Italien als der ärgste Feind der Kirche und der Religion verschrieen; er konnte sich mit seinen getreuen Unterthanen wider die Gegenkaiser kaum behaupten und noch vor seinem Tode brach in Deutschland und Italien eine

förmliche Anarchie aus. Vorzüglich wurde Italien durch einen blutigen Bürgerkrieg auf das Äußerste zerrüttet, in welchem die Welphen für die päpstlichen, die Gibellinen für die kaiserlichen Rechte fochten. In Deutschland traten nach Friedrichs Tode die schrecklichen Verwirrungen des sogenannten Interregnums (1250—1273) ein, die besonders Papst Klemens IV. zum Vortheil des apostolischen Stuhls zu benutzen wußte. Es gelang ihm nämlich, Italien von Deutschland gänzlich loszureißen, indem er Neapel und Sicilien, die bisher die Schwäbische Kaiserfamilie besessen hatte, dem Herzog Karl von Anjou, einem Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, als ein päpstliches Lehen übergab. Der eifersüchtige Karl brachte es auch dahin, daß Friedrichs jüngster Sohn, der unternehmende Konradin von Schwaben, als der letzte Zweig des Hohenstaufischen Hauses, auf dem Markte zu Venedig öffentlich hingerichtet wurde und wenn sich auch der unmittelbare Antheil des Papstes an dieser Greuelthat nicht erweisen läßt, so ist es doch wenigstens ausgemacht, daß sie nicht ohne seine Bestimmung verübt wurde. Das traurige Interregnum erreichte erst sein Ende, als der seiner Tapferkeit, Klugheit und Menschenliebe wegen allgemein geschätzte und geliebte Rudolph, Graf von Habsburg, zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Er hatte aber mit der Demüthigung der übermüthigen Herzoge und Grafen seines Reichs und mit der Zerstörung ihrer Schlösser zu viel zu thun, als daß er nicht dem schlauen Papst Nikolaus III. den Besitz des ehemaligen Exarchats von Ravenna und alle seine übrigen Güter in Italien gern auf eine feier-

liche Art zugesprochen hätte. Dieser Papst war denn auch der Erste, der sich des schändlichen Nepotismus, oder der Vorsorge und Bereicherung seiner Anverwandten in einem hohen Grade schuldig machte — eines Lasters, das nach ihm auf dem päpstlichen Stuhl gleichsam einheimisch geworden ist. — Nach mehrern Päpsten, die kurz auf einander folgten und nichts von Bedeutung thaten, gelangte endlich (1294) Bonifacius VIII. auf den päpstlichen Thron. Er brachte zwar die despotischen Maximen eines Gregor VII. mit sich auf den Thron, aber nicht dessen Klugheit, sonst würde er seinen übermüthigen Stolz gegen Fürsten und Vornehme zu einer Zeit zurückgehalten haben, wo man hie und da schon sehr freimüthig über den päpstlichen Despotismus geurtheilt hatte. Aber es war wohl kein Wunder, daß einem Mann, bei dessen Krönung sich die Könige von Apulien und Ungarn so tief erniedrigten, daß sie ihm nicht nur das Pferd hielten, sondern auch bei Tische hinter seinem Stuhl aufwarteten, der schwache Kopf endlich schwindeligt werden mußte. Dafür bereitete er sich denn aber auch die schimpflichsten Demüthigungen, als er den König Philipp den Schönen von Frankreich eben so despotisch behandeln wollte. Der Papst hatte sich nämlich mancherlei Eingriffe in Philipps landesherrliche Rechte erlaubt. Er hatte sich zum Friedensvermittler zwischen ihm und dem König von England aufgeworfen, hatte ohne Wissen des Königs eine französische Abtei in ein Bißthum verwandelt und als Philipp einen neuen Krieg mit England anfangen wollte, wagte er es, der französischen Geistlichkeit durch seinen Le-

gaten in Frankreich die Unterstützung des Königs mit Gelde zum Behufe dieses Krieges förmlich zu untersagen. In mehrern Bullen ließ Bonifacius die stolzesten Äußerungen über seine Ohnfehlbarkeit, so wie über seine Oberherrschaft über alle menschliche Kreatur fliegen; aber der stolze Philipp antwortete ihm darauf in einer jetzt entstandenen, äußerst bittern Korrespondenz mit den beleidigendsten Ausdrükken über die Grenzen der päpstlichen Gewalt. Der König, der sich auf die Treue aller Stände seines Reichs verlassen konnte, gieng noch weiter und ließ nicht nur den päpstlichen Legaten in Frankreich mißhandeln, sondern auch auf einem Reichstage den Papst selbst der Laster der Ketzerei, Simonie und Bosheit anklagen, wobei zugleich auf eine feierliche Absetzung desselben durch eine allgemeine Kirchenversammlung gedrungen ward. Gleich darauf schikte Philipp seinen berühmten Kanzler Nogaret, der vor Luthern ohnstreitig der muthigste Gegner des päpstlichen Despotismusses war, mit Geld nach Italien. Dieser warb an Ort und Stelle, unter dem mächtigen Beistand der Familie der Kolonnen, die sich einen andern Papst wünschte, eine kleine Armee an, nahm den Papst gefangen und mißhandelte ihn mit einer solchen Härte, daß Bonifacius bald darauf in einem Anfall von Melancholie und Raserei starb. Und so hatte denn Europa, gerade zur Zeit des höchsten Flors der päpstlichen Macht, erfahren müssen, daß auch das Schrekken der ganzen christlichen Welt — der Papst besiegt und tief gedemüthigt werden könnte! Merkwürdig ist es noch, daß dieser Bonifacius VIII. zu der einfachen päpstlichen Krone

eine zweite hinzufügte, damit diese zweifache Krone das Symbol der doppelten, geistlichen und weltlichen Macht der Päpste sein möchte. Außerdem vermehrte er das päpstliche Gesetzbuch durch einen Zusatz der neuesten päpstlichen Dekretalen und ordnete auch noch das sogenannte Jubeljahr an, indem er (1300) den Befehl erließ, es sollte sich die ganze Christenheit beim Anfange eines neuen Jahrhunderts den apostolischen Segen von Rom holen und bei dieser Gelegenheit einen vollkommenen Ablaß erhalten. Er wollte dadurch nicht nur dem Aberglauben, sondern auch der apostolischen Kammer neue Nahrung zuführen, bis die spätern geldbedürftigen Päpste es einsahen, daß ein Jubeljahr auch alle funfzig, ja am Ende alle fünf und zwanzig Jahre gefeiert werden könnte. Nach dem Tode des Bonifacius erfolgte nun auf jene Erschütterung der bis dahin unerschütterlichen päpstlichen Macht ein gefährlicher Stoß nach dem andern. Auf der einen Seite schöpften die von Rom aus verfolgten strengen Franziskaner oder Spiritualen aus der Apokalypse die bittersten und verrufensten Schmähungen, um die Päpste, die über die Regel des heiligen Franziskus zu klügeln wagten, bei dem großen Haufen in den Ruf der Ketzerei zu bringen, auf der andern traten jetzt die Könige von Frankreich als die Zuchtmeister der Päpste auf. Der schlaue Philipp wußte den Erzbischof von Bourdeaux, der ihm seine Erhebung auf den apostolischen Stuhl unter dem Namen Klemens V. verdankte, dahin zu bereden, daß er (1305) den päpstlichen Stuhl nach Avignon verlegte, weil er dort in Frankreich in mehrerer Ruhe und Achtung leben

könnte, als unter den wankelmüthigen Italienern. Die spätern Päpste haben diesen voreiligen Entschluß einer Verlegung der Residenz sehr bereuen müssen, denn nun sahen sie sich nothgedrungen, den französischen Königen, in deren Macht sie waren, ganz nach Gefallen zu leben; in Rom entstanden während ihrer Abwesenheit immer neue politische Partheien und durch die kleinen Tyrannen, die dort auftraten, wurde den Päpsten von dem Kirchenstaat ein Stück nach dem andern entrissen. Mit Recht haben daher die italienischen Schriftsteller diese Art der Gefangenschaft der Päpste in Frankreich, die zwei und siebenzig Jahre dauerte, das babylonische Exil derselben genannt. Schon Klemens V. mußte, als eine Kreatur des französischen Hofes, über den Streit zwischen Philipp und Bonifacius eine Amnestie verbreiten und nach des Königs Wunsch wider seinen eigenen Willen die Aufhebung des Tempelherrenordens genehmigen. So wie er machten sich nun alle seine Nachfolger vorzüglich dadurch bei der Geistlichkeit verhaßt und bei den Laien verächtlich, daß sie auf eine Menge niedriger Mittel des Gelderwerbes bedacht sein mußten, weil man bei dem anarchischen Zustande in Italien, besonders in Rom selbst, ihre dortigen Einkünfte an sich behielt. Es wurden nun den Christen förmliche Taxen auferlegt, hie und da der Zehnte von den Kirchengütern erhoben und vor allen Dingen der ärgerliche Ablaßkram immer höher getrieben. So wie von jetzt an die Simonie, oder der Verkauf der geistlichen Stellen ein ganz gewöhnliches Laster der Päpste wurde, so ließen sie sich nun auch von einem Bischof oder Abt

die Einkünfte des ersten Jahrs, oder die sogenannten Annaten bezahlen. Überhaupt suchten sie die geistlichen Ämter nur immer mit ihren Kreaturen zu besetzen und diesen die Präbenden zuzuweisen, indem sie noch vor einer Vakanz dem wählenden Kapitel den Kandidaten, den sie in Petto hatten, durch eine besondere Bulle zu empfehlen pflegten. Der Kandidat mußte ihnen alsdann für die erhaltene Anwartschaft bezahlen und daraus entstanden die sogenannten Exspektationen, Reservationen und Provisionen. Keiner trieb aber wohl dieses merkantilische Gewerbe bis zu einem größern allgemeinen Ärgerniß, als Papst Johann XXII., der sich nicht nur hiedurch, sondern auch durch sein unkluges Betragen gegen Kaiser Ludwig V. von Baiern und durch seine unvorsichtige Äußerung über das Anschauen Gottes überall verächtlich und verrufen machte. Daher mußte er denn auch von den Juristen, so wie von den strengern Franziskanern die kühnsten Angriffe erfahren. Nach seinem Tode fand man bei diesem Geizhals einen ungeheuern Schatz von fünf und zwanzig Millionen Gulden und von Kostbarkeiten aller Art, die er zusammengescharrt hatte. Ihm gab Klemens VI. an Herrschsucht und Geiz nichts nach. Er schleuderte einen schrecklichen Kirchenbann über Kaiser Ludwig und wußte dessen Nachfolger Karl IV., dem er zur Wahl behülflich gewesen war, von sich abhängig zu machen. Ferner kaufte er Avignon an sich und ließ sich durch nichts bewegen, nach Italien, wo die Verwirrung immer höher stieg, zurückzukehren. Gerade jetzt trug in Italien zur Verachtung der Klerisei überhaupt und besonders zur Herab-

ſetzung des Anſehens der Päpſte, das nicht wenig bei, daß Männer von Talenten und Gelehrſamkeit ihren Scharfſinn, ihre Satire und ihren durch das Studium der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker ausgebildeten Geſchmack dazu benutzten, um in geſchmackvollen italieniſch geſchriebenen Werken ihre Landsleute entweder über die Mängel in der Staatsverfaſſung und im Kirchenregiment aufzuklären, oder die Unmoralität der Geiſtlichkeit, ſelbſt der Päpſte, ſo wie die Albernheiten des Reliquienkrams, der Ohrenbeichte, des Fegefeuers u. ſ. w. dem Spott und der Verachtung aller guten Köpfe Preis zu geben. Das Erſtere that der, nicht bloß als Dichter ſo berühmte Petrarka, der zweite der als Satiriker und Komiker ſo allgemein beliebte Bokkaz. Die Päpſte mußten es alſo nun immer mehr erfahren, daß gerade in Italien ihr Anſehen tiefer und tiefer ſank, und daß ſogar die unruhigen Florentiner ihnen das ganze Exarchat zu entreißen drohten. Aber ſolche dringende Motive konnten ſie doch nicht eher zur Rückkehr bewegen, als bis Gregor XI., auf Zureden der Schwärmerin Katharina von Siena, die damals für eine große Prophetin galt, endlich einmal (1377) wieder auf immer ſein Hoflager in Rom nahm. Aber jetzt wurde durch dieſen Schritt das Übel nur noch ärger gemacht, als es ſchon vorher geweſen war. Als Gregor im folgenden Jahre ſtarb, erhob ſich unter den Kardinälen ein äußerſt bedenklicher Streit über die neue Papſtwahl, der das berüchtigte große Schisma des römiſchen Stuhls und der ganzen abendländiſchen Kirche zur Folge hatte. Die Kardinäle, die auf Seiten der

Römer waren, wählten nämlich einen Römer, der dann auch in Rom residirte, die übrigen französisch-gesinnten einen Franzosen, der sich Avignon zu seinem Aufenthalt wählte. Nun hatte denn also die Kirche statt des Einen Oberhaupts deren zwei und ganz Europa — Regenten und Bischöfe, Universitäten und Kirchen, Juristen und Theologen, Gelehrte und Ungelehrte theilten sich von jetzt an funfzig Jahre hindurch in zwei oder drei Partheien, je nachdem die auf keinem Wege wieder zu vereinigenden Kardinäle nach dem Tode eines Papstes zwei oder drei neue wählten. Die Ruhe von Europa erhielt durch diese Zersplitterung einen mächtigen Stoß, aber mehr noch das Gebäude der päpstlichen Hierarchie. Gerade während der ärgsten Gährung fing man an, in der Geschichte über die vermeintlichen Rechte der Päpste Nachforschungen anzustellen, und die witzigen Köpfe machten die Zänkereien der verschiedenen Partheien zum Gegenstand ihrer Satire. Besonders ward aber der große Haufe der Christen gegen Seegen und Fluch der Päpste allmälig gleichgültiger, denn sie thaten sich ja unter einander selbst in den Bann und wen der eine Papst segnete, den fluchte der andre. Die Fürsten faßten endlich einmal wieder den Muth, aus den Sklaven der Päpste ihre Herren und Richter zu werden und jedermann gelangte zu der wohlthätigen Einsicht, daß die Kirche denn am Ende auch wohl ohne ein sichtbares Oberhaupt bestehen könnte. Bei dem allen wurde aber doch auch der Wunsch nach einer baldigen Beilegung des Streits immer lebhafter. Die Universitäten, besonders die zu Paris, die sich durch ihr Gutachten

einen bedeutenden Einfluß verschafft hatten, thaten den Vorschlag, es sollte einer der Päpste des lieben Friedens wegen freiwillig resigniren. Da aber keiner von ihnen edel genug dazu dachte, der Kirche ein solches Opfer zu bringen, so suchte man die längst vergessene Lehre von der Unterwürfigkeit der Päpste unter einer allgemeinen Kirchenversammlung wieder hervor. Die Universitäten sprachen den Kardinälen wirklich das Recht zu, zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens eine Universalsynode auszuschreiben; aber für jetzt konnten diese noch immer zu keinem festen Entschluß kommmen.

Jene ärgerlichen Zänkereien unter den Päpsten, der Druck von Seiten des geldgierigen Klerus und das Elend der Dummheit und des Aberglaubens, worin die Laien jetzt seufzten, weckte hie und da einen Mann von Muth und Talenten, um sich dem reißenden Strom entgegenzustellen. Unter denjenigen Männern, die als Vorgänger Luthers, als Reformatoren vor Luthern angesehen zu werden verdienen, steht Johann Wiklef (Wiklif, Wikliff) obenan. Er wurde in dem Flekken Wiklef im nördlichen England geboren, studirte späterhin in Oxford mit großem Eifer Philosophie und Theologie und erhielt in beiden Fakultäten die Doktorwürde. Aber sein guter Kopf warf sehr bald die Fesseln des scholastischen Subtilitätenzwanges ab, und mit Hülfe eines unbefangenen Bibelstudiums gelangte er sehr bald zu der ächten evangelischen Freiheit im Denken. Dabei verschaffte er sich eine gründliche Kenntniß des bürgerlichen und kanonischen Rechts, und studirte die Gesetze seines Vaterlandes mit so vielem Fleiß, daß

er sehr bald in den Ruf einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, so wie der Religiosität und einer unerschrokkenen Wahrheitsliebe kam. Zuförderst trat er (1360) als ein Gegner der Bettelmönche öffentlich auf, weil sich diese seit mehrern Jahren die gröbsten Eingriffe in die Rechte der Universität erlaubt und auch ihn persönlich beleidigt hatten. Da er nun in einer bittern Streitschrift gegen sie sogar des Papstes nicht schonte und späterhin auch seinen König Eduard III. geschickt zu vertheidigen wußte, als sich dieser den Peterspfennig ferner zu entrichten weigerte, nahm ihm der Erzbischof von Kanterbury sein Aufseheramt bei einem Seminario der Universität. Aber gerade durch den blinden Widerstand, den er bei der Klerisei des Reichs fand, wurde seine ganze Kraft und sein tief dringender Untersuchungsgeist bis zu dem Grade angeregt, daß er bei seinen dreisten Angriffen auf das hierarchische und dogmatische System der herrschenden Kirche einem Luther und Zwingli an Muth und Stärke gleich kam, ohne dabei eben so, wie sie, von dem Glükke begünstigt zu werden. Die Lieblingsmaterien bei seinen theologischen Vorlesungen in Oxford waren: die Intriguen des römischen Hofes, den er bei einer Gesandschaft in Rom aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, die Sittenlosigkeit der Mönche und die Schwelgerei der Bischöfe. Er sprach der Klerisei alle weltliche Jurisdiktion ab und dagegen den Regenten das Recht zu, den Geistlichen ihre Güter zu nehmen, sobald sie einen Mißbrauch davon machten. Nach solchen freimüthigen und gefährlichen Äußerungen brachte es zwar Gregor XI. dahin, daß sich Wiklef auf einer

Kirchenversammlung zu London stellen mußte, aber er vertheidigte sich dort mit Unerschrokkenheit und entging für dieses Mal der Gefahr durch den mächtigen Beistand des Herzogs von Lankaster und anderer Großen des Reichs. Ein Glück für ihn war es, daß gerade damals das große Schisma in der abendländischen Kirche ausbrach, welches nicht nur seinen Prozeß in die Länge zog, sondern auch seinen Ideen über die höchstnöthige Verbesserung der Kirchenverfassung und der herrschenden Dogmatik eben so schnellen Eingang verschaffte, als seine Schriften unter seinen vielen Schülern von Hand zu Hand gingen. Er verwarf hier überdieß noch die seit fünf Jahrhunderten tief eingewurzelte Transsubstantiationslehre und behauptete dagegen die figürliche Gegenwart Christi im Abendmahl, drang dabei auf innere Gottesverehrung und auf das praktische Christenthum, eiferte gegen Absolution und Ablaßkram, gegen den Reliquiendienst und die unnütze Menge der Festtage und sagte es laut, daß sich der wahre Ketzer nur im Leben, nicht aber in Meinungen zeigen könne. Was ihn aber bei dem Klerus so verhaßt machte, war sein unaufhörliches Eifern gegen die Reichthümer desselben und sein Bestreben, den Fürsten ihre oberherrlichen Rechte in kirchlichen Angelegenheiten zu retten. Auf Betrieb der Klerisei und der Bettelmönche wurde er endlich auf zwei Synoden zu London und zu Oxford als ein Ketzer verdammt; aber ob er gleich Oxford verlassen mußte, so lebte er doch bis an sein Ende (1387) als Pfarrer zu Lutterwerth, verschaffte sich immer mehr Freunde und Anhänger und nahm bei allen Ver-

nünftigen das Lob eines helldenkenden, scharfsinnigen und freimüthigen Mannes mit sich ins Grab. Nach seinem Tode wurden zwar seine Anhänger in England, denen man dort den Spottnamen der Lollharden beilegte, fast ganz ausgerottet; aber Wiklef hatte doch bei seinem Leben der Hierarchie so manche tödtliche Wunde beigebracht, unter andern auch dadurch, daß er durch seine englische Bibelübersetzung der Bibel mehr allgemeinen Gebrauch bei seinen Landsleuten verschaffte. Sein Andenken und seine Ideen wirkten auch noch nach seinem Tode in größern Kreisen, denn durch seine vielen Schriften, die bald auch in andre Sprachen übersetzt wurden, verbreiteten sich seine freimüthige Äußerungen bis über das Meer hin. Seine in England aufs Äußerste verfolgten Schüler flüchteten sich nach andern Ländern und am Ende des vierzehnten Jahrhunderts fand man schon in mehrern Gegenden Europens Wiklefiten, besonders in Böhmen.

Die Wiklefitischen Unruhen waren nicht längst erst beigelegt, als man endlich mit Ernst darauf dachte, auch dem großen Schisma in der abendländischen Kirche ein Ende zu machen und dadurch Einigkeit und Ordnung in der zerrütteten Gesellschaft wieder herzustellen. Auf das Gutachten der Universitäten kamen nun also (1409) die Kardinäle in Pisa zusammen, und erwählten dort im Beisein einer großen Menge von Bischöfen, Prälaten, Äbten, Abgesandten der meisten europäischen Regenten und von Doktoren der Universitäten einen neuen Papst im Namen der ganzen katholischen Kirche. Aber die beiden alten Päpste waren zu keiner Ab-

dankung zu zwingen, und so erhielt die aufs äußerste zerrüttete Kirche statt zweier Päpste nun gar drei. Außerdem war nun schon seit mehrern Jahren eine sogenannte Reformation an dem Haupt und an den Gliedern von der ganzen Christenheit sehnlichst gewünscht worden, indem man darauf drang, daß die bei der hohen und niedern Geistlichkeit eingeschlichene Mißbräuche endlich einmal abgestellt werden möchten; aber hier in Pisa war an ein so wohlthätiges Unternehmen noch gar nicht zu denken. — Es vergingen nun wieder fünf Jahre, bis man es einsahe, daß von einer allgemeinen Kirchenversammlung denn doch noch immer die meiste Hülfe zu erwarten wäre, nur brauchte man dieses Mal die größere Vorsicht, daß Kaiser Siegismund den Papst Johann XXIII. dahin bewog, unter höchster, geistlicher und weltlicher Autorität (1414) die berühmte Synode zu Kostniz zu Stande zu bringen. Beide Machthaber waren auch in eigener Person zugegen; aber so wie dem Papst schon der Ort der Versammlung nicht anstand, so verdroß es ihn noch mehr, daß man die Versammlung selbst nicht als eine Fortsetzung der Pisanischen ansehen und durchaus nach den vier Nationen, der italienischen, deutschen, französischen und englischen, nicht aber nach den einzelnen Stimmen votiren wollte. Nachdem seine beiden andern Gegenpäpste feierlich abgesetzt worden waren und er selbst freiwillig resignirt hatte, beging er die Thorheit, dennoch zu entfliehen, um als Papst aus der Ferne wirken und Unordnung und Zwiespalt in die Versammlung bringen zu können. Aber das gelang ihm nicht; vielmehr wurde

nun die berühmte Verordnung festgestellt, die dieser Versammlung ewig zur Ehre gereichen wird, „daß jede allgemeine Kirchenversammlung über den Papst erhaben und dieser ihren Aussprüchen nothwendig unterworfen sei.“ Johann selbst, der sich auf eine förmliche Vorladung nicht stellen wollte, wurde nun vermöge siebenzig Anklagepunkte feierlich abgesetzt. Man wählte einmüthig Martin V. zum neuen Papst, und unter ihm schien denn endlich einmal der so lang ersehnte Kirchenfrieden wieder hergestellt zu sein. Aber der neue Papst riß auch sogleich den Vorsitz auf der Synode an sich, wußte die Abgesandten der verschiedenen Nationen so uneinig unter einander zu machen, daß sich die Versammlung (1418) wieder trennte, ohne an die Reformation an dem Haupt und an den Gliedern Hand anlegen zu können. — So männlich fest und ehrwürdig sich nun auch diese Kostnizer Synode dem päpstlichen Übermuth entgegenstellte, so empörend und niedrig war die Härte, die sie gegen einen sogenannten Ketzer bewies. Gerade Böhmen war von jeher das Land gewesen, wo sich noch das meiste Licht und die meiste Freiheit im Denken erhalten hatten, welche nicht nur durch Albigenser und Waldenser, sondern auch durch Wiklefitische Flüchtlinge bis jetzt unterhalten und gestärkt worden waren. Die vom Kaiser Karl IV., nach dem Muster der Pariser, gestiftete Universität zu Prag übertraf ihre Mutter bald in der Aufklärung, und besonders gab es hier mehrere helldenkende Prediger, die laut und dreist gegen das Sittenverderbniß der Klerisei, gegen die Gebrechen der Hierarchie und gegen die Anmaßungen der Bet-

telmönche sprachen. Vorzüglich war es aber Ein Mann, der die erste Veranlassung zu den schrecklichen Religionsunruhen in Böhmen gab, die nach seinem Tode mehr durch seine Freunde betrieben wurden, als er bei seinem Leben einen unmittelbaren Antheil daran gehabt hatte — Johann Huß. Er war in dem böhmischen Dorfe Hussinecz, von dem er hernach den Namen adoptirte, von armen Eltern geboren worden. Nach dem Tode seines Vaters wußte die arme Mutter dennoch Mittel zu finden, ihn in Prag studiren zu lassen, wo er sich bald durch Fleiß und unbescholtenen Wandel so auszeichnete, daß er schon in seinem drei und zwanzigsten Jahre Bakkalaureus der Philosophie und drei Jahre später Magister ward. Mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts ernannte man ihn zum Prediger bei der Kapelle Bethlehem in Prag, wo nach dem Willen des Stifters täglich eine Predigt in böhmischer Sprache gehalten werden mußte. Er blieb aber daneben Professor und Beichtvater der Königin und erhielt am Ende sogar das Rektorat der Universität. Durch seine Strenge in der Lebensart, so wie durch seine Sanftmuth und Herablassung zu den niedrigsten Menschen setzte er sich in große Achtung. Als Wiklefs Schriften durch die Übersetzung des Hieronymus von Prag auch in Böhmen bekannt wurden, wählte sich Huß dieselben zu seiner Lieblingslektüre und wurde für die darin vorgetragenen Wahrheiten so enthusiastisch eingenommen, daß er nun von dem Katheder und von der Kanzel herab gegen das schlechte Kirchenregiment und gegen das ärgerliche Leben der Klerisei

eiferte. Der Beifall, den Huß mit seinen Predigten einärntete, weckte vorzüglich den Neid des Erzbischofs von Prag gegen ihn; er untersagte ihm seiner dreisten Äußerungen wegen das Predigen und ließ alle Schriften Wiklefs, die er nur habhaft werden konnte, öffentlich verbrennen. Da nun Huß bei seinem eigenen Landesherren, dem Könige Wenceslaus, der sich in solche Händel nicht mischen wollte, kein Gehör fand, so appellirte er nach Rom. Aber Papst Johann XXIII. belegte ihn mit dem Bann, weil ihn der böhmische Klerus schon als einen argen Ketzer angeschwärzt hatte und da Huß dennoch nicht aufhörte, die Gebrechen der Geistlichen an das Licht zu ziehen, mußte er in einigen Jahren zweimal aus Prag entfliehen. Was ihn jetzt besonders schützte, war der Beifall des großen Haufens, den er vorzüglich dadurch für sich und seine gute Sache gewonnen hatte, daß er den dem Volke so anlächelnden Satz behauptete, die Zehnten wären zeitliche, menschliche Stiftungen und könnten unwürdigen Geistlichen von ihren Landesherren wieder abgenommen werden. Um diese Zeit war nun die Versammlung zu Kostniz zusammengekommen und nachdem die versammelten Väter die Gebrechen der herrschenden Kirche mit wahrhaft männlichem Muth gerügt hatten, ward auch an Huß in Prag gedacht. Er sollte hier auf Kaiser Siegismunds eigenen Befehl erscheinen, um sich von dem Vorwurf zu reinigen, als sei er von der heiligen, allein-seligmachenden, katholischen Kirche abgefallen. Er erhielt des Kaisers Ehrenwort, oder einen sogenannten kaiserlichen Geleits- und Sicherheitsbrief, daß

ihm weder auf dem Wege nach Kostniz, noch in Kostniz selbst Gewalt angethan werden sollte; und was hatte er auch zu fürchten, da er in keinem theoretischen Lehrsatz von dem Glaubenssystem der herrschenden Kirche abgewichen war, sondern nur eben so, wie die Synode selbst, den verderbten Zustand der Hierarchie und des Klerus mit Freimüthigkeit gerügt hatte? Aber zu seinem Unglück fand er in Kostniz viele seiner Feinde, die ihm den Untergang geschworen hatten: die Nominalisten, die ihn als einen eifrigen Realisten haßten, die Deutschen, deren Ruhm durch ihn auf der Universität Prag verdunkelt wurde und die Priester, die durch seine bittern Ausfälle auf den geistlichen Stand tief beleidigt worden waren. Man spiegelte also dem schwachen Siegismund vor, daß Huß am Ende wohl gar noch einen gefährlichen Aufruhr in Böhmen anzetteln könnte, man machte ihn taub gegen die Stimme seines Gewissens und gegen die Bittschriften der böhmischen Stände, indem man ihm versicherte, daß das einem Ketzer gegebene Wort nicht gehalten zu werden brauchte — und so wurde denn Huß wider kaiserliches Wort ins Gefängniß geworfen! Nun sollte also der unschuldige Mann sich selbst als Ketzer anklagen, weil sich die Versammlung, in dem stolzen Gefühl ihrer Untrüglichkeit, auf keine Erörterung seiner vorgeblichen Ketzereien einlassen wollte. Um indessen doch einigen Vorwand gegen ihn zu haben, wurden vor allen Dingen Wiklefs Schriften, aus denen er sein Gift gesogen haben sollte, öffentlich verbrannt und der gute Name des Verstorbenen noch im Grabe schrecklich verlästert. Alsdann faßte man

den gemeinschaftlichen Beschluß, daß da sichs verlauten ließe, wie einige verwegene Priester in manchen Gegenden auch den Laien den Kelch austheilten, künftighin ein jeder als Ketzer angesehen und behandelt werden sollte, der gegen den Satz, daß den Laien der Kelch im Abendmahl nicht gereicht werden dürfe, etwas einzuwenden haben würde. Denn obgleich Christus selbst und alle Lehrer der ersten christlichen Kirche das Abendmahl unter beiden Gestalten gefeiert hätten, so streite jenes Verfahren dennoch gegen einen löblich eingeführten Gebrauch in der katholischen Kirche. Nun hatte Huß zu seinem Unglück noch im Gefängniß in einer besondern Schrift den Satz vertheidigt, daß den Laien beim Abendmahl der Kelch gereicht werden müsse, weil während seiner Abwesenheit von Prag ein dort sehr angesehener Prediger, Jakobellus von Misa, unter allgemeinem Beifall sich entschlossen hatte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten auszutheilen. So sollte denn also Huß nicht nur als Wikleſit, sondern auch als Vertheidiger einer Neuerung in der Abendmahlslehre feierlich widerrufen, aber seine Feinde konnten weder durch Drohungen und Versprechungen, noch durch die Qualen des Gefängnisses, noch durch das betäubende pöbelhafte Geschrei, das sie bei seinem jedesmaligen Erscheinen in der Versammlung erhoben, den bis in den Tod unerschrokkenen Mann zum Widerruf zwingen. Er ward also endlich (am sechzsten July 1415) unter mancherlei Schmähungen und Beschimpfungen auf einem Scheiterhaufen bei Kostniz als Ketzer öffentlich verbrannt. Er starb als ein christlicher Held, betete noch im Feuer und soll

da die prophetischen Worte gesprochen haben: „nach hundert Jahren werdet ihr Gott und mir Rechenschaft ablegen!“ Die Asche des gefährlichen und gefürchteten Mannes wurde sorgfältig aufgesammelt und in den vorüberfließenden Rhein gestreut. — Aber die Bischöfe, Priester und Mönche, die auf die Art — aus blinder Rachsucht über das durch ihn eingebüßte Ansehen beim Volk — einen unschuldigen Mann hingeopfert hatten, mußten ihre himmelschreiende Grausamkeit frühe genug bereuen. Hussens Hinrichtung war allerdings nicht die einzige Quelle der jetzt in Böhmen ausbrechenden Unruhen und des sogenannten Hussitenkrieges, sondern dadurch kam nur erst ein Feuer zum Ausbruch, das schon seit der Stiftung des Christenthums in jenem Lande unter der Asche geglimmt hatte. Die Böhmen konnten sich nie an den Despotismus und an das Ritual der lateinischen Kirche gewöhnen, konnten nie aus freiem Willen ihre Nakken unter das päpstliche Joch beugen, weil ihnen das Evangelium zuerst durch griechische Missionarien gepredigt worden war und überdieß ihr Land von jeher den kühnsten Gegnern der Hierarchie zum Zufluchtsort gedient hatte. Ein solcher war z. B. auch der berühmte Hieronymus von Prag, der etwa ein Jahr nach Hussens Verbrennung mit seinem vertrauten Freunde einerlei Schicksal theilen mußte. Er hatte fast auf allen damals blühenden Universitäten studirt und sich besonders in Oxford mit Wiklefs Schriften bekannt gemacht. Er war gerade in Prag anwesend, als Huß öffentlich auftrat; sie wurden Freunde, nur mußte Hieronymus seinem Freunde eben so sehr an

weiser Mäßigung nachstehen, als er diesen wieder an Talenten und Gelehrsamkeit übertraf. Wider Hussens eigenen Willen folgte er diesem nach Kostniz; als ihm aber das sichere Geleit verweigert wurde, suchte er in einem Anfall von Feigheit wieder nach Böhmen zu entfliehen. Man nahm ihn indessen gefangen und er ließ sich durch die unbeschreiblichen Leiden im Gefängniß wirklich zum Widerruf zwingen. Aber gleich darauf kehrte auch wieder seine ehemalige Geistesstärke zurück; er verdammte seinen eigenen Wiederruf, blieb ein ganzes Jahr hindurch bei seiner festen Entschlossenheit und zeigte in den Verhören eine oft sogar scherzende Heiterkeit des Gemüths. Endlich bestieg er den Scheiterhaufen mit der größten Willigkeit und Geistesfreudigkeit und selbst seine Feinde in Kostniz mußten eben so sehr seine Beredsamkeit in den Verhören, als seine Standhaftigkeit im Tode bewundern. Das Schicksal dieser beiden Märtyrer machte nun in ganz Böhmen eine unbeschreibliche Sensation, und weder Siegismunds Ermahnungen, noch Martins V. Bullen, noch die Verdammungsurtheile der Kostnizer Synode konnten den allgemein ausbrechenden Aufruhr in seiner Geburt erstikken. Hussens Freunde feierten seinen Sterbetag, ließen ihm zu Ehren Gedächtnißmünzen schlagen und hielten feierliche Umzüge mit dem Kelch. Besonders hatten sie sich einen hohen Berg zu ihren gottesdienstlichen Zusammenkünften ausersehen, den sie den Thabor nannten, weil sie dort eben so unter Gezelten kampirten, wie die hebräische Amazone Debora auf dem paläſtinensischen Thabor mit ihrem Heer kampirt hatte (Buch der Richter IV). An die

Spitze der Mißvergnügten stellte sich ein gewisser Nikolaus von Hussinecz, Besitzer des Flekkens, worin Huß geboren worden war. Der damalige böhmische König Wenceslaus ließ zwar die Beschlüsse der Kostnizer Synode gegen die Anhänger Hussens in Prag publiciren, aber nun brach auch dort und in ganz Böhmen eine förmliche Rebellion aus. Wenceslaus starb um diese Zeit an einem Schlagfluß und sein Nachfolger, Kaiser Siegismund, stellte den Aufrührern seine zahlreichen Heere eben so fruchtlos entgegen, als der Papst sie vergebens mit Bann und Kreuzzügen bedrohte. Und so fing nun (1420) ein mörderischer Ausrottungs- und Bürgerkrieg an, in welchem der tapfere Edelmann Johannes Ziska, der anfangs einäugig und hernach ganz blind war, an der Spitze seiner treuen Böhmen gegen Kaiser und Papst sechs so wüthende Feldzüge führte, daß man endlich die Rebellen ihrem eigenen Schicksal überlassen mußte. Zum Unglück für die Hussiten konnte Ziska, sosehr auch sein Name in den Ohren seiner Feinde ein Donnerwort geworden war, es doch nicht verhüten, daß sich nicht eine Menge von Raubgesindel unter sie eingemischt hätte und so streng er auch gegen diese verfuhr, so entstanden doch zwei große Partheien unter seinen Anhängern. Die sogenannten Kalixtiner waren die gemäßigten, die bloß auf das Abendmahl unter beiderlei Gestalten, auf Lehrfreiheit, Einschränkung des Klerus und Einführung einer strengern Kirchenzucht drangen, ohne dabei den Umsturz der ganzen Kirchenverfassung und eine Abänderung der Religion ihrer Väter zu fordern. Das verlangten aber die soge-

nannten Thaboriten: mit dem Schwert in der Hand wollten diese auf den Ruinen des päpstlichen Reichs ein neues Religionsgebäude errichten, in welchem Alles unter Christi unmittelbarer Direktion stehen und durch seine Eingebungen regiert werden sollte. Ziska starb schon im vierten Jahre des Krieges, und nun trat ein gewisser Andreas Prokopius Rasa an die Spitze der Hussiten, besonders von der gemäßigten Parthei. Das Morden, Sengen und Plündern, vorzüglich von Seiten jener Fanatiker nahm endlich so überhand, auch Mähren, Schlesien und Meißen wurden von der Seuche des Aufruhrs angesteckt, so daß das damals gerade versammelte Koncilium zu Basel mit den Hussiten in Unterhandlungen treten mußte. Nach mancherlei vergeblichen Versuchen zur friedlichen Beilegung des blutigen Kampfs sahe sich die Versammlung endlich genöthigt, der Kostnizer Synode, die den Gebrauch des Kelchs beim Abendmahl für eine Ketzerei erklärt hatte, in so fern geradezu zu widersprechen, als in den sogenannten Kompaktaten oder Friedensverträgen (von 1434) den Priestern in Böhmen und Mähren erlaubt ward, das Abendmahl allen, die es verlangten, unter beiderlei Gestalten auszutheilen, sobald sie nur den Satz hinzufügten, daß Jesus Christus in jeder der beiden Gestalten ganz gegenwärtig sei. Nun richteten die Kalixtiner im Bunde mit den Katholiken ihr Schwert gegen die strengern Thaboriten, die von jetzt an so schreckliche Niederlagen erlitten, daß endlich nach zwei Jahren der Friede zu Stande kam. Die bedeutenden Ueberreste der Hussiten haben sich, unter dem Spottnamen der Pikkarden, bis auf

Luthers

Luthers Zeiten erhalten und mit dessen Anhängern gemeinschaftliche Sache gemacht. Unter dem Namen der böhmischen oder mährischen Brüder sind sie noch bis auf den heutigen Tag in Pohlen und in mehrern europäischen Ländern zu finden.

Ehe noch die zu Kostniz versammelten Väter auseinander gingen, waren sie schon damals unter sich übereingekommen, daß zur Abstellung der Mißbräuche in der Kirche, sobald als möglich, eine neue Versammlung gehalten werden sollte. Aber die schlauen Päpste, die es nun erfahren hatten, was man gegen sie unternehmen konnte, wenn man nur erst ernstlich wollte, wußten die Ausführung jenes Projekts länger, als zwölf Jahre hindurch, glücklich hinzuhalten. Unterdessen wurde aber die Sehnsucht nach einer Reformation an dem Haupt und an den Gliedern in der ganzen abendländischen Kirche, besonders in Deutschland, so laut und so dringend, daß endlich (1431) auf Kaiser Siegismund Betrieb eine Synode zu Basel zu Stande kam. Man griff die Sache sogleich mit männlichem Ernst an: der päpstliche Hofstaat, die Anzal der Kardinäle, die Appellationen nach Rom wurden merklich eingeschränkt und man war im Begriff, die Annaten, Palliengelder, Provisionen und was es von dergleichen neuerfundenen Künsten der päpstlichen Habsucht mehr gab, für unrechtmäßig zu erklären, ja man wollte schon den hartnäkkigen Papst Eugenius IV., nach dem zu Kostniz aufgestellten Grundsatz, dem Ausspruch des Koncilii unterwerfen. Aber zum Unglück für die Freiheit der deutschen Kirche, starb der unermüdetthätige Siegismund sechs Jahre nach dem Anfang der Ver-

sammlung und ob nun zwar der Papst wirklich abgesetzt war, so liebte doch der neue Kaiser Friedrich III. die Ruhe und den Frieden zusehr, als daß er sich nicht von dem schlauen Eugen hätte hinter das Licht führen lassen. Bis jetzt waren die deutschen Churfürsten bei dem neuen päpstlichen Schisma neutral geblieben, aber ein gewisser Aeneas Sylvius, ein gebohrner Italiener, der ausgerüstet mit allen Künsten der päpstlichen Politik als kaiserlicher Gesandter nach Rom gegangen war, wußte das deutsche Reich mit Eugen so ganz und gar auszusöhnen, daß es diesen noch vor seinem Tode für den rechtmäßigen Papst anerkannte. Auf diesen ersten Schritt einer unüberlegten Nachgiebigkeit ließ Kaiser Friedrich den zweiten folgen, daß er (1448) zu Aschaffenburg mit Papst Nikolaus V. die berüchtigten Konkordate der deutschen Nation schloß. Die alten, so lange geführten Beschwerden über die Päpste wurden hier an ihren Ort gestellt, denn durch jene Verträge haben die päpstlichen Annaten und Provisionen in der deutschen Kirche bis auf den heutigen Tag förmliche Rechtskraft erhalten. Und als nun im folgenden Jahr die Synode zu Basel wieder auseinander ging, da wurde es dem Papst nicht schwer, alle ihre übrigen Beschlüsse zu genehmigen, weil er in der Hauptsache, in der Bereicherung der apostolischen Kammer, denn doch nichts eingebüßt hatte. Die Abgaben, die die Deutschen für Annaten, Palliengelder u. s. w. nach Rom hin bezahlen mußten, blieben dieselben, die deutschen Bißthümer und Erzbißthümer wurden im Grunde vor wie nach von Rom aus besetzt und der Papst erhielt überdieß noch

durch die Einrichtung der sogenannten päpstlichen Monate das Recht, in den alternirenden Monaten auch die übrigen Pfründen zu vergeben, wenn nicht einzelnen Erzbischöfen und Bischöfen dieses Recht durch besondre Indulte überlassen worden war. So sahen sich also die armen Deutschen in ihrer angenehmen Hofnung auf eine endliche Einschränkung der päpstlichen Habsucht abermals sehr bitter getäuscht. Desto besser wußte Frankreich die Dekrete der Basler Synode zu seinem Vortheil zu benutzen. Unter König Karl VII. wurde auf einer Kirchenversammlung zu Bourges festgesetzt: der Papst sei dem Urtheil einer allgemeinen Kirchenversammlung unterworfen und daher sollte er für die Zukunft weder einen Einfluß auf die Wahlen zu den geistlichen Stellen haben, noch fernerhin Annaten aus Frankreich ziehen dürfen. Auch sollte von jetzt an nicht mehr, mit Übergehung der weltlichen Gerichtsstellen, nach Rom hin appellirt werden. Man nennt diese Beschlüsse die pragmatische Sanktion von Bourges, die von jeher als die Grundlage der Gallikanischen Kirchenfreiheit betrachtet worden ist.

So mußten denn also die Päpste um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts immer mehr die Erfahrung machen, daß sich hie und da in der Christenheit doch schon sehr vernehmliche Stimmen gegen ihren Despotismus erhoben. So politisch sie sich nun auch dabei zu benehmen wußten, so thörigt handelten sie doch darin, daß sie die (zwischen 1440 und 1450) durch Johann Guttenberg von Mainz, Laurentius von Harlem, Johann Faust und Peter Schöffer erfundene Buchdruckerkunst nicht gleich

in ihrer Geburt zu erstikken suchten, ehe sie noch zu ihrer furchtbarsten Feindin heranwachsen konnte. Denn nichts hat wohl so sehr, als diese wohlthätige Erfindung, die zur Beförderung der Aufklärung so wohlthätige Cirkulation der Ideen und die Vermehrung der gelehrten Hülfsmittel begünstigt. Dazu gesellte sich noch die immer mehr erwachende Vorliebe für das Studium der alten Sprachen und der schönen Wissenschaften. Man pflegt die Wiederherstellung der Wissenschaften nach der Eroberung von Konstantinopel (1453) durch Sultan Muhammed II. zu datiren und, wegen der nach Italien geflüchteten griechischen Gelehrten, dieses Land zur Wiege der wiederauflebenden Wissenschaften zu machen, wie es bei dem Absterben derselben im Mittelalter ihr Grab gewesen war. Das Letztere wird allerdings durch die Geschichte bestätigt, nicht aber das Erstere, weil schon seit dem um die Wissenschaften hoch verdienten Petrarka im vierzehnten Jahrhundert und seit dem berühmten Lehrer der Grammatik und Rhetorik in Florenz, Johannes von Ravenna, eine heiße Begierde nach griechischer Sprache und Literatur die bessern Köpfe Italiens ergriffen hatte. Schon seit dem zweiten Decennium des funfzehnten Jahrhunderts fand man in jeder nur etwas bedeutenden italienischen Stadt Lehrer der griechischen und römischen Sprache und wegen der Aufmunterung, die die Wissenschaften in Italien bei den dortigen Großen fanden, hatten sich schon vor der Eroberung von Konstantinopel mehrere griechische Gelehrte dorthin gezogen. Das Haus Medicis in Florenz, besonders der Stammvater desselben Kosmus von Medi-

cis, so wie Papst Nikolaus V., der Stifter der Vatikansbibliothek, zeichneten sich als Mäcene der Gelehrten aus. Der Kardinal Bessarion, ein gebor-ner Grieche und Bischof von Nicäa, der seines Über-tritts zur lateinischen Kirche wegen mit dem Kardi-nalshut beschenkt worden war, beförderte vor allen Dingen das Studium des Plato, der jetzt wieder das Übergewicht über den Aristoteles erhielt, nahm sich der geflüchteten Griechen sehr thätig an, stellte den alten Flor der Universität Bologna wieder her und stiftete in seinem Hause zu Rom eine gelehrte Akademie. Sein Zeitgenosse Laurentius Valla brachte besonders das Studium der Philologie von Neuem empor. Am Hofe seines Beschützers, des Königs Alphons von Neapel, wandte er Geschichte und Kri-tik dazu an, um das Mährchen von der sogenann-ten Schenkung Konstantins des Großen an die römi-schen Bischöfe in seiner Blöße darzustellen, den Ur-sprung des vermeintlichen apostolischen Symbolums verdächtig zu machen und an der lateinischen Ueber-setzung des neuen Testaments mancherlei zu verbes-sern. Darüber gerieth er denn in die Hände der Inquisition, aus denen er sich aber durch einen so folgsamen Widerruf zu retten wußte, daß er unter Nikolaus V. und Bessarions Schutz bis an sein Ende ein höchst bequemes Leben in Rom führen konn-te. — Auch in Deutschland breitete sich jetzt das Licht der Wissenschaften immer mehr aus; wenigstens wurden hier, gerade im funfzehnten Jahrhundert, die meisten der bis auf den heutigen Tag blühenden Universitäten gestiftet. Indessen hat freilich bei den auf jenen Musensitzen üblichen gelehrten Disputatio-

nen weder die eigentliche theologische Gelehrsamkeit, noch das praktische Christenthum gewonnen. Eine desto auffallendere Erscheinung ist gerade in dieser Zeit der berühmte Thomas a Kempis. Er führte seinen Namen von dem Städtchen Kempen im Erzstift Köln, aus dem er herstammte. Er hatte auf einem holländischen Gymnasio studirt und zeigte durch sein Beispiel, daß die damaligen niederländischen Schulanstalten geschicktere Lehrer des Volks bildeten, als die großen Universitäten. Den größten Theil seines Lebens brachte er in einem Augustinerkloster bei Zwoll in Oberyssel zu, wo er denn auch sein Hauptwerk „von der Nachahmung Christi" schrieb. Dieses Werk, das mehr als achtzehnhundert Ausgaben erlebte und fast in alle Sprachen übersetzt worden ist, sollte ein christliches Erbauungsbuch im weitesten Sinne des Worts sein. Hier wird die christliche Weisheit in der Abgezogenheit von der Welt gesucht und auf eine innige Liebe Gottes und Christi hingedrungen, auf eine Abtödtung des Sinnes für das Weltliche und auf eine demüthige Unterwerfung unter die Fügungen des Höchsten. Freilich hat das Ganze einen schwärmerisch-mystischen Anstrich, der sich leider! bis in die Mitte unsers achtzehnten Jahrhunderts in den christlichen Erbauungsbüchern erhalten hat; aber es war auch der erste Versuch dieser Art, der dem Verfasser mit Recht unter den Sittenlehrern des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz verschafft hat.

Man hätte denken sollen, daß die Statthalter Christi in Rom nach so manchen dreisten Angriffen auf ihre uneingeschränkte Macht endlich klüger und

bescheidener geworden wären; aber gerade die Päpste aus der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts übertrafen alle ihre Vorgänger an Unverschämtheit und in den empörendsten Ausschweifungen aller Art. Eben jener Aeneas Sylvius, der auf der Basler Synode die Koncilien als ein wirksames Gegenmittel gegen den päpstlichen Despotismus so kühn vertheidigt hatte, war unverschämt genug, als er nur erst selbst, unter dem Namen Pius II., den apostolischen Stuhl bestiegen hatte, alle seine vorigen Schriften zum Besten der Koncilien zu widerrufen und bei Strafe des Bannes jede Berufung auf eine allgemeine Kirchenversammlung zu untersagen. Aber immer bluteten die Päpste noch an der schmerzhaften Wunde, die ihnen die Basler Synode geschlagen hatte, indem sie jetzt von den abendländischen Christen weniger Geld erpressen konnten, als jemals. Die Eroberung von Konstantinopel mußte ihnen also eine Gelegenheit an die Hand geben, einige der alten Erwerbsmittel, die man ihnen in Basel so dreist abgeschnitten hatte, wieder zu benutzen. Sie munterten nämlich von jetzt an die europäischen Fürsten unablässig zu einem heiligen Kriege wider die Türken auf und wendeten dabei das Geld, das sie für ihre eigenen Zurüstungen erpreßten, zur Befriedigung der Habsucht ihrer Nepoten an. Solcher Nepoten, oder bestimmter zu sprechen, solcher unehelichen Kinder hatte Papst Innocentius VIII. nicht weniger, als sechszehn. Er hat sich vorzüglich dadurch einen verhaßten Namen gemacht, daß ihm Deutschland den ganzen Unfug der Hexenprozesse verdankte. An Zauberei und Hexerei und

überhaupt an den Einfluß böser Geister hatte man schon im dreizehnten Jahrhundert geglaubt, wie die Geschichte der Inquisition lehrt; aber in der Bulle, die dieser Papst für einen Theil von Deutschland, besonders für die Rheingegenden ausgehen ließ, wurde es erst für eine unbezweifelte Thatsache erklärt, daß Personen beiderlei Geschlechts in den Städten und auf dem Lande einen unzüchtigen Umgang mit männlichen und weiblichen Teufeln hielten, daß sie dann mit Hülfe derselben Zauberei trieben, die Weiber unfruchtbar machten, Geburten von Menschen und Thieren verkrüppelten, alle Früchte verdürben und überhaupt eine drükkende Plage für Menschen und Vieh wären." Zur Ausrottung dieser Landplage schickte er drei Dominikanermönche mit unumschränkter Inquisitorgewalt in jene Gegenden und verschaffte ihnen den Schutz der dortigen Bischöfe. Die weltlichen Herren und die Schriftsteller unterstützten dabei ihrer Seits den Glauben an Hexen und Teufelskünste so kräftig, daß sich der Greuel der Hexenprozesse bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland erhalten hat und jener Aberglaube bis auf den heutigen Tag in den Köpfen des Pöbels spukt. Innocentius selbst glaubte schwerlich an dergleichen Albernheiten, aber er fand hier ein gutes Mittel, den sonst so widerspenstigen Deutschen auf eine leichte Manier die Inquisition aufzudrängen. Mit ächter römischer Politik benutzte er dazu einen bei der Nation gewissermaßen einheimischen Glauben und da hielt es denn nicht schwer, allmälig auch die Ketzereien vor das Forum der Hexenrichter zu ziehen, weil man diese eben so gut, als die Hexe-

reien dem Einfluß des Teufels zuschrieb. Aber die Hexenmeister fanden anfangs bei ihrem Aufspüren verdächtiger Personen einen zu kräftigen Widerstand, als daß sie nicht die Ursache desselben darin gesucht hätten, daß die Deutschen von dem ganzen Zauberwesen noch nicht hinreichend unterrichtet wären. Es erschien also (1489) auf ihren Betrieb zu Kölln der berüchtigte „Hexenhammer", der eine wahre Prostitution des gesunden Menschenverstandes war. Die albernsten Träumereien über Teufelsbesitzungen und Hexereien sind hier mit einer armseligen Kunst in ein förmliches System gebracht und alle Zweifel dagegen gelöst. Es blieb also dieses Werk für die Zukunft die wichtigste Norm bei den Hexenprozessen und die ganze dabei übliche Verfahrungsart läßt sich hieraus am besten kennen lernen. Schauerlich ist es, aus den noch vorhandenen Akten der Hexenprozesse zu sehen, wie sinnlos die Richter dabei zu Werke gingen und wie sie, nach Art der spanischen und italienischen Inquisitoren, alle Martern der Tortur zu Hülfe nahmen, um (wie sie meinten) die hartnäckigen Teufel zum Geständniß zu bringen! Seit dieser Zeit glaubte man in ganz Deutschland an eine Gemeinschaft mit bösen Geistern und selbst Luther war von dieser Grille nicht frei. — Die Reihe der Päpste dieses funfzehnten Jahrhunderts beschließt gerade der schändlichste unter allen, Alexander VI., im strengsten Sinne des Worts ein zweiter Nero. Sein Leben war eine Kette der abscheulichsten Schandthaten, die er zum Besten seiner fünf unehlichen Kinder unternahm. Sein Haus glich einem Bordell; er war mit einem Heere von Buhlerinnen umgeben,

mit deren einer er den berüchtigten Cäsar Borgia, einen Ausbund von Zügellosigkeit und Liederlichkeit, gezeugt hatte. Sohn und Vater trieben gemeinschaftlich mit der Lukrezia, einer Tochter des Papstes, Blutschande. Solcher Greueltaten wegen ward er aber auch ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung und des bittersten Spottes und es wurden die beißendsten Satiren an den beiden Bildsäulen Pasquino und Marforio gelesen. Der Ursprung dieser Säulen war dieser: In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte in Rom ein Schuhflikker Pasquino, der von seiner Schusterbude aus über Päpste, Kardinäle und Nepoten satirisirte. Als man nach seinem Tode sein Haus niederriß, fand man unter dem Schutt eine unbekannte Bildsäule, die man auf demselben Platz aufrichtete und der der Pöbel dann den Namen Pasquino beilegte, so wie eine andre gegenüberstehende Marforio hieß. Da beide Säulen ziemlich in der Mitte der Stadt gelegen waren, so wurden sie von der Zeit an bis auf den heutigen Tag von den Satirikern dazu benutzt, um ihre Einfälle und Ausfälle gegen wichtige Personen in Rom, besonders gegen Päpste und Regierung daran zu publiciren. Der Pasquino enthielt gewöhnlich Fragen und kurze Sätze, der Marforio die Antworten, Urtheile und längere Zusätze, so daß sich das Ganze wie eine Unterredung zwischen zwei scherzenden Bürgern über die Neuigkeiten des Tages ausnahm. Da der Scherz hier in der Regel persönlich war, so nannte man davon alle persönlichen Satiren Pasquillen oder Pasquinaden. Alexander ließ sich aber durch den bittersten Spott von seinen Abscheulichkeiten nicht

zurückhalten und er beschloß endlich sein schändliches Leben auf eine traurige Art, indem er unvorsichtiger Weise von dem vergifteten Wein trank, den sein eigener Sohn Cäsar Borgia zur Vergiftung von zwölf Kardinälen gemischt hatte. Sein zweiter Nachfolger Julius II. gab ihm an Liederlichkeit nichts nach und war überdieß noch ein eben so arger Trunkenbold, als ein blutgieriger Enthusiast für den Krieg. Er stellte sich in eigener Person an die Spitze eines Heeres, schloß (1508) mit dem deutschen Kaiser Maximilian und mit den Königen von Frankreich und Spanien die berühmte Ligue zu Kambray gegen Venedig, wiewohl die projektirte Zertrümmerung dieser Republik eine fruchtlose Chimäre blieb. Überhaupt setzte er durch seine Eroberungssucht und durch seinen Blutdurst ganz Europa in Bewegung und verband sich wieder, nach geschlossenem Frieden mit Venedig, mit dieser Republik und mit England gegen Ludwig XII. von Frankreich und sprach am Ende das Interdikt über das ganze französische Reich aus. Nun suchte zwar Ludwig in Verbindung mit Kaiser Maximilian und mit einigen römischen Kardinälen durch eine (1511) zu Pisa ausgeschriebene Synode den Übermuth des Papstes zu dämpfen und eine Reformation der Kirche zu bewerkstelligen; aber da sich der Kaiser mit dem Papst aussöhnte, zerschlug sich auch die Synode wieder und Julius hielt nun seinerseits eine Gegensynode in der Laterankirche zu Rom. Hier wurden die Beschlüsse jener Pisanersynode aufgehoben, ohne daß man zu der projektirten Kirchenverbesserung kommen konnte und wer weiß, was der zügellose Papst noch gegen Ludwig

unternommen hätte, wenn er nicht bald darauf (1513) gestorben wäre. — Nun gelangte denn endlich Leo X. auf den päpstlichen Thron. Er stammte aus der berühmten Florentinischen Familie der Medicis und brachte eben sosehr die Prachtliebe, als die Zuneigung zu den Wissenschaften als erbliche Eigenschaften in dieser Familie mit sich auf den Stuhl Petri. Durch seine Schlauheit wußte er es dahin zu bringen, daß sich der junge König von Frankreich Franz I. durch die Aufopferung der Gallikanischen Kirchenfreiheit seine Freundschaft theuer genug erkaufte. Es wurden nämlich zu Bologna die berühmten Konkordate entworfen und unterzeichnet, in welchen die schon erwähnte pragmatische Sanktion von Bourges aufgehoben und dagegen festgesetzt ward, daß statt der Kirchen und Stifter künftighin der König selbst die Bischöfe und Äbte ernennen und der Papst sie bestätigen sollte. Bei allem Widerspruch von Seiten der Bischöfe, des Parlaments und der Universität Paris ging dieser Vertrag dennoch durch; man vergaß alle Beschlüsse von Kostniz und Basel und der Papst zog nach und nach die Annaten wieder aus Frankreich. Überhaupt war gerade dieser Leo X., bei seinen übrigen guten Eigenschaften, durch seine grenzenlose Prachtliebe und durch seinen überwiegenden Hang zum angenehmen Leben daran Schuld, daß in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden die Klagen über die päpstlichen Gelderpressungen immer lauter und lauter werden mußten. Unter dem mildernden Namen eines Ablaßgeldes für begangene Sünden war der ganzen abendländischen Kirche ein harter Tribut auferlegt

und die sogenannten Ablaßprediger waren überdieß noch in der Regel die schändlichsten Menschen, die das Volk in dem duminsten Aberglauben erhielten, um außer der päpstlichen Schatzkammer auch ihre eigenen Beutel reichlich zu füllen. Besonders setzten die Deutschen, solcher in die Augen fallender Mißbräuche wegen, die „Beschwerden deutscher Nation" auf, aber sie wurden mit ihren Klagen in Rom nicht gehört. Päpste, wie Alexander VI. und Julius II., hatten die Ehre ihres Stuhls bei allen europäischen Höfen und Völkern auf ein gefährliches Spiel gesetzt, und während die witzigsten Köpfe in Deutschland, Frankreich und Italien die Sitten der Päpste und die in Rom verübten Schandthaten zu einem Gegenstand ihrer feinsten und bittersten Satire machten, riefen Klerisei und Laien, Fürsten und Unterthanen laut nach einer Reformation an dem Haupt und an den Gliedern. Und doch blieb der Stuhl Petri unerschüttert, doch konnten ihn die kühnsten Angriffe nicht zum Wanken bringen? — Nein! denn er stützte sich auf den Heiligenschein der Ehrwürdigkeit, den sein hohes Alterthum um ihn her verbreitete. Man fürchtete noch immer seine Bannstrahlen, weil bei dem großen Haufen mit dem ganzen System von geheiligten Lehrsätzen die Vorstellung festgewurzelt war, der Papst sei der von Gott selbst bevollmächtigte untrügliche Richter in Glaubenssachen, mit dem Umsturz der Hierarchie stürze zugleich das ganze Lehrsystem, ja die Religion selbst zusammen und die Geistlichkeit, als der Mittelstand zwischen Gott und Menschen, würde in ihrem Ruin das Heil und die Seligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts mit sich

reißen! Mochten denn also immerhin Fürsten, Bischöfe und Rechtsgelehrten auf eine Reformation der Kirche dringen; mochten immerhin die witzigen Köpfe aller Nationen die Raubgier der Päpste, die Unwissenheit und Unmoralität des Klerus, die Verderbtheit der Mönche, die Pedantereien der Universitätstheologen und die Einfalt der Volksprediger in allegorischen Dichtungen, äsopischen Fabeln, Todtengesprächen, Possenspielen, Gassenliedern, Holzschnitten u. s. w. dem Hohngelächter des ganzen aufgeklärten Europas Preis geben. — Das Volk behielt noch immer seine heilige Scheu, eine gewisse dunkle Gespensterfurcht vor dem Papst, die die Bettelmönche und Ablaßprediger durch ihre heimlichen Machinationen und geistlichen Possenreißereien reichlich zu nähren und zu unterhalten wußten! Man sahe sich vergebens nach dem hellen Kopf um, der das große Wagestück einer Reform der Theologie und Religion unternehmen würde und aus einer totalen Umwandlung des Kirchenregiments und der Kirchenzucht konnte so lange nichts werden, als man dieselbe ohne Zuziehung des Papstes und ohne eine allgemeine Kirchenversammlung für unausführbar hielt. — Ein unbedeutender Augustinermönch mußte endlich der Christenheit zeigen, daß eine gänzliche Verbesserung und Reinigung der Kirche und des Lehrbegriffs zu Stande kommen könnte, wenn man sich endlich einmal mit Gewalt von dem Pabst losrisse!

Bei der Entfernung des Druckorts haben sich folgende gröbere, den Sinn entstellende Druckfehler eingeschlichen:

Seite 7 Z. 22 lies gleich nicht für nicht gleich.
— 11 Z. 4 lies Vorbedeutungen für Verbindungen.
— 21 Z. 12 lies und den für und dem
— 24 Z. 2 lies anknüpften für anknüpfen.
— 25 Z. 24 lies Verlegenheiten für Verlegenheit.
— 29 Z. 18 lies selbst erwählten für selbst erwahnten.
— 31 Z. 3 lies berüchtigten für beträchtlichen.
— 36 Z. 28 lies vor denen für von denen.
— 41 Z. 6 lies blieben für bleiben.
— 49 Z. 11 hinter der fehlt Christen.
— 53 Z. 16 hinter ausdrücklichen fehlt kaiserlichen.
— 68 Z. 4 hinter Härte fehlt die Christen.
— — Z. 7 lies in den für in die.
— — Z. 8 lies geschützt für geschätzt.
— 84 Z. 1 lies weil für wei
— 95 muß die erste Zeile ganz wegfallen und an die letzte Zeile auf dieser Seite angehängt werden.
— 95 Z. 16 lies Basilius für Basilus.
— 100 Z. 30 lies Schwärmen für Schwärmern.
— 101 Z. 21 lies beriefen für berufen.
— 106 Z. 22 lies mächtigen für wichtigen.
— 138 Z. 8 lies Öltrug für Ölkrug.
— 140 Z. 32 lies mit seinen Begleitern für mit seinem Begleiter.
— 147 Z. 14 muß doch wegfallen.
— 148 Z. 32. lies Baradäus für Baradaus.
— 156 Z. 19 lies sündigenden für sündigen.
— 164 Z. 1 lies der für die.
— 172 Z. 21 lies schrieben für schoben.
— 181 Z. 12 lies ward für war.
— 182 Z. 17 nach Konstantinopel fehlt nicht.
— 184 Z. 11 lies sinnliche für sämmtliche.
— 190 Z. 3. lies vorbereitet für verbreitet.
— 192 Z. 23 fehlt hinter Herren ein Komma.
— 194 Z. 30 lies welchem für welcher.
— 196 Z. 30 lies dennoch für demnach.
— 197 Z. 1 lies Konstantin für Konstantinopel.
— 200 Z. 32 lies eines für einer.
— 218 Z. 21 lies ihnen für ihm.
— 223 Z. 22 lies es für er.
— 224 Z. 8 lies Bußtagen für Bußtagen.
— 225 Z. 8 lies 842 für 832.
— 227 Z. 28 lies müßten für mußten.
— 241 Z. 19 lies zu dem für dem.
— 244 Z. 7 lies Italien für Deutschland.
— 245 Z. 8. fehlt hinter gab ihnen.
— — Z. 25 muß dazu wegfallen.
— 248 Z. 22 und 23 lies Belehnung für Belohnung.
— 251 Z. 7 lies Art für Hand.
— 253 Z. 9 lies des für der.
— 272 Z. 5 fehlt hinter Wandels wegen.
— 321 Z. 10 lies mit für auf.
— 326 Z. 21 lies Komnenus für Kommenus.
— 340 Z. 5 lies Seleucia für Selnucia.
— 354 Z. 14 lies künstlichen für künftigen.
— 359 Z. 13 lies lockte für lenckte.
— 361 Z. 2 fehlt hatte nach und
— 365 Z. 7 fehlt jenen hinter weil es.
— 374 Z. 6 Pultein für Pullin.
— 377 Z. 3 lies Bogonniten für Bogomiten.
— 380 Z. 14 lies Armen für Armee.
— 389 Z. 13 lies überschreiten für überschicken.
— 397 Z. 6 lies eigentlich für eigenlichen.
— 411 Z. 22 lies Beistimmung für Bestimmung.

Schinner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thym, Johann Friedrich Wilhelm, 1768-1803

Historische Entwickelung der Schicksale der christlichen Kirche und Religion für gebildete Christen

Bd.: 1

Berlin (1800)

H.eccl. 1142 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10027951-8
VD18 90043707